Das

malerische und romantische

Deutschland.

Erster Band.

Schwaben

von

Gustav Schwab.

Mit 30 Stahlstichen.

ZUR BIBLIOTHEK DER STIFTUNG DES K.B. INGEN. OBERST VON KERRNRIED GEHŒRIG.

Zweite Auflage.

Leipzig, 1846.
Georg Wigand's Verlag.

Vorwort.

Wenige Gegenden Deutschlands vereinigen so verschiedenartige landschaftliche Reize, wie Schwaben; weniger Länder reizende Bilder schmückt Sage und Geschichte mit einem so rührenden Abendrothe ferner Erinnerungen. Bei diesem Reichthum an beiderlei Schmucke sieht sich Künstler und Verfasser des Textes in gleiche Verlegenheit gesetzt. Welche Auswahl soll jener treffen, auf dreißig Bilder beschränkt, wo das Zehnfache nicht hinreichen würde, alle romantischen und malerischen Schönheiten des Landes dem Freunde der Natur vorzuführen? In welche Verbindung soll dieser dreißig Punkte bringen, die, einer vom andern oft durch viele Meilen getrennt, jeder isolirt aufgefaßt sind, und so auch dargestellt werden müssen? Die Aufgabe war unläugbar hier viel schwieriger, als in mancher andern Sektion dieses Werkes, wo entweder nur Oasen einer pittoresken Natur auch mythisch und geschichtlich leicht zu erschöpfen, in übrigens gleichgültigerem und weder für Crayon noch für Feder verführerischem Lande sich darboten, oder der einfache Lauf eines Flusses ohne Sprünge und Winkelzüge von einer reizenden Landschaft zur andern zwanglos hinleitete. Inzwischen haben wir es versucht, in dieses bunte Gemisch von Einzelheiten doch eine gewisse Einheit zu bringen. Das weitläufige Land ist von uns planmäßig durchwandert worden, und dadurch ist es nicht nur dem Zeichner gelungen, in vier größeren Reisecomplexen Verwandtes zusammenzustellen, sondern auch die Beschreibung konnte bei jeder der vier Wanderungen den Faden der örtlichen und geschichtlichen Schilderungen, nur selten abbrechend, von Gegend zu Gegend fortführen und das, was die bildliche Darstellung bei Seite lassen mußte, durch das Wort flüchtig andeuten. Dabei war freilich das Land anders aufzufassen und die Beschreibung in andrer Ordnung vorzunehmen, als es der Topograph gethan haben würde. Dieser hätte etwa mit dem höchsten Theile des Landes begonnen und wäre von jenem zu den niedrigern Gebirgen, Hügeln und Ebenen hinabgestiegen; er hätte den Hauptfluß des Landes von seiner Quelle bis zum Ausflusse ununterbrochen verfolgt und, wo es irgend möglich gewesen wäre, eine Totalübersicht, ein Rund-

gemälde des Landes geliefert. Wer aber den Beschauer vom Kleineren zum Größeren, vom Lieblichen zum Erhabenen, von der bescheidenen Landschaft zur romantischen Naturscene führen möchte, muß einen andren Weg einschlagen und kann seine Bilderreihe nicht einer wissenschaftlichen Ordnung unterwerfen.

Den Kern Schwabens bildet eine theils von Hügelmassen besetzte, theils wellenförmig erhabene Landschaft, welche im Westen und im Südosten von höheren Stufen wie von Rändern eingefaßt ist. Die westlichste dieser Stufen, welche landeinwärts allmählig, einem glatten Dache gleich, gegen die Ebene sich herabsenkt, ist der Schwarzwald; die südöstliche, welche plötzlich und steil, wie ein jähes Dach, gegen dieselbe abfällt, ist die Alb. Zwischen beiden, dem Schwarzwald und der Alb, welche im Südwesten bis auf eine Meile einander nahe kommen und nur noch durch die Breite des oberen Neckarthales von einander getrennt sind, dann aber schnell von einander sich abwenden, erweitert sich die Landschaft immer mehr gegen Nordosten bis zur Jaxt und hinaus bis zum Mainstrom. Der Schwarzwald selbst bildet mit seinem badischen Theile, nebst einem schmalen Streife flachen Landes, die westliche Gränze Schwabens; die Alb durchzieht das Königreich Württemberg von Südwest nach Nordost in die Quere. Jenseits derselben im Süden breitet sich eine zweite große Landschaft aus, welche zwar niedriger liegt als die Alb, aber höher als die erste, nördliche Ebene. Es ist dies Oberschwabens Hochebene, welche von der Donau bis zum Bodensee an der südlichen Gränze Schwabens sich erstreckt.

Auf dem hier geschilderten*) Schauplatze der Natur drängt sich das Malerische und Romantische, sofern es Auszeichnung verdient, so ziemlich im Neckarthal, der Alb, dem Schwarzwald und den Ufern des Bodensees zusammen. Damit glauben wir die Eintheilung unsrer Sektion in vier Reisen oder vier Hauptabschnitte des nachbenannten Inhaltes hinlänglich gerechtfertigt. Der erste Abschnitt umfaßt die Reise durch das Neckarthal von Canstatt bis Heidelberg, denn da die Pfalz keine eigene Sektion hat, so meinten wir hier nicht streng bei der Gränze Schwabens stehen bleiben zu müssen. Sieben der schmucksten und niedlichsten Landsschaftsbilder sind hier — eine kleine Auswahl aus viel Sehenswerthem — herausgehoben worden, und haben wir Bedacht darauf genommen, daß des Betrachtenswürdigen, wie des

*) Die Schilderung, für Schwaben angepaßt, ist der soeben (1836) bei Metzler in Stuttgart erschienenen, gründlichen „Geographischen Beschreibung von Württemberg, von Ludwig Völter“ entnommen, einem Buch, das Jedem zu empfehlen ist, der einen lebendigen Ueberblick über einen großen Theil von Schwaben gewinnen will.

durch Vergangenheit oder Gegenwart Ausgezeichneten möglichst Vieles in Einem Blatte sich vereinige. So erscheint Canstatt, das Landhaus Rosenstein und die Residenzstadt Stuttgart zusammen auf einem und demselben Bilde; die nächste Darstellung ist Schillers Haus auf dem Marktplatze zu Marbach gewidmet; dann folgen Kloster Maulbronn, die alte Reichsstadt Heilbronn mit dem Thurme, wohin Sage und Poesie das Gefängniß Götzens von Berlichingen verlegt; Weinsberg mit der Weibertreue; Wimpfen am Berg und im Thale, diese vier auf je einem Bilde; die schönen und ereignißreichen Burgen Horneck und Guttenberg füllen nebst Gundelsheim ein einziges Blatt; von den vier Burgen Neckarsteinachs stellt sich die älteste und groteskeste, das Schwalbennest, vereinzelt dar; den ganzen Zug der Neckarbilder beschließt das köstliche Heidelberg, an welchem Kunstdarstellung und Schilderung durchs Wort oft versucht worden ist und nie sich erschöpft hat. Weiteres von dem Hügel- und Ebenlande Schwabens mitzutheilen erlaubt theils der Raum theils die Bestimmung unseres Werkes nicht.

Daher führt sofort die zweite Reise im nächsten Abschnitt unsrer Sektion in eine andre Region unsres Schwabenlandes, in die Thäler und Berge der schwäbischen Alb, wo eine größere Natur sich vor unsrem Auge aufthut. Der Durchwanderer unsres Bilderwerkes wird von uns zuerst an den südöstlichen Abfall dieses Jurakalkgebirges, ins Donauthal geführt, und der Repräsentant jener malerischen Felsgegenden ist hier das Schlößchen Bronnen. An vielem Schönen und Großartigen ungern vorbeigehend, verweilen wir erst wieder in einem Thalabschnitte dieser Albseite beim romantischen Ursprunge der Blau und dem vielseitig merkwürdigen Städtchen Blaubeuren. Die Hochebene der Alb überspringt ein Werk, das dem malerischen und romantischen Schwaben gewidmet ist, wie billig; es eilt der Ausbeute zu, welche die nordwestliche Abdachung des Gebirges verspricht, mit ihren mannigfaltigen und großartigen Thälern, in welchen Obstwälder im Schoße von Buchenhainen und Felsengründen, von Burgen und Schlössern überragt, von versteckten Grotten umlagert, die Erinnerungen einer üppigen Natur ins rauhe Gebirg hinübertragen, dessen Hochflächen an die Steppen und das Klima des Nordens erinnern, während volkreiche und blühende Städtchen an der Traufe des Gebirges die Pforten jener romantischen und doch so gesegneten Thäler bewachen. Aus dem Ueberflusse von Großem, Schönem und Seltenem aller Art heben wir hier auf sechs Blättern Rechberg und Hohenstaufen (in Einem Bilde), Hohenurach, die Burgtrümmer des Reisensteines, das Schlößchen Lichtenstein, das Innre der Nebelhöhle und die Burg

Hohenzollern heraus. Dann entfernt sich unser Weg einige Stunden von der Alb, um die ganz einzige Lage des Städtchens Haigerloch zu betrachten und die hervorragendsten Städte des mittlern Neckargebietes, Tübingen und Eßlingen, die, jede in eigenthümlich reizender Lage, des Merkwürdigen so Vieles bieten, für Darstellung und Schilderung nachzuholen. Somit umfaßt dieser zweite Abschnitt eilf Bilder, wovon acht der schwäbischen Alb, und drei dem Mittellande zwischen Alb und Schwarzwald angehören.

Der Granitwall des Schwarzwalds trägt, was Ausdehnung, Höhe und Gebirgsart betrifft, einen mächtigeren Charakter, als die Mauer der schwäbischen Alb; der Gang von dieser zu jenem, der im dritten Abschnitte auf der dritten Reise von uns in malerischer und romantischer Hinsicht durchforscht wurde, bildet somit in derselben Beziehung auch einen Fortschritt vom Niedrigern zum Höheren. Seine erhabeneren Schönheiten sind indessen nur im westlichen Abfalle dieses Gebirges gegen das Rheinthal und theilweise auf der nördlichen Seite desselben zu suchen. Aus den bescheideneren Reizen der Thäler, die der südöstlichen Abdachung näher liegen, haben wir das uralte Kloster Hirsau mit seinem stillen Tannengrunde zur Darstellung gewählt, dann, nach Südosten gewendet, den Triberger Wasserfall, die Felsenschlünde des Höllenthals, Freiburg an der heiterernsten Ausmündung des Gebirges mit seinem erhabenen Münster und endlich den Römersitz Badenweiler aufgesucht, in dessen waldigen Grund schon die üppigste Kultur des Rheinthales eingedrungen ist. Zwei Siebenmeilenschritte führen uns von da ins Murgthal, aus dessen Herrlichkeiten das stille Forbach und die ehrwürdige Ruine Baden ausgelesen worden. Sieben Bilder sind so dem Schwarzwalde gewidmet.

Die drei stolzesten Darstellungen liefert der letzte Abschnitt und die vierte Reise, die den Freund der schwäbischen Natur an den Bodensee und vor die Stirn der Schweizeralpen führt. Lindau's Inselstadt mit einer herrlichen Ansicht des Obersee's und einer weiten Rundsicht über die Hochgebirge ist das erste Bild in diesem Kleeblatte; das zweite zeigt den Untersee mit Constanz, von dem Napoleonidenschlosse des Arenenberges aus gezeichnet. Im dritten Bilde des vierten Abschnittes, dem dreißigsten und letzten unsrer Sektion, trennt sich der Beschauer mit der porphyrnen Felsenveste Hohentwiels und einer ganzen Gruppe verschwisterter Berge des Hegäus oder Höhgäus vom Schwabenlande.

Das Neckarthal
von Canstatt bis Heidelberg.

Canstatt mit dem Rosenstein und Stuttgart. — Marbach mit Schillers Hause. — Kloster Maulbronn. — Heilbronn mit Götzens Thurm. — Weinsberg und die Weibertreue. — Wimpfen am Berg und im Thal. — Horneck, Gundelsheim und Guttenberg. — Das Schwalbennest bei Neckarsteinach. — Heidelberg.

Canstatt mit dem Rosenstein und Stuttgart.

Unsre Gallerie malerischer Gegenden aus Schwaben eröffnet sich mit einem Thale, über welches eine südlichere Natur das Füllhorn ihres Segens ausgegossen zu haben scheint. Schon der alte Hübner in seinem jetzt hundertjährigen Zeitungslexicon sagt: „Canstatt ist nach Stuttgart und Tübingen eine der feinesten Städte im Württembergischen.“ Er konnte mit diesem rühmlichen Prädikate keineswegs unmittelbar das Städtchen Canstatt selbst bezeichnen wollen, denn dieses ist ein unansehnliches, in seinem Innern nichts weniger als „feines“ Landstädtchen, von dessen Einrichtung zu Hübners und zu unsrer Zeit galt und gilt, was schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts Martin Crusius in seiner Chronik vorgemerkt hat: „die Häuser von Canstatt sind nicht zur Pracht, sondern zum Gebrauch gebaut.“ Jenes Lob kann also nur der Umgegend gelten, und diese verdient es auch in vollem Maße. Der Theil des Neckarthals, in dessen Schoße Canstatt liegt, gehört nicht zu den großartigeren, wohl aber zu den freundlichsten und fruchtbarsten von ganz Schwaben. Das üppigste Rebenlaub kleidet seine sonnigen Hügel, deren Höhen und tiefere Thaleinschnitte wuchernde Obstgärten oder vielmehr Obstwälder bedecken und ausfüllen; breite Weidenpflanzungen auf frischen grünen Wiesen ziehen sich zu beiden Seiten der Flußufer hin und machen in der Nähe zahlreicher und lachender Ortschaften Gärten und Aeckern, wohl auch Weinpflanzungen Platz; einzeln auf Hügeln stehende Kirchen, zu welchen nur die letzten Häuser der Dörfer sich emporziehen, erinnern mitten im protestantischen Lande an die alte katholische Zeit, aus der wohl auch einmal die einsame Kapelle eines verschwundenen Dorfes übrig geblieben ist; einige Dörfer sind wie die Städte Italiens ganz auf Hügeln gelagert; die neueste

Zeit hat diesem lachenden Gemälde Landhäuser, Tempel, Badehallen und Pavillons hinzugefügt, und das unscheinbare Canstatt selbst verschwindet unter einer Umkleidung von schmucken Vorwerken, Gasthöfen, Badehäusern, Fabriken und vor einer gewerbreichen, an Bauten von Jahr zu Jahr wachsenden Vorstadt jenseits des Neckars, die binnen Jahresfrist mit der Stadt selbst durch die massivste und schönste Steinbrücke des Landes verbunden sein wird.

Vom Standpunkt unsres Bildes aus, dem die ferne Hauptstadt im Hintergrunde nicht fehlen durfte, ließ sich nur ein Segment dieses herrlichen Thales darstellen, aber der Künstler hat so viel Schönes als nur möglich war und die strenge Wahrheit in den Oertlichkeiten vertrug, auf seinem engen Raume zu vereinigen gewußt. Verfolgen wir die Schlangenlinie des Neckars, die sich ganz in den Vorgrund, dem auf dem linken Ufer gelegenen, im Bilde nicht mehr sichtbaren Dorfe Münster zuzieht, aufwärts, so zeigt sich, den ganzen Mittelgrund einnehmend, Canstatt mit seiner Kirche und deren Thurm, einem Werke des berühmten Baumeisters Schickhardt; dann die Neckarbrücke, die Vorstadt; links vom Beschauer „der Sulzerrain"; so heißt der Hügel, hinter welchem die Sulz, d. h. die wichtigste Heilquelle der berühmten Canstatter Bäder, mit ihren neuen Bauten und Anlagen, sich verbirgt. Hinter den ersten Vorhäusern der Stadt erscheint auf einem Hügel das kleine Dorf Berg mit seiner niedlich gelegenen Kirche, ganz links in der Ferne zwischen gabelförmigen Hügelvorsprüngen das Dorf Gablenberg, auch hügelansteigend. Rechts von unserm Auge sieht hinter der Vorstadt noch im Thale selbst das königliche Haus Bellevue hervor, und auf dem jetzt in Rasen und Rosen gekleideten Hügel, der einst der Kahlenstein hieß, ist das herrliche Landhaus „auf dem Rosenstein" gelagert. Weiter rechts steht ein den Anlagen dieses Schlosses zugehöriger Pavillon. Im Hintergrunde schmiegt sich die erste Haupt- und Residenzstadt Württembergs, Stuttgart, durch die schönsten Anlagen mit Canstatt verbunden, ganz in den Boden des Kessels, welchen links der Eßlinger- und der Bopserberg, rechts der Hasenberg, dessen Fortsetzung zum königlichen Lustschlosse Solitude führt, im hintersten Grunde endlich die hier abfallende Hochebene der „Filder" bildet.

Vergleicht man die in so vielen Beziehungen ungemein günstige Lage Canstatts mit der eingepreßten Stellung, wie sie Stuttgart in einer zwar höchst fruchtbaren aber wasserarmen Gegend zwischen lauter Hügeln und Bergen einnimmt, so müßte man es unbegreiflich finden, warum die Herren von Württemberg nicht lieber das benachbarte Canstatt zu ihrer Residenz gewählt haben, wenn man nicht wüßte, daß die Gründung von Residenzen selten auf freier und bewußter Wahl ruhe, sondern dieselben gewöhnlich mit Land und Staat erst allmählig entstehen und gewissermaßen da sind, ehe man sich dessen versieht. Inzwischen machte noch im Jahre 1682 ein Herr Ganniare de St. Paul dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg und seinem geheimen Rathe in einer eigenen Druckschrift den Vorschlag, zum Besten des Landes

Canstatt zur Haupt= und Residenzstadt zu machen, weil sich dort Alles vereinige, was zu einer blühenden Hauptstadt gehöre.

Was uns an Canstatt nicht weniger anzieht, als die Reize seiner Umgebung, sind seine geschichtlichen und naturhistorischen Merkwürdigkeiten. Wir beginnen mit den letzteren, die gleichsam die antediluvianische Geschichte des Canstatter Bodens ausmachen. Schon im Jahr 1700 wurden nämlich in Gegenwart des württembergischen Leibarztes Dr. Salomon Reisel auf einem Hügel, tausend Schritte von der Stadt gegen Morgen gelegen, an der jetzigen Waiblinger Straße, unter den Ueberresten uralter Mauern mehr als sechzig Stoßzähne (Hörner heißt er sie) und unzählige Knochenreste „bissiger und etwan auch unbekannter Thiere" gefunden, wie der ehrliche Mann in seinem ausführlichen Berichte sagt, den er „gelehrten und naturverständigen Männern zu ihrem hochvernünftigen Gutachten" und absonderlich zur Erörterung übergibt, „ob diese Hörner und Beine nur ein Spiel und Werk der Natur, in der Erde gewachsen, oder von lebendigen Thieren, in Mutterleib geboren, seyen; nicht weniger wie sie dahin möchten gekommen seyn."

Auf diesen Bericht hin schrieb Dr. Schleiß einen „Oedipus Osteolithologicus", in welchem er die Canstatter Fossilien für Ueberbleibsel römischer Hekatomben erklärte, dagegen Dr. Bayer, ein Altdorfer Professor der Theologie, sie in einer Dissertation des Jahres 1712 zu Angedenken der Sündfluth machte. Seitdem sich ähnliche Fünde bei den benachbarten Dörfern, zu Canstatt selbst im Jahre 1816*) und bei Abgrabung des Kahlensteins im Jahre 1823 wiederholten, und die Naturforscher, Kielmeier und Cuvier an der Spitze, das Gefundene ins gehörige Licht stellten, waltet kein Zweifel mehr ob, daß diese merkwürdigen Reste, deren Lagerstätten in der Regel aus aufgeschwemmtem Leimen, auch Süßwasserkalk und Sand bestehen, Zähne und Knochen von solchen Thieren sind, welche zum Theil aus der Reihe der jetzigen Schöpfung ganz verschwunden sind und einer dunkeln Vorzeit angehört zu haben scheinen, und daß die hauptsächlichsten von dem Mammuth, jenem Riesenthiere der Urschöpfung, stammen, andre dem Nashorn, einer Hyänenart, einer ungewöhnlichen Hirschart, endlich auch andern Thieren der jetzigen Schöpfung angehören. Sehr wahrscheinlich sind diese Thiere durch irgend eine gewaltige Veränderung auf unsrem Planeten zu Grunde gegangen und durch eine zweite Umwälzung so zusammengeschwemmt worden, wie man sie jetzt findet. Die Ungebildetern unsrer Vorfahren dachten bei ihnen an Riesengebeine, und manche unsrer Leser werden hier zum erstenmal erfahren, daß schon das classische Alterthum dergleichen kannte. Kaiser Augustus schmückte, nach

*) Durch den jetzigen Oberfinanzrath von Memminger, dessen Werke mit Sattlers historischer Beschreibung Württembergs dem Verf. die meisten Beiträge zu gegenwärtigem Aufsatze und reichliche zu manchem folgenden geliefert haben.

seinem Biographen*), sein Landhaus zu Caprea mit jenen riesigen Gliedern ungeheurer Thiere, welche man „Gigantengebeine und Heroenwaffen" nennt.

Wir lassen die Kalkfelshöhlen und Pflanzenversteinerungen, durch welche die Gegend Canstatts sich noch weiter auszeichnet, bei Seite, und gehen von der Naturgeschichte des Ortes zu seiner eigentlichen Geschichte über, die nicht weniger merkwürdig ist. An derselben Stelle, wo jetzt Canstatt gebaut ist, befand sich nämlich eine bedeutende Niederlassung der Römer. Wie noch jetzt diese Stadt der Mittelpunkt aller Hauptstraßen des Landes ist, so weisen auch in größerer und kleinerer Entfernung von derselben die dem Antiquar wohlbekannten Namen „Steinstraße", „Steinerner Weg", „Römerstraße", „Kaiserstraße", und ein zu Canstatt selbst gefundener „den Straßengöttern" geweihter Altar auf einen ganzen Complex römischer Straßen, und es lassen sich nicht weniger als sieben Straßenzüge dieser Art erkennen. Auch findet man in der Nähe dieser Straßen in und um Canstatt, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo mit den Thierknochen der Urwelt auch die Menschenwerke früher Zeiten zu Tage kamen, fast täglich mehr oder weniger bedeutende Baureste römischer Abkunft. So wurden im Jahre 1700 über den zuerst ausgegrabenen Fossilien bei der „Uffkirche", dem letzten Ueberbleibsel eines verschwundenen Dorfes, auf einem Hügel achtzig Schuh lange und acht Schuh dicke Mauern entdeckt, welche die Gelehrten für die Grundmauern bald eines Tempels, bald eines Castells, bald eines Amphitheaters halten wollten. In einem der öffentlichen Badegärten Canstatts fand man im Jahre 1818 römisches Badegeschirr, Münzen, Spuren von Wärmeboden; in Stadt und Vorstadt schon früher römische thönerne Wasserleitungsröhren, und noch vor wenigen Jahren ein Basrelief in Werkstein, die Minerva und den Merkur mit dem Beutel vorstellend. Ganz neuerdings, beim Fundamentiren des Ortpfeilers der neuen Neckarbrücke stieß man auf dem rechten Ufer auf eine sehr merkwürdige Alluvialbildung, die ein durch eisenschüssigen Kalksinter, wie sich derselbe aus verschiedenen Mineralquellen bildet, zusammengekittetes Conglomerat von Natur- und Kunstprodukten ist; die letztern schienen Geräthschaften zerstörter Wohnungen des Mittelalters und späterer Zeiten anzugeehören. Das Gestein wurde weggesprengt, und unter ihm kam eine römischd Wasserleitung zum Vorschein. Auf dem Kahlenstein, bei Mühlhausen un= bei Zazenhausen wurden, am erstern Orte Grundmauern und Estrich eines Gebäudes, am zweiten Spuren zweier römischen Wachtthürme, am dritten im Jahre 1701 Grundstöcke ausgedehnter Bäder, im Jahre 1816 an einer andern Stelle eilf Gemächer mit Gypsanwurf, Hypokauste, Kanäle, endlich im Jahre 1835 in der Gegend des erstentdeckten Bades abermals Einrichtungen derselben Art entdeckt oder wiederaufgedeckt, dazu allenthalben in der Umgegend Geschirre und Münzen, die letztern hauptsächlich aus dem zweiten und

*) Sueton. Octav. 72.

dritten Jahrhunderte, gefunden. Die alten Grabstätten, welche Herr v. Memminger auf dem Altenburgerfelde bei Canstatt im Jahre 1817 entdeckt hat, wiesen sich durch ihre Grablampen aus Thon und Glas, Aschenkrüge, Salbengefäße, Münzen u. A. durchweg als römisch aus. Vier zu verschiednen Zeiten gefundene Altäre sind, der erste von Emeritius Sextus, einem Krieger der zwei und zwanzigsten Legion, der zweite von P. Sedulius Julianus, aus der achten Legion, der dritte von Sattonius Juvenilis, der vierte von Gerionius (?) Severus, aus der zwei und zwanzigsten Legion, verschiedenen Göttern geweiht, und stammen wohl alle aus dem dritten Jahrhundert, der erste gewiß aus dem Jahre 223 nach Christus. Nach der Vertreibung der Römer ließen sich auf ihren Trümmern Alemannen und Sueven nieder, deren älteste Spur ebenfalls in, theils früher theils in neuester Zeit aufgefundenen, Grabstätten zu suchen sein dürfte, deren riesige Gebeine in ganz schmuckloser Bestattung jedenfalls römischem Ursprung widersprechen. Auf dem Boden und über den Grundmauern der Römercastelle aber erhoben sich allmählig die Burgen der freien Deutschen.

Es lag sehr nahe, bei den vielen Spuren einer so ansehnlichen Niederlassung, vielleicht der römischen Hauptstadt des mittleren Neckars, auch nach ihrem Namen zu forschen, und da diesen keine Inschrift und keine Münze nannte, ihn in dem Namen der nachmaligen Stadt Canstatt selbst aufbewahrt zu glauben. Ein sehr unorganischer Gelehrtenwitz des sechzehnten Jahrhunderts hat in den Buchstaben C. ANT. STAT. die Stativa (das Standlager) eines Cajus Antonius oder Antoninus suchen wollen; ein Alterthumskundiger unserer Zeit, der verstorbene Leichtlin, gibt der altrömischen Kolonie ohne weiteres den Namen Cana, weil auf einer zu Oetlingen an der Kels gefundenen Inschrift ein gewisser Oceaneolus, Bürger von Cana, erscheint. Allein die Heimath dieses Kriegers dürfte eher die Stadt Cana an der nördlichen Küste Kleinasiens oder eines der beiden Cana in Galiläa, als die Stadt Canstatt in Schwaben gewesen sein. Die Hoffnung, den Namen Canstatts zu einem römischen zu stempeln, ist so ziemlich aufgegeben, und wenn das römische Clarenna, oder aber Grinarione hier gesucht wird, so hat dies mit dem Namen Canstatt nichts zu schaffen. Was soll aber das Wort, wenn es germanischen Ursprungs ist, bedeuten? An den mythischen Schwabenkönig Canut, der es im J. 392 gebaut und nach sich benannt haben soll, glaubt kein Mensch mehr. Man könnte, wenn der Name nicht zu allgemein wäre, mit Memminger, bei Canstatt an Schiffsanlände (Kahngestade) oder an Kantenstadt (Gränzstätte) denken. In dieser Ungewißheit sei auch uns eine neue Vermuthung erlaubt. Der Name Canstatt tritt (ganz so geschrieben) zuerst in einer Urkunde des Herzogs Gottfried von Alemannien im J. 708 hervor; nicht lange nachher hält Karl Martells Sohn Karlmann hier zu Canstatt, („Condistat") blutiges Gericht über alemannische Große. Von nun an erscheint der Ort in den spätern Jahrhunderten häufig, als Canstatt, Kannistat,

Cannistat, Chanestatt, Chanelstatt; in der Nähe kommt ein Berg Canbach vor und unter den Adelsgeschlechtern der Stadt ein Canli oder Chenlin. Nun sind die altdeutschen Stammsylben Can, Kan, Chan, Chane, Cond nichts anders, als eben so viel Variationen des bekannten Wortes Kunne, was Familie, Sippschaft bedeutet.*) Nach dieser Ableitung hieße Canstatt nichts Anderes, als Stätte der Gesippten, gemeinschaftliche Burg von Verwandten, von Mitgliedern eines und desselben Geschlechts gegründet, und der Name der Edlen Canli oder Chenlin von Canstatt wäre, in Neudeutsch übersetzt, nichts Andres, als „Vetterlein von Vetternstatt." Eine geschichtliche Parallele soll uns zu Hilfe kommen. In einer Urkundensammlung der unterösterreichischen Stadt Zwethal**) wird erzählt: die Nachkommen eines gewissen Azo, die allerlei Namen führten, wollten, als Vettern, doch auch einen gemeinschaftlichen Sitz und Namen haben. Sie bauten daher eine Burg. Als nun das Fundament fertig war, und alle Sippen im Kreise herum standen, rief einer der Angesehensten aus ihnen: „Hie habent die Chuen dieses Landes an einem Ring;" das heißt: „hier halten sich die Kunnen, die Vettern des Landes Hand in Hand im Kreise." Davon hieß die Burg Chuenring (Kunnring, Vetternring). Sollte Canstatt in Schwaben, und Cunstadt in Mähren nicht dasselbe bezeichnen? Ein ganz ähnlicher Sinn möchte dann auch den schwäbischen Orts- und Geschlechtsnamen Magenhaus, Magenheim, Magstatt zu Grunde liegen, denn das altdeutsche Wort Magen trifft mit Kunnen in der Bedeutung Verwandte zusammen.

Ob nun, wie die Herren von Canstatt und die Canli, so auch die Schilling von Canstatt, die Stein zu Canstatt, die Herren der Burgen Uffkirchen auf dem rechten, Brie und Altenburg auf dem linken Neckarufer zu dieser Sippschaft der Canstatter Vettern gehörten, lassen wir dahingestellt. Von Uffkirchen oder Uffkirch ist nur noch Kirche und Kirchhof übrig, das Dorf war im sechzehnten Jahrhundert bis auf wenige Häuser verschwunden; wir hätten es zur Linken von unsrem Bilde zu suchen; Altenburg lag zur Rechten auf der Höhe; dem Namen nach zu urtheilen, auf römischen Grundmauern; Brie, Brige, Brey war eine Burg, um die sich die Vorstadt sammelte, die auch diesen Namen führte, der noch in der Benennung der Anhöhe Brag fortdauert; die Burg selbst wurde von Kaiser Rudolph im Jahre 1287 zerstört.

Inzwischen verschwand der alte Sinn des Namens Canstatt frühzeitig, und die Herren von Canstatt tragen schon im dreizehnten Jahrhunderte, wie

---

*) Frisch. Lexic. sub voce kunne. Kunne, genus, familia, sexus, uxor et maritus, conjux. Chane, Kane, genus. Chanschaft, conjugium. Chanchi (im sal. Gesetz), cognati, Kungen, Kunden, idem. Konne, genimen. Chone, Konmann, maritus. Conleut, conjuges. Alles mit Belegen.

**) Frisch. a. a. O. aus dem Diplomatorium Zwettalense.

später die Stadt, eine **Kanne** im Wappen. Der Ort stand nach den Römerzeiten ohne Zweifel unter den Herzögen Alemanniens und scheint nach deren Unterdrückung aus der Asche der Zerstörung auferstanden und Eigenthum der fränkischen Krone geworden zu sein. Karl der Große verweilte zu Canstatt. Später ist es durch die Grafen von Calw wenigstens theilweise in Welfischen Besitz gekommen. Zur Stadt geworden kam es mit der Gaugrafschaft und dem Landgerichte, dessen Sitz Canstatt war, an Württemberg, dessen Grafen übrigens, noch als Graf Eberhard im Jahre 1320 die Residenz von seinem Stammschlosse nach Stuttgart verlegte, wenig mehr von Canstatt besaßen, außer dem Landgericht und den alten Grafenrechten. Schon daraus erhellt, daß von einer Wahl zwischen Canstatt und Stuttgart, die Residenz betreffend, eigentlich gar keine Rede sein konnte. Canstatt hatte frühzeitig Stadtgerechtigkeit und allerlei Freiheiten erlangt. Die Eroberung der Stadt durch Kaiser Rudolph (1287) scheint sie wenig beeinträchtigt zu haben. Der Zusammenfluß von Straßen schuf in der Vorstadt an der Brücke frühzeitig ein gutes Wirthshaus, dessen Reisende der alten Zeit als einer besondern Merkwürdigkeit gedenken. „Canstatt, sagt vor ungefähr viertehalbhundert Jahren Ladislaus Suntheim, ein stat am Neckar, da ist gut Zehrung, da ist ein Wirtzhaus, das hat ein prun in der Stuben hinterm Ofen, darin allerlei Fisch." Daß Petrarch dasselbe sage, scheint auf einem Irrthum zu beruhen. Noch ist das Wirthshaus zum Ochsen, an der alten Stelle neu erbaut, eine Zierde der Vorstadt, und die Fische kommen noch immer aus dem neugefaßten Brunnen der Wirthsstube auf die Tafel der Gäste.

Ihre jetzige Gestalt verdankt die Stadt dem Herzog Ulrich von Württemberg, der nach der Rückkehr aus seiner Verbannung sie neuerdings befestigen ließ. Als im schmalkaldischen Kriege der Herzog von Alba zu Canstatt einrückte, war Ulrich ärgerlich auf seinen Sohn Christoph: „hätte man die Spanier aufgehalten, sie würden über die Mauren von Canstatt nit geritten seyn." Unbeschreiblich groß war das Elend, das Stadt und Bezirk im dreißigjährigen Kriege und durch die verheerenden Einfälle der Franzosen zwischen 1688 und 1707 betraf. Im Revolutionskriege wurde Canstatt mit der Umgegend der Kriegsschauplatz selbst. Als Moreau über den Rhein gegangen war und das österreichische Heer zurückgedrängt hatte, suchten beide Theile Canstatt zu gewinnen. Die Sachsen hatten den Kahlenstein, die Franzosen fechtend Stuttgart besetzt. Der Erzherzog Karl schlug sein Hauptquartier in einem Dorfe jenseit Canstatts, in Fellbach, mit achtzigtausend Mann auf. Am 20sten kam Moreau nach Stuttgart und nun erfolgte der allgemeine Angriff vom Neckardorfe Mühlhausen bis Eßlingen und die „Filder" hinauf. Der Erzherzog durcheilt die Stadt mit seinen Adjutanten, und die Brücke wird abgebrochen. Nun rücken die Franzosen vom Dorfe Berg und dem eingenommenen Kahlenstein her, und eine fürchterliche Kanonade von beiden Seiten nimmt die Stadt in die Mitte. Bis zum Abend rollt der Donner und fliegen die Kugeln pfei-

fend über sie hin. Mitten im Feuer plündern die Franzosen die Vorstadt. Im Gasthofe zum Ochsen werfen ihrer zwei den Wirth zu Boden, um ihn zur Entdeckung seiner Habseligkeiten zu zwingen, als eine Kanonenkugel durch die Wand geflogen kommt und beide Feinde zerschmettert. Eine bange Stille folgt auf diesen Tag. Endlich in der Nacht vom 23sten auf den 24sten Juli treten der Erzherzog und die Oestreicher den begonnenen Rückzug wieder an, und die Behörden übergeben die Stadt den Franzosen.

Seitdem hat sie den Kaiser Napoleon zweimal (1805 und 1809) und nach der Katastrophe von Moskau und Leipzig am 17ten December 1813 den russischen General Barclay de Tolly mit neunzehn Generalen, zweiundsiebzig Obersten und Stabsofficieren und einen ganzen Troß von Officieren, dann nach Napoleons Rückkehr von Elba zwei Erzherzoge von Oesterreich in ihren Mauern gesehen. Die Stadt hat mehre angesehene und berühmte Männer hervorgebracht, darunter zwei von europäischen Namen: Georg Bernhard Bilfinger und Christian Friedrich Schnurrer.

In den letzten zwanzig Friedensjahren hat Canstatt, im Innern ziemlich unverändert, viel von seiner äußern Gestalt verloren und ist eines Theils seiner Ringmauern und seiner alterthümlichen Thürme beraubt worden. Wer den alten Neckarthorthurm abbrechen sah, der so lange Stadt und Ufer einen Halt für's Auge gab, dem kommt wohl das rührend wahre Lied des Dichters in den Sinn, so oft er die verwandelte Stadt mit der einst durch ihre Alterthümlichkeit verschönerten Gegend überschaut:

Ihr Thürme habt, ihr ernsten Mauern,
Jahrhunderte den Fluß erblickt,
Ich seh' mit schmerzlichem Bedauern,
Zu welchem Werke man sich schickt.

Zerstörung droht: es wird entrissen
Sein Herzensbild dem hellen Fluß,
Ihr sollt, entformte Steine, missen
Hinfort den schönen Wellenkuß.

Ehrwürd'ge Laute, schweigt, ihr Glocken,
Verhalle, Ruf der grauen Stadt!
Sie schlägt ihr alt Gepräg' in Brocken,
Macht sich zum Flecken, eitel, platt! *)

Indessen — das unpoetische und industrielle Jahrhundert nicht allein, auch die Sorge für die Gesundheit forderte dieses und ähnliche Opfer, und zum eitlen Flecken ist darum Canstatt doch nicht geworden. Wer über der Stelle seiner alten Wälle die Stadt umwandelt, begegnet manchem nicht nur

*) Karl Mayers Gedichte.

schönen sondern ehrenwerthen städtischen Gebäude, blühenden Fabrikhäusern, mit stattlichen Gasthöfen, umbauten Badequellen und Gärten an beiden Enden der Stadt, geräumigen Schulhäusern und einem trefflichen orthopädischen Institut, dem sein rühmlichst bekannter Gründer Dr. Heine ein entsprechendes, freundliches Haus gebaut und es auf's zweckmäßigste eingerichtet hat.

Canstatts Heilquellen, nicht weniger als zehn an der Zahl, die theils in der Stadt, theils vor ihren Thoren sprudeln und zu den salinisch kohlensauern Eisenwassern gehören, haben aus dieser Stadt einen berühmten, aus allen Gegenden Deutschlands, aus der Schweiz, aus Frankreich und selbst aus entfernteren Ländern zahlreich besuchten Badeort gemacht. Die neuere Hauptquelle am „Sulzerrain" kam erst im vorigen Jahrhundert zum Vorschein, wurde anfangs von privilegirten Privaten, dann seit 1772 vom Staat ausgebeutet, lange aber nur zum Betrieb einer Oelmühle benutzt. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ward für einige Bequemlichkeit der Gäste gesorgt und im Jahr 1812 die Einrichtung erweitert. Endlich bildete sich der Brunnenverein, und König Wilhelm unterstützte die Anstalt mit hoher Freigebigkeit. Die Quelle wurde 1819 und 1820 mit vieler Schwierigkeit durch Oberst von Duttenhofer neu gefaßt, 1824 das schöne Füllhaus erbaut, und seit Kurzem schmückt den Quell die von Thouret gebaute, eben so solide als geschmackvolle, säulenreiche Brunnenhalle mit zwei geräumigen Gallerien zu beiden Seiten. An die hier strömenden Brunnen schließen sich angenehme Spaziergänge und Anlagen mit den reizendsten Aussichten auf's Neckarthal. Der schönste Punkt ist bei einer auf dem obersten Raine aufgemauerten römischen Säule, zu der sich die verschiedenen Schlangenwege an der steilen Bergwand emporwinden. Eine dreifache Allee verbindet diese Anlagen mit der Stadt. Die übrigen Quellen werden von Privaten zu Bad- und Brunnenanstalten benutzt; darunter ist das Frösner'sche Bad das älteste. Diese Anstalt Frösner's kann ihr Datum als Bad- und Schwitzstube bis zum Jahre 1538 zurückführen; das Badehaus ist indessen jetzt abgebrochen; aber der Frösner'sche „Badegarten" datirt seinen Brunnenadel von den Römern her: dieser Theil der Anstalt wurde durch die Eßlinger 1449 und abermals im dreißigjährigen Kriege zerstört, daher auch mit der andern Badestube vereinigt. In solcher Vereinigung blüht jetzt das Bad, und ein palastartiger Gasthof füllt sich alle Jahre mit zahlreichen Brunnen- und Badegästen, die sich der vorzüglich bequemen Einrichtung erfreuen. Auch die übrigen Brunnenanstalten, das Wilhelmsbad, das Bad zum Ochsen und andere, sind gleich empfehlenswerth, und in dem sogenannten „Sulzbad" hat Dr. Heine im Jahre 1831 eine Anstalt zum kalten Mineralbade gegründet.

Die andern Bäder Schwabens haben den Charakter waldiger oder doch ländlicher Abgeschiedenheit. Offene Natur und Nähe der Residenz geben Canstatt als Badeort eine andre Physiognomie; auch wird dieses Bad neben denjenigen, welche es wegen seiner specifischen Heilkräfte benutzen, besonders gern

von Gästen aus solchen Gegenden aufgesucht, welche, wie die Schweiz, keine Residenzstädte haben oder doch eines größeren, geselligen Lebens entbehren. Das Badeleben ist hier sehr angenehm und unterhaltend, und von Lustpartien gewährt die Gegend eine seltene Auswahl. Der schöne Tempel, welcher die irdischen Reste der verewigten Königin Katharina umschließt und in der Fortsetzung unsres Bildes linker Hand sichtbar werden müßte, die Katharinenlinde in derselben Richtung mit einer herrlichen Albaussicht, sämmtliche Dörfer des obern Neckarthales bis Eßlingen mit den lieblichsten Standpunkten, die Neckarfahrten nach Münster und Mühlhausen, das königliche Schlößchen Weil mit der reizendsten Einrichtung und herrlichen Marställen, der Rosenstein und Stuttgart — das Alles reicht für eine volle Kurzeit zu täglicher Abwechselung der mannigfaltigsten Genüsse hin.

Nach den zwei letzten der genannten Punkte, die auch auf unserm Stahlstiche sichtbar sind, werfen wir noch einen verweilenden Blick.

Für das Landhaus auf dem Rosenstein hat S. M. der König Wilhelm die günstigste Stelle in der ganzen Umgegend gewählt, von der man eine entzückende Aussicht auf das Canstatter- und Eßlinger-Thal und auf die Gebirgsmündung, deren fruchtbare Tiefe die Hauptstrecke ausfüllt, unter den schönsten Säulenhallen und aus den hohen Zimmern voll einfachen, doch gewählten Schmuckes genießen kann. Von diesem Standpunkt aus, sollte man meinen, hat der geniale Ritter Ulrich von Hutten die Umgegend angesehen, wenn er an einen Freund schreibend sich über Stuttgarts Lage in den Worten äußert: „Nicht leicht hat Deutschland eine schönere Gegend als diese, das fruchtbarste Gefilde, wunderbar gutes und gesundes Klima, Berge, Wiesen, Thal, Flüsse, Quellen, Wälder, Alles auf's Anmuthigste; Früchte wie nirgends sonst, und ohne Mühe aufwachsend; Wein, wie man ihn in diesem Lande erwarten kann. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies; so lieblich ist es gelegen."

Das Landhaus selbst bildet ein längliches Viereck, hat fünf Flügel, ist mit Ausnahme des mittlern Flügels einstockig, und außer den Zwischenwandungen und der Attique durchaus von den feinkörnigsten Sandsteinquadern, deren reine und präcise Bearbeitung man bewundert, nach dem anspruchlos Schönes und Solides liebenden Geschmacke des Königs aufgeführt. Das Mittelgebäude bildet mit den verbundenen Flügeln die zwei Hauptfaçaden gegen Stuttgart und Canstatt, in deren Mitte jedesmal ein vorspringender Porticus mit einer Haupttreppe vor demselben und sechs Säulen jonischer Ordnung die Haupteingänge bilden. In den Giebelfeldern über den zwei Hauptportiken sind nach der Composition eines Künstlers von anerkanntem Rufe, des jetzigen Professors Dietrich, von den jetzt verstorbenen Bildhauern Distelbart und Mack Reliefs mit Darstellungen aus der griechischen Mythe von Helios und Artemis-Selene ausgeführt; die kleinen Portiken zieren Medaillons mit colossalen Büsten griechischer Gottheiten und chimärischen Thierfiguren zur

Seite. Die Dächer sind mit Schiefer bedeckt; das Gebäude faßt eine Quaderterrasse ein. Der Entwurf des Ganzen gehört dem Hofbaumeister Salucci an. Die ersten Grab-Arbeiten wurden im Mai 1822 angefangen, im Spätjahr 1825 kam das Schloß unter Dach, und im Sommer 1829 stand es vollendet und wohnlich da. Die innere Einrichtung, welche Fremden und Einheimischen gegen eine Eintrittskarte mit freundlicher Bereitwilligkeit gezeigt wird, steht durchaus im Einklange mit dem Charakter der äußern Form; Alles solid, einfach und schön, die Pracht eher versteckt als zur Schau getragen. Meubles, Vorhänge, Lustres, Tapeten, auf's sinnigste gewählt. Im Ganzen enthält das Gebäude vierzig Zimmer, eine große Gallerie und einen Speisesaal, Alles mit den schönsten Arbeiten namhafter Meister, Steinkopf, Schnitzer, Heideck, Adam, Hetsch, verziert; Dekorations- und Zimmermalereien von Gajani, Neher, Sauter. Unter den Sälen zeichnet sich ein Speisesaal mit vortrefflicher Freskomalerei, Dietrichs Composition, aus der Dionysos-Mythe aus; die große Gallerie, die ihr Licht durch zwölf Fenster, zwei Glasthüren und eine Laterne über der Kuppel erhält, und deren Fries sechzehn Säulen tragen, ist mit sehr schönen Freskomalereien von Gutekunst, und in der Kuppel mit Götterscenen in Fresko, vortrefflicher Arbeit von Gegenbauer, vaterländischen Künstlern, geschmückt. Die Reliefs an dem Fries, die vier Jahreszeiten in ländlichen Beschäftigungen darstellend, deren Umrisse bei Cotta erschienen, sind das Werk des der Kunst zu früh entrissenen Professors Conrad Weitbrecht und werden allgemein als eine der schönsten Zierden des reich ausgestatteten Landhauses betrachtet.

Von Stuttgart, dessen Häusermasse auf dem glücklich gewählten Standpunkt unsers Künstlers gesehen, die ganze Tiefe zwischen den Bergen im Hintergrunde des Bildes einnimmt, erwarte der Leser hier keine ausführliche Beschreibung. Für dieses Bedürfniß haben gelehrte und populäre Werke zur Genüge gesorgt; aus ihnen auch nur das Allerwesentlichste auf einige Seiten zusammendrängen zu wollen, wäre ein vergebliches Unterfangen. Wir begnügen uns daher, nur dem Auge zum Wegweiser auf unserm Bilde zu dienen.

Das äußerste Gebäude zur linken Hand des Betrachters, halb vom Berge bedeckt, ist das königliche Residenzschloß, zur Unterscheidung das neue genannt, von Herzog Carl im J. 1746 begonnen, und, nachdem der rechte Flügel 1762 abgebrannt war, vom verewigten König Friedrich im Jahr 1806 vollständig ausgebaut. Es besteht in einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln und ist streng symmetrisch geordnet. Nach dem anfänglichen Plane sollten an den Enden noch lange Gallerien angebaut und dadurch ein großer, durch eine Grillage geschlossener Vorhof gebildet werden. Aber auch in seiner nicht ganz vollendeten Gestalt macht die Harmonie und der edle Geschmack, der in dem Ganzen herrscht, diesen Bau zu einem der schönsten Königshäuser, dessen Anblick, mehr als der eines andern deutschen Schlosses, an den Prachtpalast

von Versailles erinnert. Zum Schmucke seines Innern, in welchem die trefflichsten inländischen Künstler sich ein bleibendes Andenken gestiftet haben, soll bald Neues hinzu kommen. Auf Befehl des Königs hat der Historienmaler Gegenbauer vier Zimmer des Schlosses mit Gegenständen aus der württembergischen Geschichte, worunter namentlich Scenen aus Ludwig Uhlands „Eberhard der Rauschebart," zu zieren.

Neben der Residenz erscheint das hochgethürmte „alte Schloß," dessen Schilderung mit allen seinen architektonischen Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten einem historischen Romane in Walter Scott's Manier Ehre machen würde. Es ist ein Werk des unsterblichen Herzogs Christoph, der es auf der Stelle des von ihm abgebrochenen hölzernen Schlosses, das aus der Grafenzeit stammte, im Jahre 1553 zu bauen anfing, aber, noch ehe der Bau fertig war (1558) starb. Erst sein Sohn Ludwig vollendete das Werk im J. 1570. Bald darauf drohte ihm wieder der Einsturz, und Ludwig führte an den am meisten beschädigten Ecken zwei Thürme auf, wovon der eine seine Rundung Canstatt zukehrt. Der dritte und schönste Thurm gegen Südosten wurde erst im J. 1687 angebaut. Ein großer Theil des Schlosses steckt jetzt in der Erde verborgen, denn ursprünglich war es mit einem tiefen Graben umgeben, der von seinen Bewohnern der Hirschgraben hieß. Er ward erst in neuern Zeiten ausgefüllt und enthielt unter Anderm auch eine unterirdische Mühle, die von demselben Wasser getrieben wurde, das die königlichen Anlagen bewässert.

Das nächste auf unserm Bild hervorragende Gebäude ist die Stiftskirche. Sie hieß ursprünglich die Collegiatkirche zum heiligen Kreuz und war von Holz. Wann und von wem sie zuerst erbaut worden, ist unbekannt. Der Chor der Kirche rührte ursprünglich vom Jahr 1289 her und hat den Grafen Ulrich, denselben, der das erste Schloß in Stuttgart baute, zum Urheber. Im Jahr 1321 baute Eberhard der Erlauchte weiter. Nachdem der Chor 1419 zusammengestürzt, wurde im vollen Laufe eines Jahrhunderts (1432—1531) das jetzige steinerne Gebäude mit dem großen Thurme aufgeführt. Den letztern höher zu bauen hinderte die Stiftsherren das Reformationswerk; denn schon im Jahr 1532 wurde die erste evangelische Predigt in der Stiftskirche gehalten, und der berühmte Reformator Johannes Brenz liegt, als evangelischer Probst, in ihren Hallen begraben. Zwischen dem Chor und Schiffe steht ein kleiner, wahrscheinlich älterer Thurm, und im Chore sind die steinernen Bildnisse von eilf Grafen von Württemberg in Lebensgröße an den Wänden aufgestellt, wahre Prachtbilder, die, obgleich erst aus dem siebzehnten Jahrhunderte herrührend, nach dem Urtheile competenter Richter von nicht geringem Kunstwerthe sind. Sie werden dem Künstler Gegenbauer zu Modellen dienen und durch seinen Pinsel in den Sälen des Residenzschlosses Farbe und Leben erhalten. Unter der Kirche ist die fürstliche Gruft befindlich; in der Kirche hallt die berühmte Zwifalterorgel, der hoffentlich bald ein angemessenerer Platz angewiesen wird; vom Thurm schallt die große Glocke, O s a n n a von

ihrem Gießer getauft, mit sonorem Klange seit Jahrhunderten das Thal hinab.

Zur Rechten der Stiftskirche erhebt sich herwärts auf unserm Bilde noch das Giebeldach eines ansehnlichen Gebäudes. Dies ist seit langer Zeit das einzige Theater Stuttgarts, aber auch eines der ältesten in Deutschland. In den Jahren 1580—1593 von Herzog Ludwig erbaut, bestand es Anfangs aus zwei Sälen, wovon der eine zu ebener Erde, mit künstlichen Wasserwerken versehen und mit römischen Alterthümern ausgeschmückt, der andere aber als ein eigentlicher Lustsaal eingerichtet, zweihundert und ein Fuß Länge, einundsiebzig Breite, einundfünfzig Fuß Höhe hatte. Es hieß das Lusthaus und diente, während Theaterversuche bald auf dem Markte, bald in einem andern Gebäude des fürstlichen Lustgartens angestellt wurden, lange nur balletähnlichen Lustbarkeiten. Ein prachtvolles Fest in dieser Art, dessen ausführliche Beschreibung mit vielen Kupfern vor unsern Augen liegt, wurde im März 1616, und wieder im Juli 1617 bei der Vermählung Herzogs Johann Friedrich hier gefeiert. Götteraufzüge, allegorische Darstellungen, Masken aus aller Welt gingen da wochenlang über diese Bühne, viele Fürsten und Fürstinnen und unzählige Edle und Edelfrauen des In- und Auslandes nahmen thätigen Antheil an der Aufführung, und der Vater aller schwäbischen Dichter der neuern Zeit, Georg Rudolph Weckherlin, hatte den Text der Sprüche und Gesänge gedichtet und ohne Zweifel auch an der Erfindung der verschiedenen Aufzüge und Tänze den Hauptantheil.

Das Lusthaus, später das Opernhaus genannt, vom Herzog Karl hierzu eingerichtet nnd dadurch in einen Mantel moderner Nebengebäude gehüllt, war einst der Ruhm unserer Stadt, und ist noch jetzt, sowohl in Rücksicht seiner kühnen Construktionen, als seiner meisterhaften Ausführung und unverwüstlichen Festigkeit, ein Gegenstand der Bewunderung aller Kunstverständigen.

Seitdem im Jahre 1802 das kleinere Theater abgebrannt und sein späteres Surrogat in den Redoutensaal verwandelt worden, ist das Opernhaus von Thouret um 1812, im Innern würdig erneuert, der Schauplatz der rühmlichsten dramatischen und musikalischen Leistungen. Eßlair hat die beste Zeit seines Kunstlebens dieser Bühne gewidmet, und seit acht Jahren ist Seidelmann ihre erste Zierde.

Was sonst noch auf unserm Bilde von Stuttgart erblickt wird, ist ein Agglomerat von Häusern der sogenannten „reichen Vorstadt,“ welche, im sechzehnten Jahrhundert entstanden, jetzt die schönere Hälfte der Stadt bildet, aber wenig Merkwürdiges enthält. Sie ist allein von der Hospitalkirche mit ihrem noch nicht hundertjährigen Thurme überragt. Sie war ursprünglich eine Kapelle, die im freien Felde stand. Graf Ulrich vergrößerte sie (1471) und überließ ihre Vollendung den daneben angesiedelten Dominikanermönchen. Der Kreuzgang dieses Klosters enthält unter andern Merkwürdigkeiten Reuchlins Grabstein, und im Chor der Kirche hat Dannecker an der Stelle, wo

er vor fünfundsechzig Jahren als Confirmand eingesegnet worden ist, das Gypsmodell seiner berühmten Christusstatue als Stiftung aufgestellt.

Wir kehren von unserm kurzen Augenausfluge auf den Rosenstein und nach Stuttgart zu Canstatt zurück, um uns von dieser Stadt zu verabschieden und unsre weite Reisefahrt durch's Neckarthal anzutreten. Was den Neckarfluß betrifft, so beginnt seine Schiffbarkeit bei dieser Stadt, und er ist ohne Zweifel schon zur Zeit der Römer zu diesem Ende benutzt worden. In der neuern Zeit wurde jedoch erst unter Herzog Eberhard Ludwig ernstlich an die Neckarschifffahrt gedacht und dieselbe im Jahr 1713 „mit vielen Solennitäten auf- und eingerichtet.“ Allein auch so stand ihrem Aufblühen noch gar Vieles entgegen, und erst die Erbauung des schönen Neckarkanals bei Heilbronn, die Einrichtung neuer Schleußen aufwärts, die Beseitigung hinderlicher Mühlwerke verspricht derselben höhern Aufschwung, zu welchem Zwecke Canstatt auch im Jahre 1831 durch königliche Entschließung zum Freihafen erklärt worden ist. Inzwischen hindert uns nichts, dem nächsten Ziele unsrer pittoresken Reise, der Geburtsstadt Schillers, **Marbach**, mit fröhlichen Badegästen auf bekränzten Nachen zu Wasser uns zu nahen.

Marbach.

Seht Ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?*)
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide.
Er zog auf Mord- und Raub hinaus,
Und baute hier ein finstres Haus,
Dem ganzen Gau zum Leide.

Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen,

---

*) Da unsre Absicht war, den Freunden unsers Werkes Schillers **Geburtshaus** zu zeigen, so konnte auf unserm Bilde nur das Innere der Stadt dargestellt werden.

Er warf sie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig stand das Grauen.

Es sei der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen;
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bachus sei das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgereutet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang,
Es jetzt zurück Euch läutet.

Denn ob des Schlosses Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch drauf zu dieser Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine sechzig Jahr' es sind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem guten Weibe,
Auf wuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar von Leibe:
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heidenstamm
Ein junges Reis noch treibe. *)

Die Hütte, in welcher Schiller, der Riese, am zehnten November 1759 geboren ward, zeigt seinen Freunden in aller Welt dieses Bild in der Gestalt, in welcher sie noch vor zwei Decennien bestand. Seitdem ist das Haus verwandelt worden. Zur Schilderung der eigenthümlichen Lage der Stadt Marbach stehe hier eine kleine Skizze, die an Ort und Stelle nach dem Leben gezeichnet worden und jetzt umgearbeitet sein möchte. Es werden vier Freunde dargestellt, die über den poetischen Charakter von Schillers Genius streiten.

Der Erste spricht:

Was? zankt Ihr über Schiller immer noch?
Und ehret Alle drei so herzlich ihn!

---

*) Aus des Verf. Romanze: „Der Riese von Marbach." 1815.

Zweiter:

Ach ja! Doch diese reihen, engen Blick's,
Den Unvergleichlichen, den Einzigen,
Der Eine Klassikern, der Andre gar
Tief mystischen Romantikern ihn zu!
Doch Er ist nicht romantisch, noch antik,
Der Gegenwart, der Zukunft Geist ist Er;
Der neuen Zeit, der in Geburtsweh'n längst
Geängstet das Geschlecht entgegenharrt,
Geflügelten Vorläufer nenn' ich ihn.
Ergehet Euch in seinem Tell, und schaut!
Da waltet reine, freie Menschlichkeit,
Nicht in romantischer Gefühle Schlucht
Versteckt, nicht in der eis'gen Atmosphäre
Antiker Bildung gletscherisch versteint.

Dritter:

Was schmähst Du auf antike Gletscherluft?
Wo weht sie frischer, kräftiger uns an,
Als aus den Chören der sicil'schen Braut?
Von menschlichen Entwurfes Eitelkeit,
Von jeder Hoffnung trügerischem Grund,
Von menschenfreier Berge reinem Hauch,
Weht wo der Alten Geist, so ist es hier!

Vierter:

O weg mit diesem kranken Zwitterkind,
Das Zeus, der Alte, wider Wunsch vermählt,
Mit der kathol'schen Mutter Kirch' erzeugt.
Romantisch ist Er, d'rum gelang's ihm nicht,
Ihm, dem Johanna's heilig Bild entstieg,
Dem aus der Tiefe sehnenden Gemüth's
Aus jungfräulichem Schoß ein himmlisch Wunder
Entsprang: die Liebe, die der Heiden Welt
Nicht kennt, die erst der christgeword'ne Norden
Heraufbeschwor aus jener andern Welt,
Der schlummernden in jeder Menschenbrust,
Die Liebe Thekla's und des Toggenburgers.
Ich preise Schiller, den Romantiker!

Erster:

Hört an, zum Zwischenspiel in Eurem Streit,
Den ich zu schlichten hier mich nicht erkühne,
Den Schwank, den mir ein Bauer heut erzählt:
Jüngst stritten drei, und Alle hatten Recht.
Der Eine sagte: „Marbach liegt im Teich!"*)
Der Andre sprach: „In Ebenen liegt Marbach!"
Der Dritte: „Was? auf einem Berge liegt's!"

---

*) Teich, schwäbisch für: Tiefe.

Und d'rüber kamen sie sich in die Haare
Und prügelten bei'm Kruge sich auf's Blut;
Und hätten sie sich recht verstehen wollen,
Gewiß, behalten hätten Alle Recht!

Zweiter:

Wie mag das sein?

Erster:

Kommst Du vom Lemberg her, *)
Der mächtig über alle Hügel ragt,
Von dem der Hauptstadt Thürm' und Schlossesschiefer
Du sieben Stunden weit im Abendglanz
Der Sonne schimmern siehst: nun ja, da liegt
Das Marbach drunten, als im tiefsten Thal.
Und der, so sagte, Marbach lieg' im Teich,
Der wohnte drüben, schier auf jenem Berg.
Doch der da sprach: In Ebenen liegt Marbach!
Das war ein Bürger von dem Dörfchen links,
Das an des schönen Lembergs Fuße sich,
Rings in der Gegend sichtbar, freundlich lehnet;
Und eben war er durch das ebne Feld
Gemächlich hin, am späten Feierabend,
In Ruh' sein Schöppchen einzuzieh'n, gewallt.
Und endlich, der da poltert' auf den Tisch,
Und zornig schwur, ein Glas dem andern nach
Im Unverstand die Gurgel niederstürzend:
Daß Marbach lieg' auf einem steilen Berg!
Das war ein müder Handwerksbursch, und just
Mit seines schweren Reisebündels Last
Kam er von Ludwigsburg heraufgekeucht
Und hatte zehenmal den Weg verflucht,
Der sich an seiner Tagereise Schluß
Uneben und mühselig aufwärts windet.
Wahr aber ist's, auf jenem schroffen Pfad
Liegt Marbach hoch, wie eine Veste, da.
D'rob stritten diese Drei in Marbach's Schenke;
Vergossen ward der Wein, zuletzt das Blut.

Dritter:

Was soll uns das? Was will Dein Marbach hier?

Erster:

's will Euch erinnern, daß, bestritten es,
Des Vielbestrittenen Geburtsstadt ist.

---

*) Der Lemberg, ein schöner, waldiger Hügel, ein und eine halbe Stunde von Marbach. Ludwigsburg, eine Meile von Marbach, zweite Residenz des Königs von Württemberg.

Schiller wird in Marbach sein eignes Denkmal erhalten, und es ist zu dem Ende ein hübscher Platz, „die Schillershöhe", geschmackvoll angelegt und bepflanzt worden. Bis jetzt ist die auf unserm Bilde dargestellte alte Alexanderskirche vor der Stadt, mit Bogengängen, die auf schlanken Mittelpfeilern hoch emporstreben, und einem kunstreichen Presbyterium geschmückt, so ziemlich die einzige Zierde der kleinen Landstadt, die außerdem nur noch durch die verschiedenen römischen Alterthümer bemerkenswerth ist, welche schon vor Jahrhunderten in ihrer Nähe (zwischen Marbach und dem Dorfe Benningen) auf dem jenseitigen Neckarufer aufgefunden worden sind. Schon im Jahre 1597 wurden bedeutende Mauerreste eines römischen Castrums mit Wasserleitung, Cisternen, Vormauern und andern Ueberbleibseln hervorgegraben, die seitdem wieder mit Ackerboden bedeckt sind. Mehre Altäre wurden vor und nach dieser ersten Entdeckung aufgefunden. Der eine ist von den Dorfbewohnern von Murr (vicani Murrenses) — ein Name, den ein Dorf und Flüßchen in der Nähe Marbachs noch heutzutage führt — dem Vulkan, der andre von den Schiffsleuten dem Genius der Schiffsleute (NAVTAE GENIO NAVTARUM), ein dritter von einem römischen Krieger der vierundzwanzigsten Cohorte den Landgöttern (Campestribus) gewidmet. Der letztere Stein hat zu einem groben Mißverständnisse Anlaß gegeben. Auf sein Zeugniß hin ist lange Zeit Marbach als die alte Römerstadt Sicca Veneria aufgeführt worden. Genauere Untersuchung hat ergeben, daß die Inschrift nur so viel meldet, der Stifter sei aus der numidischen Stadt Sicca Veneria, deren schon Sallustius erwähnt, gebürtig. Dagegen haben andre Gelehrte auch hier in dem jetzigen Namen der Stadt selbst eine Anspielung auf die alte Niederlassung der Römer gesucht und entweder Ara Martis, oder die Stätte der römischen Gränzmark, Markbach, darin finden wollen. Gewiß ist der Name, der mehrfach in deutschen Landen vorkommt, ächt deutsch, und scheint eher auf eine Pferdeschwemme der Alemannen und eine Stuterei hinzudeuten, als auf eine Römerstadt.

Kloster Maulbronn.*)

Von der Stadt Marbach aus, einige Meilen nach Westen gewendet, gelangen wir durch Wälder, Wiesen, Kornfelder und Fruchtbaumgärten in die Gegend, welche, nach der uralten Eintheilung Schwabens in Gauen, den Hauptheil des Kreisgaues bildete und das Schmiechgau, Enzgau und

*) Für dieses und die folgenden Bilder bis Neckarsteinach ist von uns besonders auch E. Jägers Reisehandbuch benutzt worden.

Salzgau, sämmtlich nach den Namen kleiner Flüsse benannt, umfaßte. Unter diesen hatte das Salzgau seinen Namen von dem kleinen Wasser Salzach oder Salzbach, dessen Ursprung bei Maulbronn zu suchen ist; ein Bach, der mit mehren andern die Ehre theilt, unmittelbar in den Rhein auszumünden, den er bei der bekannten Veste Philippsburg erreicht.

Wo seine Quelle aus dem Boden schlüpft, war vor der Gründung des Klosters eine wilde Einöde, deren Wälder sich erst spät vor der Art cultivirter Bewohner aus dem Thale zurückgezogen haben und jetzt nur noch die Höhenzüge mit ihrer dichten Laubung bedecken. Zu den Zeiten, wo das Faustrecht herrschte, so erzählt die Sage, wurde diese Gegend häufig von Räuberhorden besucht, und der friedliche Wanderer betrat nur mit Angst die verrufene Gegend. Gegen diese Schrecken vermochte nur Ein Mittel zu schützen, die Errichtung eines Heiligenwohnsitzes, eines Klosters in der unwirthlichen Einsamkeit. Der Klang einer nahen Klosterglocke wies jedes Schwert in die Scheide und kehrte selbst das Herz des rohesten Räubers um. Darum, heißt es, faßte der Edle Walther von Lomersheim, der schon früher vom Bischof Günther zu Speyer aufgemuntert, ein Kloster auf seinem Gute Eckenweiler zu bauen angefangen, auf des Bischofs Rath aber den untauglichen Platz verlassen hatte, den Entschluß, in der Mitte des Waldes ein Kloster zu bauen, damit hinfort freier Verkehr in dieser Gegend sich beleben könnte. Der Platz war vormals Eigenthum des Hochstifts Speyer gewesen, damals aber wegen seiner Wildniß als Schlupfwinkel der Räuber unangebauet. Günther brachte die Grundstücke wieder zusammen, wovon ein Theil schon unter Abt Bruno dem Württemberger vom Kloster Hirschau abgetreten worden, und bewog mehre edle Nachbarn zu Schenkungen; darunter war ein Conrad von Lomersheim, ein Werner von Roßwag und Bertha von Grüningen, eine Edelfrau mit ihren drei Söhnen.

So machte sich denn Walther von Lomersheim auch an die Quellen der Salzach, und fing hier an um's Jahr des Heils 1137 sein Cistercienserkloster zu bauen. Schon wurde, spricht die Volkssage, rings umher der Wald gelichtet, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt und aus den nahen Steingruben mächtige Quadern gehauen. Schon wölbte sich auf dem starken Grunde der schöne Kreuzgang, schon strömten Mönche herbei, den vollendeten Theil des Klosters zu bewohnen, und der Grundstein zur Kirche wurde eben gelegt, als die Räuber, die es verdroß, aus ihrer so günstig gelegenen Gegend vertrieben zu werden, hereinbrachen, den Arbeitern Stillestand auflegten und die Mönche zu sprechen begehrten. Ihnen erklärten sie ihren festen Entschluß, den Klosterbau nicht vollenden zu lassen, und drohten mit Niederreißung des Gebäudes. Da trat ein schlauer Mönch hervor und sprach mit freundlichen Worten: Gebt Euch die Mühe nicht; wir selbst wollen Euch geloben, den Bau nicht zu vollenden; die Räuber ließen sich einen Eid darauf schwören und zogen arglos von dannen. Die Mönche aber bauten an der Kirche fort, als

wenn nichts geschehen wäre, bis an der linken Seitenwand noch ein einziger Stein fehlte; den ließen sie mit Wohlbedacht unten am Boden liegen. Weit durch den Wald hallte nun die Klosterglocke, und auf dieses Zeichen des Treubruchs eilten die Räuber auf's Neue herbei, strenge Rechenschaft von den Mönchen zu fordern. Diese öffneten ihre schöne Klosterkirche und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag und oben die Oeffnung war. „Ihr sehet," sprachen sie, „die Kirche wartet noch den heutigen Tag auf ihre Vollendung und soll, unserm Eide gemäß, warten bis an den jüngsten Tag." So sahen sich die Räuber durch die Schlauheit der Mönche hintergangen, doch konnten sie dieselben eines Eidbruchs nicht beschuldigen, fürchteten die mächtigen Beschirmer des jungen Klosters und mieden fortan diese Wälder.

Noch zeigt man in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Klosterkirche die Steinplatte am Boden unterhalb der Oeffnung, welche die klugen Mönche gelassen hatten. Nicht weit davon ist, in Stein ausgehauen, Mörtel, Spaten und Haken zu sehen, und darüber eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten. Und in einer hochgewölbten Zelle, welche die kleine Bibliothek des Klosters aufbewahrt, ist auf einer mit Flügeln verschlossenen Holztafel in Mönchshexametern die Geschichte der Stiftung zu lesen, während die Außenseite der Flügel zu der Rechten eine Wildniß zeigt, in welcher etliche Wanderer von Straßenräubern jämmerlich ermordet werden, zur Linken aber Cistercienser Bauleute im Ordenshabit emsig Holz zu fällen, Steine zu behauen, Mauerwerk an einer emporsteigenden Kirche aufzuführen beschäftigt sind. Auf der innern Seite des rechten Flügels halten Bischof Günther und Walther von Lomersheim die Klosterkirche der Jungfrau Maria mit den Händen entgegen, darüber die Worte: „Laß dir dies Opfer gnädiglich befohlen sein;" im Innern des linken Flügels aber kniet der erste Abt des Gotteshauses, aus dessen Mund die Worte gehen: „O Mutter Gottes, empfahe dies Opfer!" Die Tafel wurde im Jahr 1450 vom Abte Berthold gestiftet und im Jahr 1516 erneuert.

Wenige Klöster haben so großen Zuwachs an Land und Leuten erhalten als Maulbronn. Von vier und neunzig umliegenden Orten kamen die meisten allmählig an das Kloster und brachten ihm schöne Güter und die trefflichsten Waldungen zu; die angesehensten Freiherrngeschlechter stifteten und verkauften ihm, bis sie größtentheils erloschen sind. Bei diesen Erwerbungen des Klosters findet sich so viel Planmäßigkeit, daß es scheint, derselbe Abt, der die ersten Käufe geschlossen, habe hundert und mehre Jahre gelebt. Mit der ganzen Umgegend waren die Mönche im steten Handel, und wenn sie einmal einen kleinen Antheil an Dörfern oder Bauern erlangt hatten, so blieb keine Kunst unversucht, bis sie dieselben ganz in ihre Hände bekamen.

Inzwischen wollte Bischof Günther nicht faule Bäuche mästen, sondern gemeinnützige Thätigkeit begründen, und mit Recht wurde ihm im Chor der

Kirche das Denkmal gestiftet, das noch dort zu sehen ist. Wenn Hirschau durch den Fleiß seiner gelehrten Mönche zunächst nach St. Gallen steht, so hat dagegen Maulbronn vorzüglich das Institut der Laienbrüder und Bärtlinge zu seiner Aufnahme benutzt, d. h. diejenige Klasse von Mönchen, welche hauptsächlich zu Hand- und Feldarbeiten bestimmt waren. Ihnen mußten, als der Eilfingerhof verkauft war, dort die alten Bauersleute weichen, und sie waren es, die hier den edeln Wein zuerst gepflanzt haben, nach welchem manchem ehrlichen Württemberger der Mund noch wässert, und der, seitdem das Kloster Maulbronn Herrschaftsgut geworden war, die Keller der vornehmsten Regierungs- und Kirchenbeamten unter dem Namen des Eilfingers mit seinem köstlichen „Morgentrunke" füllte. Außerdem beschäftigte das wachsende Kloster eine Menge Handarbeiter, Schreiber, Aerzte, Maler, Handwerker aller Art, Köche, Fischer, Gärtner, Wirthe; dann noch ein Heer von Stalldienerschaft, Vogelsteller, Waldknechte, die höheren Officialen nicht mit gerechnet, die freilich oft in jene übergegangen zu sein scheinen, wie denn im J. 1519 der Prälat von Maulbronn einen Kanzler hatte, „der etwan sein Scheerknecht was." — Ohne so viele geschickte und fleißige Hände wäre es auch nicht möglich gewesen, so mühsame und kunstreiche Arbeiten auszuführen, wie wir sie noch an den Gebäuden dieses Klosters bewundern. So waren die Klöster nicht nur die Pflanzschule der wissenschaftlichen Kultur, sondern auch des Kunst- und Gewerbfleißes.

Freilich artete der Wohlstand des Klosters zuletzt in Wohlleben aus, und ein schamloser Witz der Mönche hat sich hierüber selbst ein Denkmal gesetzt. Oben im Vorhofe der Kirche ist nämlich unter andern Verzierungen im Gewölbe eine Gans am Bratspieß angebracht, mit Würsten, Flaschen und einer dazu componirten Fuge mit untergelegtem Texte: A. V. K. L. W. H. Das soll heißen: Alle voll; Keiner leer; Wein her!

Ursprünglich stand das Kloster unter des Reiches unmittbarem Schutz; aber bald fanden die Aebte Ursache, theils freiwillig, theils gedrungen, unter den besondern Schutz der benachbarten Landesherrn zu treten. Dadurch entstanden Streitigkeiten, welche Herzog Ulrich von Württemberg damit abschnitt, daß er unter Kaiser Maximilian I. Begünstigung, im pfalzbaierischen Erbfolgekrieg, das feste und vertheidigte Kloster im J. 1504 mit Waffengewalt nach siebentägiger Belagerung in Besitz nahm und Kurpfalz zum Verzichte bewog. Doch weder die Aebte, noch die nachfolgenden Kaiser wollten die frühere Freiheit des Klosters vergessen. Als Ulrich die Reformation einführte, wurde von jener Seite Alles aufgeboten, um das reiche Kloster unter des Kaisers und Oesterreichs Schutz zurückzubringen. Das Interim ward durchgesetzt. Dagegen hat Herzog Christoph das Kloster zum zweitenmal erobert und seiner wahren Bestimmung zurückgegeben, indem er es, wie viele andre Klöster, in ein evangelisches Seminar umschuf, das einzige, das ununterbrochen bis

auf den heutigen Tag dieser Bestimmung geblieben ist.*) Ueber die Einrichtung dieser Vorbereitungsschulen behalten wir uns vor, beim Bilde Blaubeurens zu sprechen.

Von den katholischen Aebten und Mönchen des Klosters hat sich keiner einen historischen Ruf erworben. Zum ersten evangelischen Abte ward Joh. Egelin im J. 1558 verordnet; ihm folgte Valentin Vanicius, der sich zuerst der für die protestantische Geistlichkeit errungenen Freiheit bediente und ein Weib nahm. Um diese Zeit (10. April 1564) wurde zu Maulbronn in Gegenwart des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz und Herzogs Christoph von Württemberg zwischen pfälzischen und württembergischen Theologen ein Religionsgespräch abgehalten. Unter den folgenden Aebten haben sich Felix Bidenbach und Lucas Osiander in der literarischen Welt bekannt gemacht. Johann Heinrich Wieland aber mußte im J. 1630 vor den eingedrungenen Katholiken fliehen, und am 9. Novbr. verordneten die kaiserlichen Commissarien vermöge des Ferdinandeïschen Edikts Christoph Schaller zum katholischen Abte; diesen vertrieb Gustav Adolph 1631, und Maulbronn erhielt in Ludwig Leipzig wieder einen evangelischen Vorstand, der aber das folgende Jahr den katholischen Aebten aufs Neue weichen mußte, die es bis zum westphälischen Frieden besetzt hielten, bis 1651 mit Heinrich Dauber die ununterbrochene Reihe von evangelischen Aebten, als Vorstehern der niedern Klosterschule, beginnt, die erst in der neuesten Zeit bei veränderter Organisation einem Ephorus Platz gemacht haben.

Viel würdige und ausgezeichnete Männer haben in dieser Schule ihre Vorbildung empfangen, und in befruchtender Stille hat mancher Geist in ihr über künftigen Werken gebrütet; rühmlich bekannt gewordene Namen stehen hier und dort von Knabenhand in die Vorhallen des alten Klosters gekritzelt. Friedrich Wilhelm Joseph, Schellings Vater, ist als Prälat dieses Klosters gestorben, nachdem er den höchsten Ruhm seines Sohnes erlebt hatte; auf dem Gottesacker vor der Klosterkirche hat die erste Gattin des Philosophen Schelling ihr Grab und ihr Denkmal.

In diesen düstern Klosterzellen saß vor sechs und siebzig Jahren der Vater des Verfassers, Joh. Christ. Schwab, einer der letzten Vorkämpfer für ein System, das eine wesentliche Entwicklung des philosophirenden Geistes bildet, über seinem Leibnitz; hier erwuchs Schelling, der gewaltige Befruchter so vieles Hohen in Kunst und Wissenschaft; hier J. C. Pfister, der Geschichtsschreiber Schwabens und Deutschlands. Und was derzeit die Jugend in diesen abgeschiedenen Hallen, in den stillen Thälern, auf den waldigen Höhen brütet, mag ein junger Schwabendichter uns erzählen:

---

*) Bis hieher großentheils aus Pfisters trefflichem Aufsatz im schwäbischen Taschenbuch für 1820. S. LVII—LXIII., ins Kurze gezogen.

Maulbronn.*)

Dich, entlegnes, stilles Kloster, zeigt mir oft die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Bilder lieh.
Deine alte Kirche steigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein, das so schrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.
In dem Kreuzgang alterthümelnd wandl' ich, wo in steinern Truh'n
Deine alten Mönche mit dem schlau verborgnen Golde ruhn;
Lehn' im Chor mich an der Stühle künstlich ausgeschnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inschrift, die ich klug entziffre, stolz.
Ach, wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft
Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft.
Dort in halbem Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist versäumt,
Habe, wie ein Siebenschläfer, manch' Jahrhundert durchgeträumt.
Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eignen Spur,
Oder schweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.
Deine Maierhöfe haben kühle Milch mir aufgetischt,
Und die stillen Seen der Wälder mir das heiße Blut erfrischt.
Meine Flöte blies ich Abends, einsam nicht allein, im Wald,
Denn als Kenner schaarten lauschend sich zu mir Eidechschen bald.
Dann vereint ward mancher Anschlag, manches Wagstück ausgeführt:
Ob es wohl als Heldensage deine finstern Mauern ziert?
Noch gedenk' ich, wie wir stiegen zum Gemach, wo Doctor Faust
Bis zu seinem blutig an die Wand geschriebnen Tod gehaust;**)
Wie wir bauten eine Hütte, sie bewohnten mit Gesang,
Und wie auf den sieben Hügeln Jugendlust die Fahne schwang.
Aber Nachts, wenn Alle schliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Forschend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Und es stieg vor mir der Schatten jenes bleichen Briten auf,
Und ich folgte bebend seinem schmerzenreichen Pilgerlauf
Durch die langen, düstern Räume, wo er aus der halben Welt
Schätze, die er wild erbeutet, als Trophäen aufgestellt;
Todesluft einathmend bin ich scheu mit ihm hindurchgeeilt,
Habe Wunden dort empfangen, welche lange nicht geheilt.
Doch, des Blutes Ströme dämmend und den lauten Sturm des Weh's
Streng durch feste Grenzen hemmend, meisterte mich Sophokles.
Dann versöhnten Sinn's erging ich mich in Tasso's Zauberpracht
Und entschlief mit trunkner Seele in dem Traum der Sommernacht.
Aber zu erneutem Leben weckend aus dem fremden Hain
Führten mich die heimathlichen Sänger in die Heimath ein.
Deutscher Art und deutschen Wesens Hallen, die ich lange mied',
Du hast sie mir aufgeschlossen, edles Nibelungenlied! —
Also war mein Frühling, selber wagt' ich manchen kurzen Sang,
Der in scheuen Tönen zwischen fernem Waldgebüsch verklang.
War mir doch Arkadien offen, keine Stunde schien mir grau,
Und ein Doppelregenbogen stand an meines Himmels Blau:

---

*) Gedichte von Herrmann Kurz, Stuttg. Hallberger 1836. S. 53 ff.

**) Vom Dorment des Klosters steigt man durch ein Fenster über mehre Dächer in ein ausgemauertes Gemach, wo die Sage den Dr. Faust vom Teufel holen läßt und ein großer Blutflecken von ihm gezeigt wird. Zum Geburtsort gibt ihm die Sage das benachbarte Städtchen Knittlingen.

Lieb' und Freundschaft, wie erhellten sie mein dunkles Herz zugleich!
Wie mit Leid und Freude machten sie mein armes Leben reich!
Wenn ich's denke, wie als Gast ich weilt' in ihrem lichten Haus,
Sprech' ich beide seufzend immer noch mit Einem Namen aus!
Schönes Thal, du liegst mir ferne, eine fromme Siedelei,
Dran mich kaum im raschen Fluge einsam trägt mein Weg vorbei;
Aber oft, du stilles Kloster, zeigt mir dich die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Träume lieh.

Maulbronn liegt zwischen ziemlich hohen mit Wäldern und Weinreben bewachsenen Hügeln in einem beengten Thale. Die vielen kleinen Seen und Sümpfe, die der Salzbach bildet, und welche das Wechselfieber unter der kleinen Seminaristen-Kolonie früher endemisch machten, sind zum größten Theile ausgetrocknet. Die Gegend selbst war ursprünglich so sumpfig, daß das Kloster selbst auf einem Roste gebaut ist. Das Aeußere desselben hat sich fast unverändert erhalten; nur ist seit den letzten Jahrzehenten ein viereckigter, unbedeckter Thurm verschwunden, der das sogenannte „Wahrzeichen" enthielt. Ueber dem Eingange nämlich war in halberhabener Arbeit das Maulthier abgebildet, das, laut der Sage, mit Geld zum Klosterbau beladen, hier bei dem Brunnen stille gestanden sein, getrunken und den nachgefolgten Mönchen die Stelle bezeichnet haben soll, wo sie das Kloster aufzuführen hätten; und nach diesem Wahrzeichen wäre dann von ihnen die neue Stiftung Maulbronn (Mulenbronnen) genannt worden. Der Thurm hieß, zu Ehren jenes unschuldigen Geschöpfes, der Eselsthurm.

Die Hauptgebäude, Klosterschule, Lehrerwohnungen, Kirche, sind noch dieselben wie ursprünglich. Die Wahl wurde dem Künstler schwer, unter dem vielen Herrlichen, was die uralte Kirche*) mit Zubehör von innen und außen bietet, den Standpunkt für ein einziges Bild herauszusuchen, denn Maulbronn verdiente ein eignes Prachtwerk durch einen kunstgeschichtskundigen Architekten.

Von den äußern Ansichten der Klosterkirche bot sich uns als die vortheilhafteste diejenige dar, die den Röhrbrunnen unter schönen Linden, einen Theil des Klosters, mehre Seitengebäude, Pfeiler und Hallen, die Kirche aber von der Fronte darstellt. Façade und Schiff sind ganz byzantinisch. Sechs rundbogige, schlanke Portale, je zwei zwischen einem Pfeiler, schmükken das Atrium, hinter dessen Dache die höchst zierliche Kirche selbst, mit zwei rundbogigen Fenstern in der Fronte und deren sechs an den Seiten und einem mit einfach gewohnter Einfassung verzierten und einer kleinen Rose gekrönten Frontispiz emporsteigt. Im Grunde wird die Hinterseite mit ihren thurmartigen Zierrathen sichtbar, deren Bauart ganz die altdeutsche, sogenannt

---

*) Sie heißt die Sommerkirche; ein Betsaal für die Seminaristen heißt die Winterkirche.

gothische ist; hier bewundert man ein schönes, großes Kirchenfenster, das aber auf unserm Bilde nicht sichtbar wird. Dafür zeigt uns dasselbe außer dem kleinen Glockenthürmchen auf dem Frontispiz auch den hintern (Haupt=) Thurm der Kirche, der jedoch selbst nicht sonderlich hoch, obwohl schlank und schmuck mit Blech und Schiefer gedeckt ist. Er steht über dem Kreuzbau, den die Kirche bildet, einzig auf das Dach gesetzt; denn die Cistercienser durften ihrer Ordensregel gemäß keinen Thurm aus dem Grunde aufführen. Die Kirche soll, einem vorgefundenen Plane nach, nicht ganz vollendet sein (s. auch oben); die Steine, welche dazu verwendet wurden, sind schön behauen und von dunkelgrauer Farbe, welche die Zeit in finstres Schwarz verwandelt hat. Hohe Mauern, Thürme und einst volle Wassergräben umgeben das ganze Gotteshaus.

Im Innern des Klosters hätte, wenn Einzelheiten statt einer Hauptansicht hätten mitgetheilt werden dürfen, der großartige Kreuzgang des Schönen viel geboten. Die schönsten Bögen, die mannigfaltigsten Verzierungen finden sich hier. Namentlich ist in einem der Gänge, gegen das Viridarium hinein, eine hohe und ziemlich breite Halle gesprengt, in deren Mitte, von einem steinernen Fuße getragen, eine kolossale Steinschale ruht, in welcher die Mönche Sommers ihre Labeweine gekühlt haben sollen; auch ist an einer Säule des Kreuzganges als Kapitäl ein kleiner, nackter Mönch mit Tonsur ausgehauen, der, Trauben naschend, auf einer Traube reitet, und so ganz im Weine schwelgt.

Der Einbau der Kirche, hochgesprengten Gewölbes, mit schlanken Säulen und schönen, spitzbögigen Fenstern an den beiden Seitenflügeln des Kirchenkreuzes, wäre ebenfalls der Darstellung sehr werth gewesen, und es liegt uns die sorgfältig ausgeführte Skizze einer Seitenhalle vom Künstler vor Augen. Höchst interessant, aber einer übersichtlichen Darstellung nicht zugänglich, ist endlich das sogenannte Flagellarium, zu dem aus dem Musiksaale eine schöne Wendeltreppe hinabführt, eine herrlich gewölbte, geräumige, hohe Seitenkapelle, mit einem Walde von Säulen, verschiedener Höhe und Dicke; sie soll zu Mahlzeiten der Mönche gedient haben, und ist mit bunten, noch glühenden Farben ausgemalt.

Im Schiffe der Kirche selbst schmückt die Mitte ein zwölf Schuh hohes Crucifix aus Einem Stein; der steinerne Kreuzesstamm ahmt täuschend das Holz nach. In den Seitengängen sind viele Grabmäler zu sehen; im Chore endlich finden wir uns ganz in das zwölfte Jahrhundert versetzt; in den Chorstühlen sind die tief ausgetretenen Fußtapfen der Mönche noch zu schauen, und von den Seitenwänden blicken uns die Steinbilder des Bischofs Günther und des edeln Walther von Lomersheim an. Der ganze Chor schimmert im magischen Lichte gemalter Glasfenster.

Heilbronn mit Götzens Thurm.

Heilbronn, am rechten Ufer des hier breit durch die Ebene sich hinschlängelnden Neckarflusses, zur andern Seite von mäßigen Hügeln gedeckt, in einer mehr lachenden als charakteristischen Gegend gelegen, ist eine junge, blühende Handelsstadt, gepfropft auf den knorrigen Stamm einer uralten Reichsstadt. So kommt es, daß uns unweit der Brücke der Neckarkanal und ein geräumiger Hafen aus frischgehauenen Quadern, mit einer kleinen Flotte von Handelsnachen besäet, im blendenden Schmucke der Jugend entgegenstrahlt, während an der Einfassung uralter Stadtmauern sich von Zwischenraum zu Zwischenraum Thürme aus rauhem Gestein, von Jahrhunderten geschwärzt, erheben. Auch im Innern der Stadt findet sich derselbe Contrast, und auf dem geräumig gemachten Marktplatze steht die winklige Wohnung irgend eines alten Reichsbürgers oder gar des Reichsschultheißen, an welchem das Auge des Antiquars Spuren einer karolingischen Königspfalz entdecken will, und das die Sage zum ersten Hause in einer germanischen Waldwildniß macht, — gegenüber dem regelrechten, ins Gevierte gebauten, modernen Palast eines reichen und angesehenen Handelsherrn.

Einer schriftlich aufbewahrten Sage zu Folge, soll die Auffindung der mitten in der Stadt befindlichen, längst schön in Stein gefaßten Quelle des Siebenrohrbrunnens und die Belebung des christlichen Missionswerkes durch Karl den Großen eine Ansiedelung an diesem Orte zur Folge gehabt haben; der Name Heilicobrunn als palatium regium kommt urkundlich im Jahr 841 vor. Zu der schönen Hauptkirche St. Kilian, — ein ehrwürdiges Alterthum, an dessen Aeußeres und Inneres viel bewundernswürdige Kunst verschwendet ist, und dessen großer einst noch zu namhafterer Höhe bestimmte Thurm die ganze Stadt und Gegend überragt — wurde im Jahr 1013 der erste Stein gelegt. Doch ließ das Salische und Hohenstaufen'sche Zeitalter wenig Spuren an dem Gebäude zurück; die Ausführung ist aus dem 15ten, der letzte mit Inschrift behauene Stein aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts (1510). Im Chor hängt ein vielleicht schon bei den ersten Arbeiten ausgegrabenes Riesenbein, das die Naturkunde unsrer Zeit in einen Mammuthsknochen zurückübersetzt hat. Dieser Chor, im Jahr 1475 zu bauen angefangen, zeigt von der Blüthe deutscher Baukunst; das Innere der Kirche ist sehr schön; die Gewölbe sind hoch gesprengt, Säulen und Pfeiler niedlich gearbeitet. Die große Glocke des Thurms hat im J. 1479 Bernhard Bachmann, der Vater des berühmten Theologen, der Reformator der Stadt Heilbronn geworden ist, gegossen. Unter dem Hochaltar will man das geheimnißvolle Murmeln der Quelle des Siebenrohrbrunnens vernehmen, was aber gewiß eine akustische Täuschung ist, denn jenes Brausen aus einer Höhlung des Kirchenbodens dauert noch fort, während die sonst so reiche Quelle seit Jahr und Tag in allen ihren sieben Röhren versiegen gegangen ist; das letz-

tere vielleicht zum Zeichen, daß die Stadt ihr neuestes Heil nicht mehr vom Brunnenrohr eines heiligen Borns, sondern von den industriellen Dampfröhren und dem merkantilischen Zuckerrohr erwartet. Unser prosaisches Jahrhundert hat auch dem Brunnen ohne alle Noth die schönste architektonische Zierde, seine gothische Ueberdachung, geraubt.

Wir könnten noch von allerlei Sehenswerthem der altneuen Stadt, vom Rathhaus (1550) und seinem sehenswerthen Uhrwerk, von der deutschen Hauskirche zu St. Joseph, vom deutschen Hause, von der Franciskanerkirche, die, durch die Franzosen im J. 1688 ausgebrannt, noch in ihren Trümmern einen edeln Styl verräth, dann von dem neuen Archiv, dem neuen Gymnasium, den schönen Lustgärten, den heitern Wartberg an der Spitze, von dessen Höhe immer Tanzmusik herabschallt und das lustige Städtervolk Heilbronns zu sich hinauflockt, endlich von dem zauberisch im Walde gegen Weinsberg gelegenen Jägerhause erzählen; doch eilen wir der Merkwürdigkeit zu, welche unser Maler nicht ohne Absicht in den Vordergrund gestellt hat.

Von der Stadt her führt eine schmale und krumme Gasse, die Allerheiligenstraße, zu einer Seitenpforte am Neckar und dem mit der Stadtmauer verbundenen „viereckigten Thurme," von den Einwohnern auch „Götzens Thurm" genannt. Die allgemeine Volkssage läßt nämlich in diesem Thurme den Ritter Götz von Berlichingen in der Gefangenschaft der Stadt Heilbronn schmachten. Ein schauerlicheres Gefängniß hätte sie dem edelsten aller Ritter nicht anweisen können. Der aus rauhen Quadern aufgeführte Thurm mag an hundert Fuß hoch sein, die Breite jeder Seite zehen Fuß. Er ist oben mit einer Zinne versehen und scheint überhaupt in Allem seine ursprüngliche Anlage behalten zu haben; an der ganzen Nordseite zeigt er nur zwei kleine Fensterlöcher, beide weit von einander, in der Höhe; gegen Osten, in der Mitte, ist ein hoher Schwibbogen gesprengt, der jetzt mit Holz ausgefüllt ist; vielleicht, daß die Gefängnißzellen des jetzt innen ganz unwohnlichen Gebäudes hier befindlich waren und ein jetzt versperrtes Licht erhielten. Ohne diese Annahme müßte Götz von Berlichingen hier ganz in Nacht gesessen sein. Innere Unwahrscheinlichkeit hat indessen jene Sage nicht: eine Inschrift an der nördlichen Seite des Thurms, in 10—12 Fuß Höhe, zeigt in deutlicher Mönchsschrift die Jahreszahl MCCCLXXXXII (1392), der Thurm war mithin schon weit über 100 Jahre alt, als Götz in Heilbronn gefangen saß.

Lassen wir der Phantasie den Lauf! Schlage deinen Göthe auf, Wanderer! In diesem schwarzen Thurme sitzt der gefangene Götz bei seiner treuen Gattin Elisabeth, und sie spricht: „In der muthlosen Finsterniß erkenne ich dich nicht mehr!" Dann wird der Wächter beredet, ihn „in sein klein Gärtlein zu lassen, auf eine halbe Stunde, daß er der lieben Sonne genösse, des heitern Himmels und der reinen Luft."

Hier in der Natur ist freilich kein Raum zu einem Gärtlein; unsre Phantasie muß eine Holzlege wegräumen, die sich in dem schmalen Zwinger

breit macht, und einige Mauern niederreißen, bis sie eins geschaffen hat. Dann aber versenkt sie sich mit andächtigem Schmerz in die Worte des Dichters: „Löse meine Seele nun! — Arme Frau! Ich lasse Dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht! Schließt Eure Herzen sorgfältiger, als Eure Thore! Es kommen Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit!" —

Hier blickt uns die historische Kritik über die Achsel in's Buch und zerstört, mit jenem Lächeln der Ironie um den Mund, das in unsrer Zeit bei ihr stehend geworden ist, die schöne Illusion der Dichtung. Der geschichtliche Götz ist nicht hier gestorben, er hat diese rührende Scene, die in's Jahr 1525 fallen würde, um sieben und dreißig Jahre überlebt, ist auf seiner Burg Hornberg am Neckar, mehr als achtzig Jahre alt, in Frieden und Freiheit den 23. Juli 1562 verschieden, und die Leiche, nach Kloster Schönthal geführt, ruht dort unter einem metallenen Denkmal im Kreuzgange. Die Gefangenschaft Götzens zu Heilbronn fällt auch sechs Jahre früher als der Bauernkrieg, mit welchem sie Göthe in Verbindung setzt, und wurde durch seine Anhänglichkeit an den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg im J. 1519 herbeigeführt. Und wenn es, was sehr möglich ist, dieser Thurm war, der ihn aufgenommen hat, so beschränkt sich doch während viertehalb Jahren Haft sein Gefängniß in demselben auf eine einzige Nacht. Zu einiger Entschädigung theilen wir dem Leser die naive, von Göthe selbst mehrfach benützte Erzählung dieser Begebenheit aus des Ritters eignem Munde mit.

Götz war dem schwäbischen Bunde zu Möckmühl „in der Mausfalle" unterlegen und nach Heilbronn zu Verfügung des Rathes abgeführt worden. „Wie ich nun," erzählt er in seiner Selbstbiographie, „zu Heilbronn etliche Wochen in einer Herberge verhaftet gelegen bin, da schickt der Bund Einen, der war von Konstanz, ein Schweizer — Stadtschreiber oder was er war — und hätt' eine Urphed bei ihm. Die las er mir für, in der Stuben, in Beiwesen Vieler von Heilbronn, alsodaß die Stube voller Leut' war; und begehrt', ich sollt' solche schwören und annehmen; und wo ich's nit thät', hätt' der Bund geschrieben, sollten sie mich nehmen und in Thurm legen. Aber ich schlug solche Urphed stracks ab; wollt' ehe ein Jahr im Thurm liegen." Götz berief sich darauf, daß er in ehrlicher Fehde betreten worden sei und vertragsmäßig ein ehrlich, ritterlich Gefängniß anzusprechen habe. Aber seine Feinde bestellten die „Weinschröter," handfeste Gehülfen der Küfer; „die traten," erzählt er, „zu mir in des Diezen Herberg' in die Stuben und wollten mich fangen. Ich, demnächst vom Leder und mit der Wehr' heraus. Da schnappten sie wieder hinter sich, und baten mich die Bürger des Raths fleißig, ich sollt' einstecken und Fried' halten; sie wollten mich nit weiter führen denn auf das Rathhaus. Da glaubt' ich ihnen auch; und wie sie mich

in der Herberg' zur Stuben hinaus führten, ging meine Hausfrau gleich (eben) die Stiegen herauf, und war in der Kirchen gewest. Da riß ich mich von ihnen und ging zu ihr und sagt': Weib, erschrick nicht; sie wollen mir eine Urphed fürlegen, die will ich nit annehmen; will mich ehe in Thurm legen lassen. Thue ihm aber also: reit' hinauf zu Franciscus von Sickingen und Herrn Georgen von Fronsperg" — diese waren Hauptleute des Bundes — „und zeig' ihnen an, die ritterliche Gefängniß, wie mir zugesagt, wolle nicht gehalten werden; (ich) versehe mich, sie werden sich als Redliche vom Adel und Hauptleute wohl wissen zu halten. Das thät nun mein Weib; und führten mich die Bündischen mit uf das Rathhaus, und von dem Rathhaus in Thurm, und mußt' dieselbige Nacht darin liegen. Und wie sie mich uf den Pfingstabend hineinlegten, mußten sie mich auf den Pfingsttag frühe wiederum heraussthun, und führten mich also darnach wieder auf das Rathhaus, da waren etliche des Raths bei mir in der Stuben."

Inzwischen war des Ritters treue Hausfrau vom Bundeslager zurückgekommen. Der ganze Haufe des schwäbischen Bundes zu Roß und zu Fuß zog dem gefangenen Feinde gegen die wortbrüchigen Rathsherren von Heilbronn zu Hilfe. Diese fingen an zu zagen und ersuchten den Ritter, er möchte seine Hausfrau wieder hinausreiten und für sie bitten lassen. Aber der ergrimmte Götz trat zu seiner Frau und flüsterte ihr ins Ohr: „Sag' zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen und Georg von Fronsperg, sie haben mich gebeten, ich sollt' für sie bitten. Aber sag' zu ihnen, was sie haben im Sinn, so sollten sie fortfahren. Ich wollt' gern sterben und erstochen werden; allein daß sie All' mit mir erstochen würden." Die Frau richtete es aus, und die Herren erwirkten dem Ritter ehrliche Haft, aus welcher er endlich im vierten Jahr (1522) um zweitausend Goldgülden, die er bei guten Herren und Freunden aufbrachte, erlöset ward.

Das Geschlecht der Berlichingen steht noch auf den heutigen Tag in voller Blüthe und theilt sich in die zwei Linien der Berlichingen-Rossach, welche unmittelbar von Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand abstammen, und der Berlichingen-Jarthausen, die ihren Ursprung auf einen Bruder des Götz zurückführen. Der letztern Linie gehörte der edle Graf Joseph von Berlichingen, Königl. Württemb. Landvogt und Staatsrath an, ein eben so fein gebildeter als ritterlicher Mann, der noch im höchsten Alter dem Verherrlicher seines Verwandten seinen Dank durch eine gelungene Uebersetzung von Göthe's Herrmann und Dorothea in schönen lateinischen Herametern darbrachte. Er starb auf dem Stammgute Jarthausen, wo sich noch Götzens ächte eiserne Hand befindet, die, durch Heirath an eine Gräfin Hadick zu Wien gekommen, von ihm wieder für die Familie Berlichingen erworben ward und seinem jungen Verwandten, Götz von Berlichingen auf Jarthausen, vermacht worden ist, weil sie dieses Stammschloß

des Ritters nicht verlassen soll. Freiherr Gustav von Berlichingen-Rossach ist gewähltes Adelsmitglied zur Abgeordneten-Kammer der Württembergischen Landstände. —

Heilbronn hat, wie Eßlingen, eine bedeutende Fabrik moussirender Weine, von seinen eigenen Weinbauern besorgt, welche mit dem Erzeugnisse ihrer alten Schwesterstadt wetteifert. Der Weinbau ist hier im höchsten Flor, und die Heilbronner „Herbste," die auch unser Bild andeutet, das Heiterste, was man in Schwaben sehen kann. Unter einem steten Evoe Liber! werden diese Weinfeste mit wahrhaft orgiastischem Jubel von den zahlreichen Gutsbesitzern auf ihren Weinbergen, auf den Wiesplätzen am Neckar mit Feuerwerk und in den Tanzsälen ihrer schmucken Gasthäuser begangen, und jeder Fremde, der des Wegs gezogen kommt, ist gastlich eingeladen und wird in den jauchzenden Kreis hineingezogen.

Des Herbstes goldner Sonnenstaub
Umwebt der Reben üppig Laub,
Und aus dem Laube blinkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor;
Den Trägern in den Furchen all
Wächst über's Haupt der Trauben Schwall,
Die Treterknaben sieht man kaum,
So spritzt um sie der edle Schaum;
Gelächter und Gesang erschallt,
Die Pritsche klatscht, der Puffer knallt.
Wohl senkt die Sonne jetzt den Lauf,
Doch rauschen Feuergarben auf
Und werfen Sterne groß und licht
Dem Abendhimmel ins Gesicht.*)

Weinsberg und die Weibertreu.

Zu Weinsberg, der geprief'nen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen, schön und neu,
Und wo die Burg heißt Weibertreu:
Bei Wein und Weib und bei Gesang
Wär' Luthern dort die Zeit nicht lang,
Auch fänd' er Herberg' und Gelaß
Für Teufel und für Dintenfaß,
Denn alle Geister wandeln da —

Diese neuesten Verse Uhland's**) umschließen Alles, was Weinsberg

*) Uhland's Gedichte. X. S. 398.
**) Uhland's Gedichte. X. S. 397.

Merkwürdiges hat, seine köstlichen Weinhügel, deren Reben, gepflegt, wie man sie neuerdings in Schwaben pflegen lernt, einen Trank geben, der den edlern Rheinweinen wenig nachsteht; dann den Ruhm seiner Frauen; endlich die Lieder und den Geisterglauben, durch welche Weinsberg's Arzt, der liebenswerthe und geniale Justinus Kerner, einen doppelten, wenn auch verschiedenartigen Ruhm erlangt hat.

Der Leser kann vor allen Dingen einen Fingerzeig über die vielangefochtene Geschichte der Weibertreue von Weinsberg erwarten, und diese Hoffnung soll nicht getäuscht werden. Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen, erklärt uns, daß der Ruhm der Weiber von Weinsberg bei Mitwelt und bei Nachwelt ein wohlbegründeter, daß ganz unerheblich sei, was man später aus übertriebener Zweifelsucht gegen die Wahrheit dieser preiswürdigen That, drehend und deutelnd, gesagt hat. Er führt für die Begebenheit im Allgemeinen vier Zeugen auf; davon gehört aber der letzte in das 17te Jahrhundert und hat sichtlich aus dem ersten geschöpft, die beiden andern sprechen zwar von der Belagerung von Weinsberg, enthalten jedoch kein Wort von der That seiner Weiber.

So bleibt als Zeuge für diese nur eine Feder, aber allerdings die Feder eines Zeitgenossen übrig. Es ist dies die lateinische Cölner Chronik der Benediktinermönche von Sanct Pantaleon, die mit dem Jahre **1162** schließt, also ohne Zweifel als mit erlebt auf folgende schlichte Weise erzählt, was im Jahr **1140** geschehen sein soll.

„Im Jahre des Herrn **1140** belagerte der König (Konrad III., der Hohenstaufe) die Stadt des Herzogs Welf von Bayern, Winesberg genannt, und bekam sie vermöge einer Uebereinkunft in seine Hand. Den Matronen und Frauen, die er dort fand, ertheilte er aus königlicher Milde die Erlaubniß, daß sie sollten forttragen dürfen, was jede auf den Schultern zu tragen vermöchte. Sie aber dachten mehr an die Treue, die sie ihren Männern schuldig waren, als an die Rettung ihrer übrigen Habe, ließen allen Hausrath dahinten und stiegen herab, ihre Männer auf den Schultern tragend. Als nun der Herzog Friedrich (der Bruder des Königs) Einsprache that und solches nicht geschehen lassen wollte, da sprach der König zu Gunsten des Weibertrugs: „An einem Königsworte zieme sich nicht zu rütteln“ (**REGIVM VERBVM NON DECERE IMMVTARI**).“

Dies ist die einfache Erzählung, die allerdings keine innern Spuren von Unwahrscheinlichkeit enthält und nur dadurch etwas verdächtig wird, daß ein berühmterer Zeitgenosse, Otto von Freisingen, der eigentliche Historiograph seiner Zeit, dessen Chronik nur sechs Jahre später als die eben erzählte Begebenheit schließt, zwar den Krieg des Gibellinen mit dem Welfen ausführlich erzählt und auch der Belagerung Weinsberg's gedenkt, aber über die That der Weiber ein eben so tiefes Stillschweigen beobachtet, wie alle übrigen Geschichtsbücher jener alten Zeit.

Aus den wenigen Worten des Benediktiners hat nun im 17ten Jahrhunderte der Verfasser der Bojischen Annalen, der gelehrte Adlzreiter (um 1662), eine mit Livianischer Beredsamkeit ausgeschmückte Geschichte gemacht, und aus dieser Quelle ist die Sage von der Weinsberger Weibertreue wohl zunächst in den Mund des Volkes und aus ihm in den Mund des Dichters gekommen. „Man erwartete," sagt er, „die Frauen würden ihren Weiberschmuck, Gold, Edelgestein, und was sie sonst von edler Würde finden könnten, in Sicherheit bringen. Sie aber bedachten, daß es keinen kostbareren Schatz gebe als ihre Männer, und zogen aus in einer kläglichen, aber für die Zuschauenden zugleich anmuthigen Reihe, jede ihren Mann auf dem Nacken tragend. Solche Frauenliebe preßte dem König Konrad Freudenthränen aus. Da war Niemand, dem diese sinnreiche Liebe nicht wohlgethan hätte, außer Friedrich, dem Bruder des Königs, der, den Betrug scheltend, erklärte, daß der unterhandelnde König gewiß nicht an diese Gattung von List gedacht habe, und daß er mithin nicht den Schutzherrn der Männer machen sollte; diese, verlangte er, sollten auf die Schlachtbank geschleppt werden. Aber er erhielt von Konrad eine wahrhaft königliche Antwort. „Mein Bruder! nicht darf ein König, in keinem Falle, die Treue brechen; an einem Königsworte soll man nicht rütteln. Mir muß der Ruf und die Gnade der Gottheit weit mehr gelten, als der Tod meiner Feinde. Wenn die Treue einem Fürsten nichts mehr gilt, für wen soll sie dann noch einen Werth haben? Ein Lügner gescholten zu werden, ist an jedem freigeborenen Mann eine schimpfliche Makel; wie ganz ehrlos muß es an Herrschern sein!"

Die Wahrheit der Erzählung vorausgesetzt, läßt sich noch fragen, ob der Schauplatz der That die Burg Weinsberg oder die Stadt war. Der ursprüngliche Erzähler nennt Weinsberg ein Städtchen; Otto von Freisingen und die andern Chronisten nennen es ein Castrum, was eben sowohl Burg als befestigte Stadt heißen kann. Doch sagt der Mönch, die Weiber seien mit ihren Männern auf den Schultern herabgestiegen, was auf einen Ort deutet, der auf einer Anhöhe liegt und nur auf die Burg Weinsberg paßt, da das Städtchen selbst in der Tiefe gelegen ist, auch ohne die Burg sich gegen keinen Feind würde haben halten können. Zudem heißt auch nur die Burg Weibertreu, ein Name, von dem man freilich nicht weiß, wie alt er ist, und ob er der Volkstradition oder der Büchergelehrsamkeit angehört. Immer bleibt es wahrscheinlicher, daß damals das Castrum Weinsberg nur aus der Burg und vielleicht wenigen Häusern Höriger an deren Fuße bestanden, und daß aus den letztern die Stadt Weinsberg erst später erwachsen ist.

Je angefochtener die Geschichte von der Weibertreue durch die historische Kritik ist, desto heiliger gehalten, desto edler dargestellt soll sie werden durch Poesie und Kunst. Hätte Bürger, der lebenskräftige und für ächtes Gefühl sonst so offene Dichter, die Sagenpoesie auf der Stufe ihrer jetzigen Bildung

angetroffen, so würde er den rührenden Stoff nicht zu einer skurrilen Romanze verarbeitet und schwerlich im Bänkelsängertone begonnen haben:

> Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
> Soll sein ein wackres Städtchen;
> Soll haben fromm und klug gewiegt
> Viel Weiberchen und Mädchen.

Er hätte gewiß nicht gemeldet, der Kaiser Konrad habe seinen „Avis hineintrompeten lassen," es habe lautes „Zetermordio" gegeben; die „Pastores" haben geschrien, „wir gehn kapores!" Er hätte keine „Ambassade" von Weibern kommen und diese nicht die Männer „schwer im Sack" und „Huckepack" einhertragen, am allerwenigsten den Kaiser an der Treue seiner eignen Frau zweifeln und „mit der Bürgermeisterin wie mit der Besenbinderin" tanzen lassen. Doch gehört diese Verirrung mehr seiner Zeit als seinem sonst oft über solche Irrthümer erhabenen Genius an.

Würdiger hat die Kunst sich an der schönen Sage versucht. In der Kirche zu Weinsberg befindet sich ein altes Gemälde, welches, auch im historischen Interesse, wohl verdiente, von der Kritik näher ins Auge gefaßt zu werden. Oberhalb des Gemäldes standen ehemals die Worte: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen." Die Unterschrift desselben erzählt kurz die Thatsache. Die Burg Weinsberg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor ihrer Zerstörung war; durch die Burgthore ziehen die Frauen in langen Reihen herab, die kleinste der Frauen, die den schwersten Mann trägt und unter ihrer Last beinahe zu erliegen scheint, voraus. Auf dem Vordergrunde hält auf einem stattlichen Zelter Conrad und schaut den Frauen ruhig zu, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Friedrichs irre machen zu lassen. Der sonderbare Aufzug hat die Augen des ganzen Heeres auf sich gezogen. Auch ein modernes Gemälde aus dem vorigen Jahrhunderte hat die Begebenheit behandelt und findet sich hier und da in guten Copien. In der neuesten Zeit hat ein sehr talentvoller junger Künstler, Alexander Bruckmann von Heilbronn, den Gegenstand auf eine eigenthümliche Weise behandelt. Die Scene ist hier unter das Thor der Stadt verlegt, die, mit Häusern und Kirche, schon in ihrem spätern Flore dargestellt ist; die Burg erscheint im Hintergrunde. Der Künstler hat eine große Mannigfaltigkeit von Gruppen ohne Verwirrung und von Gesichtern mit dem wechselndsten Ausdruck verschiedener Affekte darzustellen gewußt, das cavallerieregimentartige Aufmarschiren der Frauen ist ganz vermieden, nur einige Männer sitzen förmlich auf den Schultern ihrer Frauen, andere werden von Töchtern, von Schwestern, ja von ganz jungen Mädchen, je einer von zweien, zum Theil verwundet, gehoben, getragen, niedergelassen. Gegenüber dem Kaiser, dessen hohe Gestalt die Mitte einnimmt, ist, kühn vortretend, eine Amazone mit flatternden blonden Haaren und einem Blicke des Trotzes abgebildet, ihr verwundeter Gatte scheint einer

der vornehmsten Gefangenen zu sein, sein finsterer Blick hat auch die dargebotene Gnade des Kaisers noch nicht angenommen. Das Costüm auf diesem Bilde ist prachtvoll, doch nicht ungetreu, die Behandlung der Figuren im altdeutschen Style, jedoch weder steif noch armselig, das Colorit durch seine Klarheit und freundliche Lichter ausgezeichnet. Das preiswürdige Bild hat die königlich württembergische Kunstschule zu Stuttgart käuflich an sich gebracht. Im ersten Entwurfe war es für ein Freskogemälde an einer Thurmwand der Weibertreu selbst bestimmt. —

Die geschichtliche Zeit beginnt für Weinsberg erst mit dem Jahre 1193, wo zum erstenmale die Dynasten von Weinsberg als Besitzer der Burg erscheinen. Dieses Geschlecht stand mit dem Reiche wie mit den ersten und mächtigsten Häusern Schwabens, Frankens und der Rheinlande in der mannigfachsten Berührung. Der bedeutendste Weinsberger war Conrad, Erbkämmerer des Reichs, der seine Burg im J. 1429 mit Heldenmuth und Glück gegen die Pfalzgrafen vertheidigte. Auf die Stadt, die beim Reiche war, machte er vergebens Ansprüche. Diese kam mit der Zeit an Kurpfalz und unter Herzog Ulrich von Württemberg im baierischen Erbfolgestreit an dieses Herzogthum. Damals wurde ein hoher Thurm, der schwarze Mantel genannt, und das alte Ritterhaus ganz zusammengeschossen. Das entscheidende Verhängniß brach jedoch über sie erst im Jahr 1525 ein, wo die Aufrührer aus dem Odenwald, Hans Wunderer an ihrer Spitze, wie ein verheerendes Ungewitter gegen Weinsberg heraufgezogen kamen. Auf diese Nachricht besetzte der Schwäbische Bund Stadt und Burg mit 70 Rittern, Edeln und Gemeinen unter Graf Ludwig von Helfenstein. Die Aufrührer benutzten die Feier des heiligen Osterfestes, die Burg zu stürmen; die Einwohner schlugen sich zu ihnen, und die ganze Besatzung fiel in ihre Hände, bis auf drei Ritter, die, als Weiber von Weinsberg verkleidet, entrannen. Vergebens trat nun die Gräfin von Helfenstein mit ihrem zweijährigen Knaben als Schutzflehende auf. Vor dem Thore schlossen die Bauern einen Kreis; ein Pfeifer mußte Tänze spielen, und alle Gefangenen wurden tanzend gespießt. Da ward die Burg Stein von Stein gerissen. Bald darauf nahm der schwäbische Bundeshauptmann Georg Truchseß von Waldburg schreckliche Rache an den Bauern. Der Pfeifer, der zu dem Morde der Edeln aufgespielt, wurde, an einer Kette um einen Baum tanzend, langsam am Feuer gebraten. Die Mauern der Stadt wurden geschleift und erst spät auf Erlaubniß erneuert. An den Trümmern der Burg ließen im Jahr 1546 die Spanier noch ihre Wuth aus. Nach der Nördlinger Schlacht kam Stadt und Burg als vorübergehendes Geschenk an den Liebling des Kaisers, Max Grafen von Trautmannsdorf.

Die Ruinen sind seit etwa zwölf Jahren durch einen Verein der Frauen Weinsberg's und die Fürsorge J. Kerners nicht nur vor Verfall bewahrt, sondern aus einem Schutthaufen in die lieblichsten Anlagen verwandelt worden, in welchen sich aus sorgsam gepflegtem Gebüsch Mauerzinnen und Thürme,

allenthalben zugänglich und zu reizenden Belvederen umgeschaffen, erheben. Aeolsharfentöne wehen dem Wanderer entgegen. Von dem höchsten Thurme, ein finstres Verließ unter seinen Füßen, blickt dieser gegen Osten in ein friedliches, gesegnetes Thal, mit Dörfern übersäet, dessen äußerstes Ende durch eine gegen Norden streichende Bergkette begränzt wird, während weiter südlich die Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Löwenstein herüberblicken und nordwestlich die Durchsicht ins Neckarthal sich öffnet. Am Fuße des Berges, wie unter dem Schutze der Burg, steht die uralte Stadtkirche Weinsberg's, unter ihr und um sie versammelt gruppiren sich die Häuser der Stadt. Das jüngste und merkwürdigste unter diesen ist das Dichterhaus, welches der Leser auf dem Blatte sieht, das von unserm Texte begleitet wird; die Wohnung Justinus Kerners, der zu seiner zauberischen Besitzung einen uralten Stadtthurm geschlagen hat, in welchem er als Chemiker laborirt, als Sänger dichtet, und als Exorcist Geister beschwört. Wer den von Schmerzen und Freuden des Lebens wie von Ebbe und Fluth umspülten Geist dieses Mannes, seinen alle Wehmuth der Gefühle plötzlich weghauchenden Humor, seinen Scherz durch Ernst gezügelt, sein strenges und eifriges Wirken als treuer Arzt, das den Geisterbanner ganz vergessen läßt, kennen lernen will, der komme hierher nach Weinsberg. Schwaben und seine Bewohner sehen in der Nähe ganz anders aus, als sie im Norden oft geschildert werden.

Die Wohnung Kerner's, die auf unserm Bilde mit ihrem Besitzer und dessen Thurm im Vordergrunde sichtbar ist, soll uns zum Schluß ein befreundeter Sänger malen:

Was Andre nur gesungen,
Das hast Du Dir errungen:
Den magischen Pallast.
Das Wild sucht Deine Halle,
Das Pferd in Deinem Stalle
Fühlt nicht der Jahre Last;
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Rast.

Den Thurm hab' ich gesehen,
Von dem Du ließest wehen
Das griechische Panier;*)
Im Regen mußt' erbleichen —
Ein Unglück droh'ndes Zeichen —

---

*) Wilhelm Müller zu Ehren, der ihn kurz vor seinem Tode im Herbst 1827 besuchte, pflanzte der Dichter auf seinen Thurm die griechischen Nationalfarben als Flagge auf, die aber über Nacht ein Platzregen verwischte, so daß nur Schwarz und Weiß übrig blieb.

Der frohen Farben Zier.
Der edle Sohn der Musen
Zog, schon den Tod im Busen,
Der Griechensänger, weg von Dir.

Wie ruhig bei Dämonen
Des Friedens Engel wohnen,
Hab' ich bei Dir geschaut;
Es bricht an Deiner Schwelle
Die schwarze Macht der Hölle,
Der vor der Unschuld graut;
Es weicht die Geisterschwüle
Vor jener Abendkühle,
Die von des Genius Schwingen thaut.

Doch, daß ich nichts verhehle,
Es regt in meiner Seele
Sich immer der Verdacht:
Es sei Dein Haus am Berge
Vom wilden Heer der Zwerge
Durch Zauber nur gemacht;
Einst tragen sie im Sturme
Sammt Garten und sammt Thurme
Es in die Wolken über Nacht*).

Wimpfen am Berg und im Thal.

Einer der anmuthigsten Vorposten der mit merkwürdigen Alterthümern gepaarten Naturschönheiten, die in ununterbrochener Reihenfolge erst etwas weiter unten das Neckarthal zwischen Heilbronn und Heidelberg zu schmücken anfangen, ist die von den württembergischen und badischen Landen rings enclavirte ehemalige Reichsstadt, jetzt hessendarmstädtische Landstadt **Wimpfen am Berg**, drei Stunden unterhalb Heilbronn auf einem üppig bewachsenen Hügel höchst romantisch gelegen. Die buntesten Baumgruppen bedecken alle Abhänge und verbergen dem Reisenden die braunen Mauern der vor Alter zerfallenden Stadt, bis er dicht an ihnen ist, und der Nachtigallengesang aus diesen Gehölzen läßt in den Frühlingsmonaten den Wanderer, der lieber außerhalb des Mauerreichs in einer anmuthigen Herberge übernachtet, die an der nach dem Neckar hinunter führenden Straße gelegen ist, nicht ununterbrochen schlafen.

*) Aus dem Gedicht: „Justinus Kerner." Von **Gustav Pfizer**, Gedichte, neue Samml. S. 119 ff.

Das hohe Alter der Stadt verräth sich durch ihr Aussehen. Den Ursprung verdankt sie wahrscheinlich wie so viele Neckarstädte irgend einer römischen Niederlassung. Geographien und Reisebeschreibungen sagen einander die lächerliche Notiz nach, daß sie der Gemahlin Julius Cäsars, Cornelia, der Tochter Cinna's zu Ehren, Cornelia genannt worden sei, ohne an den groben Anachronismus zu denken, der eine solche Ehre unmöglich macht. Sollte wirklich irgend ein Stein dem römischen Wimpfen den Namen Cornelia vindiciren, so ist dabei viel eher an die Gemahlin des Kaisers Gallienus zu denken, von welchem die letzten Niederlassungen der Römer in dieser Gegend vor ihrer Vertreibung durch die Alemannen herrühren; denn bekanntlich hieß diese Kaiserin Cornelia Salonina; leitete jedoch den Adel ihres Ursprungs nur von dem Kammerdiener eines Corneliers ab, von Chrysogonus, dem Freigelassenen Sulla's. Spuren haben die Römer hier unzweifelhafte hinterlassen, und der die Ufer des Neckars weihin überwachende Hügel war für dieselben bei ihren Eroberungs- und Vertheidigungsoperationen gegen die Deutschen unstreitig von hoher Wichtigkeit. Als bei Anlegung der benachbarten Salinen der Boden zwischen dem an der Bergstadt Fuße gelegenen Städtchen Wimpfen im Thal vielfach durchwühlt wurde, kamen nicht nur Münzen aller Art, vorzugsweise mit dem Bildnisse des Kaisers Antoninus Pius, sondern auch römische Wasserleitungen zum Vorscheine, thönerne Tafeln von derselben Terra sigillata, wie bei vielen hier und dort aufgefundenen, römische Gefäße, Mauerwerk von offenbar römischer Bauart. In einem Gebäude der Stadt aus dem grauesten Mittelalter fand der Verfasser dieses Textes einen durch seine gelbe Farbe von den übrigen abstechenden Stein der Mauerwand einverleibt, auf welchem in erhabener Arbeit ein Löwe und zwei Sphinxe eingehauen noch ziemlich deutlich zu erkennen waren. Das imposanteste Denkmal aber und wahrscheinlich der Befestigungslinie angehörend, die Kaiser Probus von Neustadt an der Donau und Regensburg über Berge, Flüsse und Moräste bis in diese Gegend führte, ist der hohe und dicke Thurm von rothem Sandsteine mit unbedeutenden Mauerresten, der dem Wandrer, der vom Thale emporgestiegen kommt, zuerst in die Augen fällt. Sein Gemäuer zerfällt der Behandlung der Steine nach offenbar in drei Theile, die aus dreierlei Perioden herrühren. Der unterste Theil, aus reinlichen glatten Quadern zusammengefügt, ist offenbar römisch; dann folgt das größere Mittelstück aus jenen mittelalterlichen Bausteinen mit ausgebauchter Mitte, die der Periode des zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert angehören; der oberste Theil endlich aus schlechten blauen Bruchsteinen mag eine Restauration des funfzehnten Jahrhunderts sein. Die daher ziehende Straße heißt die Burgstraße, das Viertel der Stadt, in welchem der Thurm steht, das Burgviertel. Diese Burg, welcher der Römerthurm einverleibt und die überhaupt auf den Trümmern römischer Befestigungen aufgeführt worden zu sein scheint, diente ohne Zweifel zur Sicherung der Neckarschifffahrt; so stand sie ganz zweckmäßig auf

der nordöstlichen Spitze des Hügels, und ihr Thurm gewährte einen Ueberblick über den ganzen Neckar.

In ihrer halbrömischen Gestalt bestand die Stadt bis zu ihrer Zerstörung durch die über Deutschland hereingebrochenen Hunnen, worunter entweder die Hunnen unter Attila oder die im zehnten Jahrhundert eingefallenen Ungarn zu verstehen sind. In ihren Mauerring hatte sich die Einwohnerschaft der ganzen Umgegend geflüchtet. Burg und Thore waren gut verwahrt und lange suchten die Belagerer vergebens die Mauern zu brechen und die Thore zu zerschmettern. Endlich sprang einer der Thorflügel krachend auf und die christliche Bevölkerung erlag, von der Menge der Feinde erdrückt. Diese hausten in der eroberten Stadt als wüthende Barbaren; sie schnitten den deutschen Frauen die Brüste ab, damit sie ihre Kinder nicht mehr sollten säugen können. Von solchem Gräuel leitete ein nicht sehr wahrscheinliches Calembour den jetzigen Namen der Stadt Wimpfen ab, der ursprünglich Wibpin (Weiberpein) gelautet haben soll. Uns scheint viel eher dahinter der römische Name des Kastells verborgen zu sein, vielleicht mit der Endung auf fines. Wimpfen war schon im siebenten Jahrhunderte mit einem großen Theil der nachmaligen Rhein- und Neckarpfalz dem Bischof von Worms vom Frankenkönige Sigbert geschenkt worden, und unter diesem geistlichen Scepter scheint Wimpfen auch später eine längst verschwundene Bedeutung erhalten zu haben. Kaiser Otto hatte den Bischöfen sogar den Wildbann überlassen. Aus dieser Zeit scheint auch die rundbogige Kapucinerkirche zu stammen, nächst dem alten Thurme das Aelteste, was Wimpfen besitzt. Kaiser Friedrich II. sah nicht gut zu der Freigebigkeit seiner Vorfahren und unter seinem Sohne Heinrich wurde die Stadt Reichslehen (1227). König Heinrich hielt sich in Wimpfen viel auf und von der Neckarburg, die er baute, sind noch mehre Spuren vorhanden. Bald nach dieser Zeit wurde Wimpfen der blühende Sitz des kaiserlichen Landgerichts in Franken, aber die Stadt erscheint bald wieder als wormsisches Besitzthum, bis sie nach dem Abgange der schwäbischen Herzöge nach und nach zu den Freiheiten einer Reichsstadt gelangte und zuletzt das Schicksal der ganzen deutschen Reichsverfassung theilte.

Das Innere der Stadt hat ein labyrinthisches Ansehen; die Straßen sind unregelmäßig und krumm, mitten durch dieselben zieht sich hier und da alterschwarzes Mauerwerk mit Thoren hin, wodurch anschaulich wird, daß der Stadtbau ganz verschiedene Perioden durchgemacht hat. Doch verbirgt sie in ihrer unförmlichen Häßlichkeit einiges Schöne und Merkwürdige. Die jetzige evangelische Kirche ist ein sehr ausgezeichneter altdeutscher Bau; ihr Grundstein wurde 1492 gelegt. Die Chorstühle enthalten in trefflichem, halberhabenem Schnitzwerke die zwölf Apostel; die Kanzel ist sehr alterthümlich und aus Einem Steine gehauen; in den Flächenfüllungen finden sich verblichene, wie es scheint, gute Bilder; das Hauptbild des Hochaltars stellt eine Kreuzabnahme in Schnitzwerk vor; auf den Flügeln stehen der heil.

Christoph und Johannes der Evangelist; ein kunstreiches Hostienkästchen wird in einer Seitenkapelle gezeigt. Noch sieht man das aus Keuper-Sandstein schön gearbeitete Bildniß eines Herrn von Fleckenstein, der in der Schlacht bei Wimpfen gegen Tilly fiel; die beiden Thürme der Kirche endigen in hohen Spitzdächern. Am entgegengesetzten Ende der Stadt steht die Dominikanerkirche; von einem Thürmchen auf der Stadtmauer, das die Aussicht auf den Neckar gewährt und das Nürnberger Thürmchen heißt, spekulirten die Wimpfener der alten Zeit nach der Nürnberger Handelsstraße.

Den schönsten Ueberblick über die reizende Gegend gewährt der „blaue Thurm," ein mittelalterlicher Bau mit neuem Aufsatz, der sich schon aus weiter Ferne als der mächtigste Thurm Wimpfens zu erkennen gibt. Am Fuße des Berges erblickt man hier tief in der Ebene das heitere, reinliche Städtchen Wimpfen im Thal mit seiner schönen Stiftskirche, mit einem freien von Linden beschatteten Platz umgeben, zu dem Kloster gehörig, das hier einst der Bischof Erotold von Worms an der Stelle eines von den Hunnen zerstörten Klostergebäudes gegründet hatte. Die Kirche ward im J. 1278 gebaut; ihr Portal ist bewundernswürdig. Wimpfen im Thal wird einmal des Jahres durch einen großen Jahrmarkt belebt, der am St. Peter- und Paulstag in der Kirschenzeit abgehalten und, unter dem Namen „Kirschenpeter" weit umher im Lande bekannt, von einer unermeßlichen Menge Menschen besucht wird. Zwischen Obereisisheim in der Au und einem nahen Walde streckt sich das berühmte Feld der Schlacht bei Wimpfen hin, wo der Markgraf Georg Friedrich von Baden mit zweitausend Reitern und zehntausend Mann Fußvolks gelagert war (5ten Mai 1622). Dagegen hatte Tilly und der Spanier Don Corduba den Wald und eine Anhöhe heimlich besetzt. Am folgenden Morgen wurde der Markgraf angegriffen und Nachmittags vom Walde aus durch Tilly's Reiterei überrascht. Alle Tapferkeit war vergebens. Der Markgraf sah nach langem Kampf sein Lager umgangen, fünf seiner Pulverwagen fuhren in die Luft und verursachten wilde Unordnung und Flucht. Das weiße Regiment, die unsterblichen vierhundert Pforzheimer opferten sich hier, geführt von ihrem Bürgermeister Deimling, um den geliebten Fürsten zu retten. Abends acht Uhr war die Schlacht zu Ende. Mehr als fünftausend Leichen, davon über die Hälfte feindliche, bedeckten den Kampfplatz. Nachdem der Blick des Beschauers auf dem Grün dieser einst so blutigen Stätte sinnend verweilt, schweift er über vier blühende Salinen, in welche Württemberg, Hessen und Baden sich getheilt haben. Neben Jaxtfeld breitet sich ein neues Soolenbad einladend aus. Stromaufwärts, Neckarsulm und Heilbronn zu, öffnet sich der Blick ziemlich in gerader Richtung; abwärts schließt sich die Aussicht mit der stattlichen, wohlerhaltenen Neckarburg Ehrenberg bei dem freundlichen Dörfchen Heinsheim, den epheubewachsenen Mauerzinnen der zerfallenden Ruine Horneck und dem gar allzumodernen Gundelsheimer Schloß, endlich der Heimath Götzens von Berlichingen, dem gethürmten Hornberg. —

Wimpfen am Berg besitzt auch ein neueingerichtetes, von Ludwigshall her geführtes Soolenbad, dessen köstliche Lage viele Besucher herbeilocken wird. Es ist ein schönes zweistockiges Gebäude mit zwei Seitenflügeln, die Fronte beinahe ganz gegen Morgen gekehrt. Von dem Gebäude an bis zum Neckar herab werden den Berg schöne Anlagen zieren. Auf der Stadtseite finden Kranke einen zweiten Badegarten und die von Linden und Kastanien umgebene alte gothische Kirche, die wir oben beschrieben haben. Aus jedem Wohnzimmer und aus dem Gesellschaftssaal lacht den Gästen ungefähr dieselbe glänzende Aussicht entgegen, die wir eben beschrieben haben. Unten der Neckarfluß mit Schiffchen bedeckt, rechts zunächst aufwärts Jaxtfeld, Kochendorf, die rauchende Saline von Friedrichshall, das schöne Gut Lautenbach und das Gebäude bis hinauf zu den Thürmen des Bergschlosses Waldenburg im Hohenlohe'schen, gerade vor sich Offenau; flußabwärts Heinsheim und den Ehrenberg, auf dem andern Neckarufer Gundelsheim und Horneck.

Auf unserm Blatte zeigt sich die Bergstadt jenseits des Neckars, mit dem Römerthurm, dem blauen Thurm und der Kirche. Am Fuße des Berges liegt Wimpfen im Thal; diesseits des Flusses das Dorf Jaxtfeld; der Hintergrund öffnet sich gegen den Ehrenberg und Gundelsheim.

Gundelsheim, Horneck und Guttenberg.

Nur ungern lassen wir die mehrerwähnte alte Ritterveste Ehrenberg vorüber, die sich am linken Neckarufer über dem Dörfchen Heinsheim vielleicht auf römischer Grundlage erhebt, und deren Ruinen einem Geschlecht angehören, das, nun längst erloschen, schon im zwölften Jahrhunderte vorkommt. Einer ihrer Bewohner verfolgte in den blutigen Tagen des dreißigjährigen Krieges mit demselben Henkerbeile Hexen und Lutheraner.

Aber uns rufen drei Punkte, die des Schönen und Interessanten noch mehr enthalten, und welche der Künstler, höchst glücklich in der Wahl seiner Standpunkte, auf Einem Bilde zu vereinigen verstanden hat.

Gundelsheim,

seines einst alterthümlichen Gewandes schon vor dreihundert Jahren durch den Bauernkrieg gewaltsam entkleidet, doch noch mit wohlerhaltenen Ringmauern und vielen alten Thürmen versehen, ist ein im Besitze des Deutschordens blühend gewordenes Städtchen, von welchem unser Bild rechter Hand die letzten Häuser hinter dem Hügel hervorragen läßt. Schon im zweiundzwanzigsten Regierungsjahre Karls des Großen schenkte ein Siegfried mit seiner Gattin

Wonehild dem Kloster Lorsch die Villa Gundolfesheim und später kömmt es unter dem Namen Gundolnesheim vor. Schon frühe scheint eine angesehene Familie hier sässig gewesen zu sein; später ward die Stadt Eigenthum des Deutschordens und demselben dieser Besitz von Kaiser Wenzel im Jahre 1398 bestätigt; er verblieb ihm auch bis zur Aufhebung des Ordens, da es denn mit der übrigen Umgegend an das Großherzogthum Baden kam. In seiner possirlich angestrichenen Kirche liegt neben einigen Ordensrittern der Bürger Balthasar Fuchs begraben, der sich einst im Bauernkriege ausgezeichnet hatte. Der Weinbau ist hier durch die Lage der Berge sehr begünstigt, und das Neckarufer hat ein überaus lachendes Ansehen. Unsere Blicke wenden sich indessen bald herauf zu der durch Alter dem Städtchen verschwisterten, epheuumrankten Ruine

Horneck,

deren gezackte, von Schutt unterbrochene Thürme und Mauerzinnen, von unten herauf gesehen, wie halbausgebrochene Zähne aus dem Gebiß einer wilden und räuberischen Zeit aus dem gähnenden Schlunde der Vergangenheit in die Lüfte ragen. Die vorliegende Abbildung führt uns aber, um den Hinausblick auf die gegenüberliegende Burg Guttenberg gewähren zu können, in das Innere der Trümmer selbst und zeigt uns von diesen zur Rechten des Beschauers nur den stattlichsten und besterhaltenen Thurm der Ruine mit der Kehrseite sich rechts und links fortsetzenden Mauerwerkes, und zur Linken, glücklich versteckt, das moderne Schloßgebäude, das jetzt den einzigen Wohnsitz von Horneck bildet und das von der Fronte gesehen, in seiner fensterreichen Regelmäßigkeit, blendend angestrichen, einen unangenehmen Contrast mit den zerfressenen Resten des Alterthums bildet.

Der Erbauer der alten Burg Horneck war, wahrscheinlich ums Jahr 1250, Conrad von Horneck, der mit seinem Sohne in der Burgkapelle begraben liegt. Die Familie, die schon vorher blühte, war eine Wohlthäterin des Collegialstiftes Wimpfen, und Werner, ein Bruder Conrads, erscheint als Probst zu Wimpfen und zu Speyer. Wimpfen pries seine Frömmigkeit und Freigebigkeit. Aber schon um 1274 ging die Burg Horneck mit dem zu ihren Füßen gelagerten Städtchen Gundelsheim in die Hände des Deutschordens über und auf der Burgkapelle zu Horneck stellte vor Zeiten ein Oelgemälde den Eintritt Werners von Horneck (vielleicht des obengenannten) in den Orden und seine Uebergabe der Burg an diesen dar. Die mündliche Volkssage erzählt, er habe dies gethan, als er sich, nach der frommen Sitte der Zeit, mit seinen Söhnen zu einem Kreuzzuge angeschickt. Die Tochter mußte über diesem heiligen Werke als Nonne nach Billigheim wandern und ein gebrechlicher Sohn im Elend zurück bleiben. Das Gemälde ist mit der Besitznahme des Schlosses durch die Krone Württemberg spurlos verschwunden und mit ihm

die Wappen des Gemäldes, die den einzigen Aufschluß über die Horneck'schen Familien, deren man dieses Namens fünf zählt, hätten geben können.

Horneck wurde nun von Zeit zu Zeit der Wohnsitz mehrer Deutschmeister, deren Gebeine unter noch vorhandenen Grabsteinen in der Burgkapelle ruhen. Darunter war der ausgezeichnetste Jost von Venningen, ein gewandter Unterhändler und Friedenstifter, dessen sich der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche in allerlei Händeln bediente. Unter ihm wurde die Burg Horneck einer der Hauptsitze des Deutschordens in Deutschland. Sein und seiner Nachfolger Grabsteine sind sehr schön gearbeitet; sie stehen aufrecht an die Wand gelehnt und geben der Kapelle ein ernstes Aussehen.

Die Burg stand in Blüthe bis zum Bauernkrieg. Da zog die aufrührerische Schaar auch gegen die Besitzungen des Deutschordens zu Felde; in Neckarsulm hatte sie frischen Mundvorrath gefaßt und rückte vor Gundelsheim, um den Deutschmeister zu belagern; dieser aber, ohne die Ankunft der Aufrührer in seinem Gebiete zu ahnen, war zufällig mit seinen besten Kleinoden und einem Theile seiner Angehörigen zu Heidelberg; seine Abwesenheit entflammte die Rachgier der Bauern noch mehr; Stadt und Burg war augenblicks in ihren Händen und nun schwelgten sie an den vorgefundenen Wein- und Kornvorräthen und verwandelten die Burg zu großem Theile in einen Schutthaufen. Erst lange nach ihrem späterfolgten Abzuge wurde diese wieder in wohnlichen Stand gesetzt, aber es blickt uns jetzt aus ihrer verfallenen, steinernen Umzäumung das oben beschriebene moderne Schloß entgegen, das mehr Raum hat, als mancher königliche Palast und die Wappen aller deutschen Ordensmeister und Ritter enthalten haben soll. Das Schloß gehört jetzt einem Kaufmann, Herrn Sandel von Gall, und diesen Sommer (1836) wohnt Herr Wellesley, ein Neffe Wellingtons, Gesandschaftssekretär am Stuttgarter Hofe, als Miethgast in demselben.

Hinter Horneck erhebt sich ein Kranz von Wäldern. Durch ein enges, tiefes Seitenthälchen führt der Weg zur nahen Wallfahrtskirche des heiligen Michael, die auf der Abdachung eines mit Reben bekränzten Berges steht. Hier, wo jetzt der Dämonenbezwinger unter Traubenranken seinen kleinen Tempel hat, wurde vor sechzehn Jahrhunderten in dichtem Buchenwalde dem Besten und Größten Jupiter und der Königin Juno, derselben, die auf dem aventinischen Berge zu Rom einen herrlichen Tempel hatte und als Länderbeherrscherin angebetet wurde, von römischen Kriegern geopfert. Beim Eingang in die Kapelle steht in einer Mauernische ein römischer Altar. Eine schüsselartige Vertiefung, in der eine Oeffnung angebracht ist, scheint die Bestimmung gehabt zu haben, das Opferblut aufzufangen und wieder abfließen zu lassen. Auf der rechten Seite sind ein Hahn und ein Opfermesser, auf der linken ein Krug, eine Pfanne und ein zweischneidiges Schwert eingehauen. Eine achtzeilige lateinische Inschrift sagt uns, daß es ein Votivaltar ist, den besagten Göttern Cajus Fabius Germanus, Beneficiar oder

Gefreiter des Consuls*), für sich und die Seinigen errichtet hat. An die Stelle der heidnischen Opferstätte trat frühzeitig das christliche Gotteshaus. Eine liebliche Sage knüpft sich an seine Gründung. Als die Ufer des Neckars noch Wildniß waren, lebte in der Gegend ein heidnischer Jüngling und seine Braut, welche Christin war. Diese, nach vergeblichen Versuchen ihren Verlobten zu bekehren, flüchtete in die Einöde, lebte unter den wilden Thieren, die von ihrem Jammer gerührt schienen und ihrer schonten, grub das Schicksal ihrer letzten Tage Bäumen und Steinen ein, und war nach einigen Jahren dahingewelkt. Eines Tages verfolgt der Heidenjüngling auf der Jagd ein Wild, das er nicht erreichen kann, bis an die Stelle, wo er einen Rasenhügel und in Baum und Stein gegraben die rührende Kunde von dem letzten Geschick seiner Geliebten trifft. Da warf er seine Götzen von sich, zog nach Worms zum Bischof und ließ sich taufen. Dann erbaute er aus Steinen und Holz eine Einsiedlerhütte auf diesem Berge, diente Gott und labte verirrte Wanderer. Zahlreiche Wallfahrten machten sich auf nach dem heiligen Manne. Endlich, als er alt und schwach geworden, pochte es in einer stürmischen Regennacht an seiner Zelle. Ein hoher Pilger trat herein. Der Greis zündete schnell ein Feuer an, die Kleider des Durchnäßten zu trocknen, setzte ihm Speise vor und warf sich selbst auf die Knie, sein Abendgebet zu verrichten. Da verklärte sich vor seinen Augen der Pilger zum milden Todesengel, der ihm Gottes Friedensgruß brachte und die Stirne des Betenden küßte, daß die Worte auf den Lippen erstarben und er zum sanften Schlummer niedersank. An der Stelle, wo sein Siedelhaus gestanden, erhub sich seiner Bekehrung zu Ehren die Kapelle Sanct Michaels des Satansüberwinders.

Guttenberg.

Zu unserm Bilde zurückgekehrt werfen wir nun zwischen dem alten und neuen Gebäude der Burg Horneck einen Blick über den Neckar auf das Dorf Neckarmühlbach und die zwischen zwei Waldbergen auf einem niedrigen Hügel mit gedecktem hohem Thurm und bewohnbarem Schlosse hoch in die Lüfte steigende Burg Guttenberg. In dem freundlichen Dorfe Neckarmühlbach selbst verdient die hohe heitere Kirche einer Erwähnung, deren luftige offene Räume den Eindruck der freien Natur machen. Auf einer Steinplatte findet man hier eine knieende Familie ausgehauen. Es ist einer der Dynasten von Weinsberg mit seinem Hause, der erste Erbauer der Kirche. Ein Conrad von Weinsberg, nachmals berühmter Erzbischof zu Mainz, baute zunächst am Fuße seiner Burg 1393 die Euchariuskapelle, deren Aeußeres unscheinbar ist, in deren Innerem aber der Kunstfreund zwei sehr alte, schön verzierte Altäre trifft, über deren einem ein Spitzbogen, dem andern ein arabischer Bogen sich

*) B. Cos. was nicht, wie irrthümlich-komisch erklärt wurde, bis Consul heißt.

wölbt. An einem derselben ist das Schnitzwerk von Werth. Das Wichtigste aber sind die altdeutschen Gemälde, die sich auf den vier Flügelthüren der beiden Altäre, außen und innen, befinden, die jedoch leider ihrer Zerstörung entgegengehen. Auf einem gemalten Tabernakel liest man die Jahreszahl 1492. Die kleine Kapelle ist von einem Friedhof umgeben.

Der Weg zu der Anhöhe, auf welcher die Burg Guttenberg ihre Schwestern Horneck und das Stammschloß Götzens von Berlichingen, den weiter unterhalb am Neckar liegenden hochgethürmten Hornberg begrüßt, ist etwas steil, aber der Berg selbst nicht so wild und felsig, sondern überall mit Fruchtbäumen bepflanzt und mit Rasen bedeckt. In weitem Umkreise zieht sich der Weg auf bequemen Stufen bis ans Burgthor. Dann erst gelangt man zwischen einer Masse von Ruinen durch fünf sehr starke Thore in den innern Burgraum, der das neuere Gebäude enthält, das weit in die Gegend hinausschaut. Die Burg ist sehr fest, mit vielen zum Theil wohlerhaltenen, gegen die Waldseite von Epheu zum Theil ganz verdeckten kleinern Thürmchen versehen, aus deren Mitte himmelan der hohe Thurm sich erhebt, der die Burg auch auf unserer Abbildung auszeichnet. Das neuere Gebäude ist nach dem Walde zu ebenfalls mit Epheu so überwachsen, daß kaum noch die verschlossenen Fensterläden Raum haben. Aus diesem Bau hat man den freien Ausblick auf Horneck, Hornberg und das Beinhaus der kleinen Michaelskapelle mit dem reizendsten Niederblick ins Neckarthal.

Namensursprung und Alter dieses Schlosses liegen im Dunkeln. Einer Familie des Namens Guttenberg verdankt es schwerlich seine Entstehung. Der Anblick der Burg lehrt, daß ihr Alter über die schriftlichen Nachrichten, die wir von ihr besitzen, hinaufreicht. Sie war ehemals Reichsgut, wurde 1330 von Kaiser Ludwig an seinen Brudersssohn, den Pfalzgrafen Rudolph verpfändet; erscheint dann auf einmal im Besitze der Herren von Weinsberg als Lehen von Worms (1393), und mehre Dörfer bilden nun ihr Zubehör. Einen Antheil an der Burg — wie, weiß man nicht — besaß um diese Zeit auch das berüchtigte Mitglied der Schleglergesellschaft, Wolf von Wunnenstein, der gefürchtete Feind Graf Eberhard des Greiners von Württemberg, derselbe, von welchem Uhland im „Ueberfall im Wildbad" singt:

> Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
> „Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das unt're Thal herauf.
> Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
> Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt."

Und Eberhard erwiedert:

> „Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt,
> Gib mir den Mantel, Knabe! — Der Glanz ist mir bekannt,
> Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
> Bind' mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut!"*)

*) Uhlands Gedichte. X. 432.

Nach dem Jahr 1427 empfing Conrad von Weinsberg vom Bischof Friedrich von Worms das Schloß „Gudenburg" (Guttenberg) nebst mehren Dörfern zu Lehen. Aber der Aufwand dieses stolzen Reichserbkämmerers verschlang sein Gut, seine Wittwe verkaufte das ganze Besitzthum um 6000 rheinische Gulden an den reichen Hans von Gemmingen, der eine Landgräfin von Steinach zur Frau hatte, und von nun an trug diese Familie die Burg von Worms zu Lehen. Der reiche Hans war von so starkem Gliederbau, daß er einst an Einem Tage von Amberg in der Oberpfalz bis nach Neuenfall am Kocher ritt und Abends noch einem Jagen und Wettlaufen beiwohnte.

Bei dem Hofgerichte, das Friedrich der Siegreiche zu Heidelberg im J. 1462 abhielt, erschien Hans von „Gudenberg" als ein Doctor beider Rechte, ein Mann, der — wie sein Namensverwandter Reinhard von Gemmingen in seiner Chronik sagt — zu allen Sätteln gerecht war, reuten und reden konnt', Freunden bei Verträgen diente; gab einen Schützen ab und einen Streiter, und lag trotz seines großen Reichthums doch nicht auf der Bärenhaut bis in sein achtzigstes Jahr.

Bei der Gütertheilung von 1518 unter Pleickards von Gemmingen Kinder fiel die Burg an Dietrich von Gemmingen, den edeln Geistesverwandten der Sickingen und Berlichingen. Er ward unsterblich durch seine Anhänglichkeit an die Sache der Reformation. Zu einer Zeit, als das offene Bekenntniß der neuen Lehre, besonders in der Nähe Mainzischer und Deutschordenscher Besitzungen, nur Gefahr bringen konnte, hub er dem Freunde Luthers, Erhard Schnepf, welcher Prediger zu Weinsberg war, einen Sohn aus der Taufe, und als derselbe aus jener Stadt vertrieben ward, fand er bei Dietrich von Gemmingen, der sich von ihm in der Mühlbacher Kapelle das reine Evangelium predigen ließ, ein glückliches Asyl. So ward er der erste Edelmann im Kanton Kreichgau, der öffentlich der Sache Luthers beitrat. Er starb auf seiner Burg im Jahr 1526, wo er auch begraben liegt, und Schnepf, der indessen nach Wimpfen berufen wurde, hielt ihm eine rührende Leichenrede.

Dietrichs Bruder, Wolf von Gemmingen, war als Bekenner nicht weniger muthig. Als Karl V. im schmalkaldischen Krieg ihn mit mehren Edelleuten nach Heilbronn berief und sie persönlich aufforderte, der neuen Lehre zu entsagen, trat Wolf hervor und antwortete: „Es würd' mir leid thun, meinen Kaiser, der nächst Gott mein oberstes Haupt ist, zu betrüben; doch wollt' ich solchs noch eher thun, denn Gott erzürnen." Von diesem Wolf sagte das Sprüchwort, „sein Hals sei krumm, aber sein Gemüth schlicht und eben." Dietrichs Sohn, Philipp, wohnte nach seinem Vater auf Guttenberg. Er war ein guter Mathematiker, reich an Instrumenten und Büchern, die nach seinem Tode an die Landschaden von Steinach und von da vielleicht in die Heidelberger Bibliothek übergegangen sind. Nachdem er lange Zeit der Pfalz gedient, zog er sich zu der Wissenschaft und ritterlichen Spielen auf seine Burg

zurück, hielt eine seinem Reichthum angemessene Dienerschaft und einst auf der Burg ein festliches Turnier. Nach seines kinderlosen Sohnes Tod ging die Burg auf väterliche Verwandte über, die meist in der Mühlbacher Kapelle begraben liegen. Bis auf den heutigen Tag ist diese edle Familie im Besitz der Burg, deren protestantische Geschichte gegen die strengkatholischen Annalen des gegenüber in Trümmern liegenden alten Hornecks einen Gegensatz bildet, dem die Gestalt beider Schlösser entspricht.

Auf dem Wege neckarabwärts begegnet der Wanderer noch mancher Seltenheit und Schönheit, die hier zwar unabgebildet bleibt, aber doch nicht unerwähnt bleiben darf. Das freundliche Dorf Hasmersheim, vom nahen Neckar oft durch gefährliche Ueberschwemmungen heimgesucht und doch schon seit Karl dem Großen bestehend, sendet seine Schiffer rheinabwärts bis nach Holland. Der nahe „Hünenberg" ist dem Alterthumsforscher wie dem Mineralogen merkwürdig; sein Gyps wird weit und breit verführt.

Der thurmreiche Hornberg ist durch Götz von Berlichingen, der ihn schon 1516 erkaufte, berühmt geworden. Hier verbrachte der Mann mit der eisernen Rechten den heitern Abend stürmischer Tage, schrieb seine Lebensgeschichte und starb, wie wir schon erzählt, im höchsten Lebensalter. Nach mancherlei Besitzern kam die Burg an das Geschlecht der Gemmingen. Sie ist aus Muschelkalk gebaut; die Thorbogen, die geschmackvollen Thür- und Fenstereinfassungen aber sind aus Keupersandstein gearbeitet.

Das anmuthig gelegene Dörfchen Hochhausen bewahrt ein alterthümliches Denkmal, die Kapelle der heiligen Notburga, mit Bildern aus dem Leben der Heiligen, die zum Theil von hohem Werthe sind. In geringer Entfernung ist die Grotte dieser Jungfrau, die von einem schwermüthigen Echo beseelt wird. Notburga war, der Sage zufolge, die Tochter des Frankenkönigs Dagobert, der, auf dem Hornberg gelagert, das Reich gegen die Wenden beschirmte. Von einem abtrünnigen Franken, Samo, dem Führer der feindlichen Wenden, zur Gemahlin begehrt und an den Haaren herbeigeschleppt, verweigerte sie dem Heiden ihre Hand und unter dem Gebet mit dem Schwerte von ihm bedroht, entfloh sie auf's jenseitige Neckarufer, wohin ihr eine von ihr längst gezähmte Hirschkuh nachfolgte. Von diesem treuen Thiere wurde sie aus der Schloßküche ihres Vaters gespeist, bis der Küchenmeister die Hindin entdeckte und ihr folgend, auch dem König Dagobert den Weg zu seiner Tochter Zufluchtsstätte zeigte. Dieser ergriff die Widerstrebende, sie mit sich heimzuziehen, aber ihr Arm löste sich vom Leibe und blieb in seiner Hand. Entsetzt entwich Dagobert. Die Jungfrau heilte das Kraut, das ihr eine Schlange herbeibrachte. Den König trieben die Qualen des Gewissens aus der Gegend. Das Volk entdeckte die Heilige und ward schaarenweise von ihr bekehrt. Sie lehrte es auch die Künste des Frankenlandes, den Boden

bauen und mit Reben bepflanzen. Einst, als die Aernte reif war, sprach sie, auch meine Aerntezeit ist gekommen, und bald darauf starb sie. Ihrem letzten Willen gemäß ward ihr Leichnam auf einem stierbespannten Wagen ins Feld geführt, und wo dieser still stand, beerdigt. Darüber erhebt sich das Kirchlein zu Hochhausen und in der Grotte steht ihr steinernes Bild, ein alt einfältig Werk aus grauer Zeit.

Nach dem hübschen Städtchen Neckarelz und mehren Dörfern erscheinen die Ruinen Dauchstein und Minneberg, die letzte durch eine rührende Sage verherrlicht. Minna, die einzige Tochter des Grafen von Hornberg, dem Ritter Edelmut heimlich verlobt, floh, einem verhaßten Ehebund auszuweichen, mit einer Dienerin in schweigender Nacht auf einem Nachen über den Neckar und lebte sieben Jahre lang verborgen in einer Felsenspalte, von der Dienerin genährt und, als langer Kummer sie in der Blüthe ihrer Jahre hinwegraffte, auch begraben. Um diese Zeit kehrte Edelmut aus dem heiligen Lande, wo er unter Bouillon gefochten, zurück und suchte die verlorne Geliebte vergebens. Der Zufall führte ihn in diesen Forst und das Bellen der Hunde in die Klüft, wo er von der überlebenden Dienerin Minna's Geschick erfuhr. Er erbaute auf dem majestätischen Berge die Trümmer, die der Wanderer noch bewundert.

Das Schwalbennest bei Neckarsteinach.

Der geschlängelte Neckarfluß nähert sich mit seinem rechten Ufer dem Odenwald auffallend bei Neckargerach und erhält jetzt auch auf der linken Seite hohe Gebirge zur Begränzung. Damit fangen die romantischen Partien des herrlichen Thales an, und in diesen gewundenen Bergschluchten, durch welche der Fluß oft einen vom Auge kaum erwarteten Ausgang findet, scheinen sich die zahlreichen Burgtrümmer, die nur bald aus der Tiefe emporlauschen, bald aus der Höhe herabschauen, erst recht zu Hause zu fühlen. Den Reisenden, die auf einem Nachen diese Gegenden gewöhnlich zu Wasser durchschneiden, bietet sich hier ein Wechsel von Ansichten dar, wie sie ihn nur am Rhein wieder finden. Dem freundlichen Neckargerach gegenüber, hinter dem Dorfe Guttenbach, blickt an dem schroffen Hange eines dicht mit Buchenwald überwachsenen Berggipfels noch immer das röthliche Gemäuer der Minneburg hervor. Eine Stunde später zeigt sich auf der rechten Seite auf einem mächtig emporragenden Felsen, der den unten stehenden zerstreuten Hütten des armseligen gleichbenamten Dörfchens jeden Augenblick den Untergang zu drohen scheint, die Burg Zwingenberg, ein vollständiges Merian'sches Bild eines wohlerhaltenen Edelsitzes aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo

über zwei sechzig Fuß hohen, starken Mauern noch fünf wohlgedeckte Thürme hervorragen und ein geräumiges Innere von Burgwohnungen einschließen. Hier führte das Geschlecht der Twingenberger im vierzehnten Jahrhundert ein verwegenes Leben. Ihre Veste wurde darum von Kaiser- und Reichswegen gebrochen. Die Burg, 1384 wieder aufgebaut, jetzt ein badisches Jagdschloß, ist im guten Stande. Von jetzt an nimmt die Neckarfahrt einen düstern Charakter an; mächtig emporsteigende Berge, mit den dichtesten Wäldern bekleidet, engen den Fluß so gewaltig zusammen, daß es kaum möglich erscheint, durchzudringen. Auf dem linken Ufer ragen mit ihren rothen Mauern die Trümmer der Burg Stolzeneck hervor; nach einer starken Krümmung begrüßt uns das zur Linken gelegene Dörfchen Neckarwimmersbach, endlich erscheint am äußersten Ende eines von Bergen eingefaßten Halbzirkels das Städtchen Ebersbach in schöner baumreicher Gegend, dessen Seitenthäler tiefe Blicke in den Odenwald thun lassen und oberhalb dessen dorther der forellenreiche Gamelsbach in den Neckar fällt. Von hier aus dürften die Römer in den Odenwald eingedrungen sein. Bald schließt sich das Thal wieder und nimmt einen schauerlichen Charakter an; die Waldberge, die hier einem Hochgebirge anzugehören scheinen, werden ganz unbewohnt, bis nach einer Fahrt von zwei Stunden die Aussicht wieder freier wird, die Ersheimer Kapelle mit schön behauenem Thurm und Begräbnissen der Herren von Hirschhorn und das schöngelegene Städtchen Hirschhorn mit seiner stattlichen Burg zum Vorschein kommt, deren Dynasten schon 1232 erscheinen und im fünfzehnten Jahrhundert erlöschen.

Da, wo jetzt das Gebirge zurückweicht, kommen aus einem Thale des Odenwaldes die Lax und der fischreiche Finkenbach, die vereinigt sich in den Neckar ausgießen. Die Gegend wird hier flacher und charakterloser, bis man die jetzt allmählig eingehende Veste Dilsberg, bis in die jüngsten Zeiten ein Staatsgefängniß, zur Linken hat, deren Bergkegel nicht allzusteil vom Ufer in die Höhe steigt. Wo das Neckarthal nördlich einbiegt und abermals einen offenen Halbkreis bildet, spiegelt sich am äußersten Ende das Städtchen Neckarsteinach am Fuße mächtiger grauer Felsen im Strome, und auf bedeutenden Höhen liegen vier mächtige Schwesterburgen, die Sitze der Landschaden von Steinach, in nicht großer Entfernung von einander. Wir haben die äußerste und älteste, im Munde des Volkes das Schwalbennest, mit ihrem Taufnamen Schadeck genannt, für unsere Bilderreigen ausgewählt.

Von unten auf war das alte Raubnest unzugänglich, denn es liegt am höchsten von allen vieren über dem schwindelnd steilen Absturze eines Steinbruches, wie verwachsen mit seinen Sandsteinen. Wer von ihren Zinnen herabschaut, fürchtet senkrecht in den Fluß zu stürzen, wer zu ihnen emporblickt, glaubt die ganze Steinmasse auf sich herabstürzen zu sehen. Das Ganze scheint fast mehr gewachsen als gebaut zu sein, auch der Lage und dem unbedeuten-

den Raume nach zu urtheilen, eher nur zur Warte gedient zu haben. Um auf der schroffen Abdachung des Berges nur Raum zu gewinnen, mußte in den Felsen eingehauen werden; so in schiefwinkligem Parallelogramm an die Ritzen des Berges geschmiegt, kehrt die Burg dessen stumpfe Winkel gegen den Neckar hinaus und zeigt hier doppelte Mauern; von Süden und Norden hat sie zwei Eingänge, deren erster das Hauptthor bildet. Auf den beiden hinteren, dickeren Mauern ragen zwei runde Thürme, Mastkörben gleich, in die Luft; der innere Hofraum ist kaum dreißig Fuß tief; von Burgverließ, Brunnen, Kapellen, Jahreszahlen keine Spur. Nur Salamander, Ottern, Raubvögel und ein seltsamer Alter, der den Weg nach Weinsberg noch nicht gefunden hat, hausen in der engen Oede, hinter welcher der Berg sogleich wieder in steiler Felsenwand emporsteigt.

Der alte Kauz, der hier Geister sieht, ist in der Christnacht geboren und rühmt sich der Abstammung aus einer alten sächsischen Königsfamilie. Ihm ist eines Abends in der Burg die junge Pfalzgräfin, die der alte Landschaden vor fünfhundert Jahren vom Schlosse zu Heidelberg geraubt hat und weswegen seine Burg gebrochen worden ist, mit ihren zwei Schwestern, alle drei mit Atlaskleidern prächtig angethan, erschienen. Er zeigt bei Beschreibung derselben eine köstliche Phantasie und viel Kenntniß der alterthümlichen Kostüme. Auf einer Mauerspitze der Burg sah er die Geister sitzen, aber da er auf sie zugehen wollte, sind sie ohne Spur verschwunden; nur ein goldener Ring, im Grase schimmernd, blieb von der Erscheinung übrig. Der arme Mann hob ihn auf und verkaufte ihn später. Er darf hier sein Gärtchen bauen und hat dafür die Obliegenheit, das alte Nest sauber zu halten. Dieser närrische Burgvogt hat eine so interessante Figur, einen Kopf so voll von Geistergeschichten, daß unser Künstler sich die Mühe nahm, ihn zu zeichnen und ihn auch auf unserm kleinen Bilde nicht fehlen ließ.

Die Bauart der Burg gehört einem früheren Alter an als die Urkunden des Geschlechts. Die ganze Umgegend war ein Geschenk fränkischer Könige an das Bisthum Worms; von ihm trugen die Ritter von Steinach, die in der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus Sachsen hierher gezogen, Besitzungen zu Lehen, die bald ihr freies Eigenthum wurden. Schadeck scheint ihr ältester und erster Besitz, und der erste Besitzer der Burg Schadeck scheint Bligger von Steinach gewesen zu sein, der nach einer Urkunde des Bischofs Burkhard von Worms vom J. 1142 die Stelle, auf welcher das Kloster Schönau im Odenwald erbaut worden, von Graf Boppo von Lauffen zu Afterlehen getragen. Sehr schnell breitete sich dieses Geschlecht aus und gehörte zu einer der kräftigsten und angesehensten Ritterfamilien der deutschen Vorwelt. Conrad von Steinach bestieg im J. 1150 den bischöflichen Stuhl von Worms, ein Mann, der bei Kaiser Conrad und seinem Nachfolger Friedrich stets in hohen Ehren stand. Noch in spätern Jahren nahm er eine Sendung seines Kaisers an den griechischen Hof an, starb aber auf diesem Zuge im Angesicht von

Tyrus, wo er auch begraben ward. Bald theilte sich die Familie in eine dritte Linie, die den Namen der Harfenberge annahm. Sollte der Minnesänger Bligger von Steinach (Maneſſ. I, 177.) der Gründer derselben sein, und von ihm die Harfe in dem Wappen herrühren, die nachher, sowie den Namen Bligger, auch die Landschaden von Steinach usurpirten, deren erste Stammglieder Bligger und Hartwig (zwischen 1286 und 1300) sind, während die alten Steinache ebenfalls um diese Zeit ausstarben?

Jener Minnesänger Bligger von Steinach spricht von einer schönen Frau am Rheine; eine Erinnerung an Saladin macht glaublich, daß er den Orient gesehen und Kreuzfahrer gewesen.

Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erscheinen, einem unruhigen Familiengliede zu Ehren mit dem Scheltnamen gezeichnet, die „Landschaden von Neckarsteinach,“ die ein gekröntes Greifenhaupt auf einer Harfe im Wappen führten. Unter Conrad von Landschaden erwarb die Familie reiche Besitzungen, aber Schadeck verkaufte sie (1335) um vierhundert Pfund Heller an die Stifter Mainz und Worms. Im J. 1350 zum offenen Hause geworden, ward sie 1428 verpfändet und der Besitz der schon verödeten Burg wanderte als Lehen von Hand zu Hand.

Von diesem Schwalbenneste führt ein schmaler Fußpfad zu einer andern der vier Landschadensburgen, zu der auf dem Riegelsberge ebenfalls sehr malerisch gelegenen Hinterburg, mit freierer Aussicht nicht nur ins Neckarthal, sondern auch in das einsam wilde Thal von Thönau, dessen schmale Bergschlucht sich durch Felsen hinein windet, während das Flüßchen Steinach dem Neckar zueilt. Von innen eng, von außen stark befestigt, war sie auf der Hinterseite von einem tiefen, in Felsen gehauenen Graben geschützt, hatte von der Neckarseite her eine Zugbrücke, doppelte Ringmauern mit vorspringenden Eckthürmchen, in der Mitte einen starken, jetzt die Hauptruine bildenden Thurm. Auch hier finden sich keine Denkmäler. Schon im J. 1341 war sie baufällig und 1541 und 48 kam sie als Speyer'sches Erblehen ganz an die Landschaden von Steinach, von welchen sie der Bischof von Speyer um 1750 wieder an sich zog und bis 1803 behielt.

Nach wenigen Minuten gelangt man von der Hinterburg auf einem Waldpfade weiter herab zur Mittelburg, der geräumigsten von den vier Burgen, die eben jetzt durch ihren neuesten Besitzer ganz in wohnlichen Stand gesetzt wird. Auf dem reizenden Vorplatz der innern Burg genießt man von einem von der Façade mit ihren schönen Bogengängen sich hinziehenden freien Raume aus die schönste Aussicht rechts und links auf die Schwesterburgen, hinab ins Dorf und auf den gewundenen Neckarstrom nnd hinüber auf den steilen Dilsberg. Das Innere der Burg ist anständig ausgestattet und war im Jahre 1700 die Wohnung des Fürstbischofs von Speyer. Steinach'sche Familienurkunden erwähnen der Burg schon früh. Bei dem Erlöschen des ältesten Geschlechts fiel sie den Erbtöchtern zu und im sechzehnten Jahrhundert

kam sie ganz an die „Landschaden.“ Nach dem Aussterben dieses Mannsstammes, welcher sie ganz zum Hauptsitze gemacht hatte und die andern Burgen darüber verfallen ließ, wurde sie, als Lehen von Worms und Mainz, Sitz der Metterniche (nicht des jetzt blühenden Zweiges); nach ihrem Aussterben (1753) fiel sie wieder an Worms und Speyer, in deren Rechte (1803) Hessen-Darmstadt eintrat.

Durch zwei Gärten nähern wir uns auf breitem Wege der Vorderburg, der ödesten von allen. Ueber dem Thore steht das Wappen des Erneuerers der Burg, die Harfe und die Jahreszahl 1568. Epheubewachsene Mauerreste umgeben das Ganze, und an den festen viereckigen Thurm schließt sich ein unregelmäßiges Wohngebäude mit morschem Dache an. Der ältere Theil der Burg war schon im vierzehnten Jahrhundert baufällig; im fünfzehnten Jahrhundert wurde sie Erblehen der Landschaden. Jetzt schützt sie ein Privatmann vor dem gänzlichen Untergang.

Am Fuße des Berges, der die vier Burgen trägt, dehnt sich das freundliche Dorf Neckarsteinach mit vielen Fischerwohnungen und Schiffernachen den Neckar entlang. Die Kirche bewahrt viele Grabsteine der Landschaden. Der älteste und schönste trägt die einfache Umschrift: 1369 in. die. Sancti Michael'. o' (obiit) Ulricus Lantschad. Miles. Es ist eine alte Rittergestalt mit vor sich gesenktem Schwerte. Zwei Engel halten ihm ein Kissen unter das Haupt, ein Bild der Ruhe; zu seinen Füßen schmiegt sich ein Hund, das Bild der Treue; zur Rechten hat er die Harfe, zur Linken einen gekrönten Heidenkopf. An diesen Ulrich knüpft sich die Volkssage von der Entstehung der Landschaden. Sein Vater, Bligger von Steinach, war wild wie die Gegend, die er bewohnte, sein Herz hart wie der Felsstein, auf dem er nistete. Kaiser Rudolph von Habsburg hatte verordnet, „daß Niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden.“ Aber Bligger, von Mord und Raub lebend, war der Schrecken der ganzen Gegend, der Landschaden. Vom Kaiser vor Gericht gezogen, blieb er auf seiner unzugänglichen Burg, bis Acht und Aberacht über ihn ausgesprochen ward und er keinen Weg mehr sicher betreten konnte. Die Ruhe war dem wilden Raubritter unerträglich und eines Morgens ward er entseelt im Burghofe liegend gefunden. Sein Sohn Ulrich Landschade von Steinach hatte den Unnamen des Vaters, aber nicht sein böses Gemüth geerbt. Des Vaters Sünden zu büßen und sich mit Kaiser und Reich zu versöhnen, nahm er das Kreuz und zog gegen die Saracenen. Er half Smyrna belagern und erobern, vernichtete einen dreimal stärkern Haufen Feinde, hieb endlich dem Sultan, in dessen Hoflager er sich verkleidet eingeschlichen hatte, den Kopf ab und brachte die Beute zu seinem jubelnden Heere. Jetzt bestätigte ihm der Kaiser feierlich seine Ritterwürde, verlieh ihm seinen bisherigen Schimpfnamen „Landschaden“ als ritterlichen und ehrlichen Geschlechtsnamen und gestattete ihm, den Kopf des erlegten Feindes als Helmzierde im Wappen zu führen.

In einer kleinen Stunde gelangt man von dem Dorfe Steinach nach dem Städtchen Neckargmünd, das, von der üppigsten Vegetation umgeben, an der Einmündung des tiefen, köstlichen Thales liegt, welches uns auf der beschatteten Straße oder dem sonnigen Fluß zur herrlichen Mauerkrone dieser gesegneten Gegend führt, zur Stadt und Ruine Heidelberg.

Heidelberg.

HEIDELBERGA DELETA — das vernichtete Heidelberg — diese Umschrift erhielt, auf den Vorschlag Boileau's, die Kehrseite einer Münze, durch welche Ludwig XIV. im J. 1693 das Werk der Bosheit den Zeitgenossen als eine Heldenthat verkündigen wollte. Mit welchen Empfindungen des Abscheues und Nationalhasses mußte der Anblick der rauchenden Trümmer vor bald anderthalb Jahrhunderten ein deutsches Herz erfüllen! Keine kriegerische Maßregel hatte zu jenen Verwüstungen gezwungen; der Plünderung der Stadt, der Zerstörung des Schlosses, das keinen militärisch wichtigen Punkt mehr darbot, lag nichts als Rachsucht zum Grunde. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz hatte vor der Schwelle und in den Sälen seiner Hofburg den König Heinrich III. von Frankreich als Herzog von Anjou einst seinen Unwillen über die Gräuel der Bartholomäusnacht empfinden lassen und den fürstlichen Gast einem Gemälde gegenüber geführt, das die Ermordung des Admirals Coligny darstellte. Ein Jahrhundert vermochte nicht das Andenken an die erduldete Schmach auszulöschen und Ludwig XIV. machte dem unversöhnlichen Grolle mit der Brandfackel Luft. Er ahnte wohl nicht, daß das Andenken an diese Unthat durch die Herrlichkeit der Ruine bald überstrahlt werden und daß die Pracht jener Trümmer den Glanz seines eigenen Stammes überleben würde. Wer denkt jetzt noch beim Anschauen dieser nur halb versunkenen Herrlichkeiten an die Motive ihrer Verwüstung; wer, wenn er die Riesenglieder der Heidelberger Ruine aus dem lachendsten Gebirgsthale Deutschlands zum erstenmal aufsteigen sieht, könnte mit einem andern Ausdrucke als dem der Bewunderung und des Entzückens ausrufen: Heidelberga deleta! . . .

Auch war es des Himmels Wille, daß die Ruine in unverkümmerter Schönheit als solche fortbestehen sollte. Nach der gedoppelten Verwüstung durch die Franzosen (1689 und 1693) rührte dreißig Jahre lang keine Menschenhand an sie. Endlich, als Karl Philipp in Heidelberg sein Hoflager hatte (1718 — 1722), versuchte man es, die Baue wieder wohnlich zu machen; aber Karl Theodor besuchte das Schloß erst im 22sten Jahre seiner Regierung. Die ältesten Bewohner von Heidelberg erinnern sich noch, wie damals (1764) auf dem Schlosse banquetirt und das Riesenfaß, das um 1750 wieder gefüllt

worden war, angestochen wurde. Schon war die neue Einrichtung eines der Paläste angeordnet, da entzündete und zertrümmerte in der Nacht nach Anwesenheit des Kurfürsten ein herabfahrender Blitzstrahl, was der Zerstörung durch den französischen Mordbrenner Melac entgangen war; und bis auf wenige Gebäude des Innern wurde Alles in Asche gelegt.

In solcher Gestalt erhebt sich die Ruine seit 72 Jahren aus der üppigen Vegetation, mit welcher Natur und Kunst sie umgeben hat. Statt uns in Schilderungen zu versuchen, lassen wir einen unsrer größten Dichter den Eindruck wiedergeben, den diese in ihrer Art einzigen Trümmer in dem Beschauer hinterlassen. Bei dem ersten Anblicke so ausgedehnter Baulichkeiten kann man zweifeln, ob man wirklich Ruinen vor sich habe und nicht noch wohnliche Paläste.

Es scheint ein Schloß — doch ist es keines.
Du siehst vom hohen Bergesrücken
Es stolz im Sonnenstrahle blicken,
Mit Thürmen und mit Zinnen prangen,
Mit tiefem Graben rings umfangen,
Voll Heldenbilder aller Orte,
Zween Marmorlöwen an der Pforte:
Doch drinnen ist es öd' und stille,
Im Hofe hohes Gras die Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht, noch Zimmer;
Ringsum die Epheuranken schleichen,
Zugvögel durch die Fenster streichen.
Dort saßen mit der goldnen Krone
Voreinst die Herrscher auf dem Throne;
Von dortaus zogen einst die Helden,
Von denen die Geschichten melden.
Die Herrscher ruh'n in Gräberhallen,
Die Helden sind im Kampf gefallen;
Verhallet war der Burg Getümmel,
Da fuhr ein Feuerstrahl vom Himmel:
Der reiche Schatz verging in Flammen,
Gemach und Treppe fiel zusammen.
Inwendig ward das Schloß verheeret,
Doch außen blieb es unversehret.
Sobald erlosch der Edeln Orden,
Ist auch ihr Haus verödet worden.
Doch wie noch die Geschichten melden
Der Herrscher Namen und der Helden,
So sieht man auch die Thürm' und Mauern
Mit ihren Heldenbildern dauern.
Auch wird noch ferner manch' Jahrhundert
Das hohe Denkmal schau'n verwundert
Und jenes Schloß auf Bergesrücken
Verklärt in Sonnenstrahl erblicken.*)

*) Uhland, die drei Schlösser. Gedichte, Xte Aufl. S. 357. Der Leser wird

Stadt und Schloß Heidelberg liegen in dem engen Thale, in welches hier, wenige Stunden vor seiner Mündung, der Neckarstrom, einem ungeheuren Waldbache ähnlich, durch die hohen Granit- und Sandsteinwände, links des großen, rechts des kleinen Odenwaldes, hineingezwängt wird; die Stadt so tief, daß sie des Schauspiels der aufgehenden Sonne entbehren muß; das Schloß am Fuße des Königsstuhles, des erhabensten Berges nächster Umgegend, auf Granitfels, 613 Fuß über dem Meere, 313 über dem Flusse. Das sich zersetzende granitische Gestein ist dem Pflanzenwachsthume besonders günstig; daher die prächtigen Gruppen kraftvoller Bäume und der wohlthuende Wechsel mannigfaltiger Schattirungen von Laub- und Nadelholz; der Epheu gedeiht auf dem Schlosse mit seltener Ueppigkeit; große Trümmermassen der alten Veste werden von Ephеu umschlungen und gleichsam zusammengehalten. Zunächst über dem Schlosse grünen saftige Kastanienwälder und in dem ganzen Thale ist die Vegetation des Nordens und des Südens zauberisch in einander verwoben.

Doch versetzen wir uns einen Augenblick in die Zeit, wo die Kultur noch keines ihrer Wunder bewirkt hatte und Stadt und Schloß noch nicht stand. Damals war der Schloßhügel wohl nichts als ein mit Heidelbeeren überwachsener Berg, der dem spätern Orte den Namen gab. Arme Hirten und betriebsame Fischer siedelten sich allmählig am Berg und im Thale an. Dann kamen die Römer, brachten Wein und Ackerbau, dämmten den Fluß ein und machten ihn schiffbar und schirmten im dritten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung die Ausmündung des Gebirgsthales durch Schanzen und Castelle gegen die Einfälle der Alemannen. Auf dem linken Neckarufer errichteten sie wahrscheinlich eine obere und eine untere Burg, an deren Stelle später das alte, jetzt bis auf den Namen verschwundene und das neue Schloß, die jetzige Ruine, kamen; am andern Ufer stand ein anderes Castell auf einem Vorsprunge des Heiligenberges; durch Mauern waren die verschiedenen Vesten mit einander verbunden; innerhalb der Mauern, wo jetzt die Stadt steht, lag ein größeres Fort, auf dessen Grund der ebenfalls uralte Marstall, den der Neckar bespült, erbauet ist; außerhalb liefen römische Heerstraßen am Königsstuhl hinauf, deren Ueberbleibsel am „Plattenwege" zu sehen sind.

Nachdem die Römer aus der Gegend verschwunden, wuchsen allmählig die Hütten deutscher Ansiedler zu Flecken und Dorf zusammen, die vielleicht endlich eine karolingische Villa bildeten. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts residirt der Hohenstaufe Conrad als erster Pfalzgraf bei Rhein in dem durch ihn verschönerten Orte, und Herzog Ludwig von Baiern, Sohn Otto's von Wittelsbach, empfängt später mit der Pfalz auch „Castell und Städtlein Heidelberg" zu Lehen. Nun wurde Heidelberg Hauptstadt der

---

bemerken, daß nur die Hauptzüge dieser Schilderung vom Heidelberger Schloß entlehnt sind.

Rheinpfalz und blieb es, wie ein Phönix von Zeit zu Zeit neu aus der Asche gewaltiger Feuersbrünste und Kriegsverheerungen emporsteigend, fünfhundert Jahre hindurch. In diesem langen Zeitraume gedieh auch Schloß Heidelberg zu der Herrlichkeit, die noch jetzt im Schutte so groß ist.

Die ursprüngliche Form des Schlosses, wie dies aus den Ueberbleiseln alter Mauern hervorgeht, war ein ziemlich regelrechtes Viereck, das auf römischen Ursprung schließen läßt. In diesem mäßigen Raume gefiel sich ohne Zweifel noch Conrad von Hohenstaufen. Geschichtlich ist, daß die Kurfürsten Ruprecht I. und III. (†† 1390 und 1410) einzelne Theile des Schlosses erbauen ließen. Jener legte (1346) den ersten Grund zu einem der ältesten Denkmäler des Schlosses, zur Kapelle, die unter Friedrich I. (1470) erneuert und im 17ten Jahrhundert unter Friedrich V. zum Königssaale umgeschaffen wurde, dessen Decke vier gewaltige Säulen trugen und die seit der Franzosenzeit Ruine mit neuer Dachbedeckung ist. Von dem dritten Ruprecht, dem römischen Könige, rührt der „Ruprechtsbau" her, der gleich beim Eintritt in den innern Bau links ins Auge fällt, und, mehrfach erneuert, gleichfalls seit 1689 in Trümmern liegt. An ihn schließt sich der „alte Bau" an, von unbekanntem Gründer, doch wohl aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Aus derselben Zeit, von Friedrich I. gegründet und eine der höchsten Rückenseiten des Schlosses einnehmend, stammt der „gesprengte Thurm" von zwanzig Fuß Stärke. Gallerie und Steingewölbe sind erst von 1603. Im J. 1689 widerstand dieser Pulverthurm, wie für die Ewigkeit geschaffen, mit deutscher Kraft der Verheerung; nur ein Mauerstück konnte losgesprengt werden, das jetzt malerisch in der Tiefe liegt. Der ganze Umkreis zittterte vom Donner. Dem sechzehnten Jahrhunderte gehören die eigentlichen Prunkstätten der Verwüstung: der „achteckige Thurm" — vollendet um 1530, vom Blitz ausgebrannt 1764; der Bau Ludwig's V. (1524), mehrfach erneuert und auch erst seit 1764 Ruine; der „Otto Heinrichs-Palast", vollführt im J. 1556, ein Prachtbau, wie ihn kein Kaiser jener Zeit hatte, aber schon im dreißigjährigen Kriege vom Brande stark beschädigt, später erneuert, von den Franzosen abermals und nach neuen Herstellungen vom Blitze (1764) zum drittenmal zerstört. Die Vorderfaçade ist in aller Pracht und Herrlichkeit des Zeitalters, in gutem Style, mit unendlichem Fleiße von Künstlern verschiedener Lande ausgeführt und mit historischen Statuen und allegorischen Figuren in sonderbarer Zusammenstellung — David bei Venus, Tiberius und Brutus — verziert; der „dicke Thurm" (seine Umfangsmauern waren 16 Fuß stark), zum erstenmal aufgeführt vom Pfalzgrafen Ludwig 1533; bis zum Gurtgesims niedergerissen, neu aufgeführt und erhöht von Friedrich V. im J. 1619; von Melac im J. 1689 gesprengt, stürzte seine Hälfte über die Stadt hinab. Die großartigen, von Epheu, aus dem zwei Fürstenstatuen schauen, dichtbewachsenen Trümmer ragen scharfabgeschnitten in die schwind-

lige Tiefe hinab und begränzen mit schroffer Linie den Niederblick ins Thal, den man hier nächst der herrlichen Fernsicht genießt.

Aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen der „Bibliothekthurm" (1610), dessen kugelförmiges Dach gänzlich verschwunden ist; der „Friedrichs-Palast" (1601—1607), mit den lebensähnlichen Statuen der pfälzischen Ahnen in vier Abtheilungen, von Karl dem Großen bis zu Friedrich IV., dem Erbauer, mehre von den Schüssen der Schweden (1633) verstümmelt, einer noch im Stein von einem Geschosse getroffen und wie sterbend zusammengesunken. In diese Zeit gehört auch der an den dicken Thurm gränzende „Englische Bau" Friedrichs V., von einfachem edlem Style, einst Wohnung der Enkelin von Maria Stuart, der Tochter Jakobs I., der Gemahlin des unglücklichen Winterkönigs, mit dem schwebenden Luftgarten; niedergebrannt von den Franzosen. — Noch ziehen im Schloßhofe die Syenit- und Marmorsäulen des schon 1508 in Granit gesprengten Ziehbrunnens, Geschwister der Riesensäule im Odenwald und wie sie wahrscheinlich römischen Ursprungs, die Blicke des Wanderers auf sich, so wie Brücken, Schloßgraben, Batterien und unterirdische Gänge. Auf der schönen „großen Terrasse" bewundert man den ältesten Baum der erneuten Schloßanlagen, die kolossale Thuja occidentalis, die im J. 1618 gepflanzt wurde, mithin schon ins dritte Jahrhundert hinüberreicht, und freut sich der herrlichen Aussicht.

Den schönsten Standpunkt für einen Ueberblick der Stadt und der weiten Rheinebene bis über Mannheim hinaus, zu der blauen Vogesenkette, gewährt jedoch in der Nähe des dicken Thurmes der „große Wall", später der „Stückgarten" genannt, den die abziehenden Franzosen zu Melac's blutiger Zeit ebenfalls zu sprengen versucht hatten. Von seinen Ruhesitzen herab, über das Geländer hinausgelehnt, wollen auch wir einen Blick auf die Merkwürdigkeiten der Stadt wagen.

Unter den öffentlichen Gebäuden ruht unser Auge mit besonderm Interesse auf der ältesten Kirche der Stadt, zu St. Peter, wo Hieronymus von Prag, der treue Gefährte des berühmten Huß, 1406 seine Thesen anschlug und auf dem nahen Todtenhofe vor versammeltem Volke vertheidigte. Vor der Kirche schläft unter vielen Andern, deren Denksteine Thränenweiden überschatten, auch der große Philolog Friedr. Sylburgius († 1596), und in der Kirche unter eben so vielen der erste Rector der Universität, Marsilius ab Zeghen († 1396). Geschichtlich merkwürdig ist auch die Kirche zum heiligen Geist, die Hauptpfarrkirche der Stadt, an der drei Fürsten bauten, die in ihren dunkeln Schoß ganze Geschlechter alter Pfalzgrafen und Kurfürsten aufgenommen hatte, und an welcher die Franzosen zu Mordbrennern und Tempelschändern geworden sind. Später wurde die Kirche die Ursache großer Zerrüttungen und Religionsstreitigkeiten. — Bei der Providenzkirche ist das Grab der Dichterin Rudolphi, und in der modernen Jesuiten-

kirche ruhen die Gebeine Friedrichs des Siegreichen, nachdem sie vor der französischen Gräberplünderung in das Kloster geflüchtet worden waren.

Von den Thoren zeichnet sich das auf die Neckar-Gmünderstraße führende, auch auf unserm Bilde sichtbare luxuriöse Karlsthor aus, das im J. 1775 mit großer Verschwendung städtischer Gelder aufgeführt wurde. Die schöne Neckarbrücke ist neu; den letzten Pfeiler der durch die Franzosen gesprengten älteren rissen die Wasserfluthen des Jahres 1784 mit sich fort. Die neue Brücke, 700 Fuß lang und 30 breit, wurde 1786—1788 gebaut; am 16. October 1799 wurde sie vergeblich mit siebenfachem Sturm von den Neufranken angegriffen; sie gewährt einen herrlichen Standpunkt, zumal für das Schauspiel der untergehenden Sonne, wo die niedern Berge schon in Dunkel gehüllt sind, die Höhen noch von lebhaftem Lichte strahlen, der Neckar im Purpur der Abendröthe glüht, das ferne Haardt-Gebirge wie mit Gold überdeckt erscheint und aus der Mitte der Landschaft düster und feierlich groß die Schloßruine sich erhebt.

Noch vereinigt die kleine Stadt, deren lange, belebte, mit schmucken Kauf- und Kramläden prangende Hauptstraße an das große Paris erinnert, aus wissenschaftlichem und anderem Gebiete vieles Denk- und Sehenswürdige. Die Universität, von Ruprecht I. 1386 gestiftet, 1803 von Karl Friedrich von Baden erneuert, durch zufällige Umstände gegenwärtig minder besucht, besitzt einen Kreis der berühmtesten Lehrer und Gelehrten Deutschlands. Ein schönes Museum ladet zur Geselligkeit ein; viele Fremde, besonders Engländer, haben ihren längern oder kürzern Wohnsitz in der freundlichen Neckarstadt aufgeschlagen und das ausgezeichnete Privatinstitut des Dr. Kaiser beherbergt in Mehrzahl junge Briten.

Der deutsche Dichter denkt mit wehmüthiger Rührung an die schöne Zeit von 1806—1811 zurück, wo Heidelberg der Sammelplatz der reichsten Geister war, eine junge, begeisterte, selbst in ihrer Keckheit liebenswürdige Schule hier einen ihrer blühendsten Sitze hatte und die Presse von Mohr und Zimmer das Vaterland mit den schönsten Werken der Poesie und Kritik erfreute. Nicht lange vorher hatte Friedrich Hölderlin, der tiefsinnigste deutsche Lyriker, die Ode gesungen, die dieser Schilderung nicht fehlen darf.

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
  Du, der Vaterlandsstädte
    Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Wald's über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
  Leicht und kräftig die Brücke,
    Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging,

Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien.

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt; und die Gestade sahn
All' ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab;

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruh'n.

Die Umgegend Heidelbergs ist nicht minder gepriesen und preiswürdig, als Schloß und Stadt. Wer kennt die Namen „Heiligenberg", „Königsstuhl", „Neuenheim", „Handschuchsheim", „Riesenstein", „Stift Neuenburg", „Ziegelhausen" und „Wolfsbrunnen" nicht, und wem, der einmal in Heidelberg verweilt hat, knüpfen sich daran nicht die anmuthigsten Erinnerungen?

Während Heidelberg voll von historischen Denkmalen ist, hat sich die Sage mit ihrem dichterischen Zauber nach dem Wolfsbrunnen zurückgezogen, einem romantischen Thalwinkel mit spiegelklarem Weiher, nach Schweizerart gebauter Herberge und waldiger Umgebung, der nur ein Paar die Bergwände überragende Gletscher fehlen, um den Wanderer ganz in die Schweiz zu versetzen. Hier läßt das Volk die heidnische Zauberin Jetta, die ihren Wohnsitz auf dem Jettenbuhl beim Schlosse hatte und hier, eine zweite Veleda, auf dem pythischen Stuhle saß, auf einem Wandelgange Labung an kühler Quelle suchend, von einer Wölfin zerrissen werden. Die Dichterin Amalie Helvig hat diese Sage behandelt. Der Vater der modernen deutschen Poesie, Martin Opitz, hat dem stillen Platze auch ein schönes Sonett gewidmet, das „den edeln Brunnen" besingt, „mit Ruh und Lust umgeben, mit Bergen als einer Burg umringt; dessen Wasser anmuthiger denn Milch und köstlicher denn Reben ist." „Nicht umsonst", sagt er, „ist dieses grüne Thal überall von Gebirge beschlossen;"

„Die künstliche Natur hat darum dich umfangen
Mit Felsen und Gebüsch, auf daß man wissen soll,
Daß alle Fröhlichkeit sei müh= und arbeitvoll,
Und daß auch nichts so schön, es sei schwer zu erlangen."

Die Ansicht des Schlosses, der Stadt mit ihren merkwürdigen Theilen, der Brücke, des Stroms und der Berge verdankt Herr L. Mayer der großen Güte des Herrn Geheimenraths R. C. von Leonhard, der ihm mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit seinen herrlich gelegenen Berggarten, welcher die Aussicht auf die südliche und westliche Seite der Ruine gewährt, zur Wahl eines Standpunktes überlassen hat. Desselben Gelehrten reichhaltigem, geistvoll angelegtem und ausgeführtem Fremdenbuche für Heidelberg und die Umgegend (Heidelb., Groos. 1834.) dankt dieser Aufsatz nicht nur die wichtigsten Notizen, sondern auch die blühendsten Farben seiner Beschreibung. Das Schloß, wie es in allen seinen Theilen vor der Zerstörung war, lernt der Freund des Alterthums vollständig kennen aus dem (Heidelberg, bei Oßwald 1829 erschienenen), mit 24 trefflichen, in Aquatinta von C. Rordorf gestochenen Kupfertafeln versehenen Prachtwerke von Herrn Universitätsgarteninspector J. Metzger.

Doch wir wollen dieses Blatt mit keiner Notiz, sondern lieber mit dem frischen Worte des Dichters schließen. „Es gibt Gegenden, sagt L. Tieck, bei denen uns ist, als hätten sie schon seit Jahren mit rechter sehnsüchtiger Liebe auf uns gewartet, oder als sei lange unser Geist dort schon einheimisch gewesen: so bekannt, so lieb ist uns Alles; dieser schöner Ort mit seiner herrlichen Ruine, dann Badenbaden und die Neckarthäler, vorzüglich die Gegend um den Hornberg, ist nächst den Rheinufern das Lieblichste, was ich in Deutschland kenne."

Die Alb und Mittelschwaben.

Bronnen im Donauthale. — Blaubeuren. — Hohenstaufen und Rechberg. — Der Reisenstein. — Urach. — Schlößchen Lichtenstein. — Die Nebelhöhle. — Burg Hohenzollern. — Haigerloch. — Tübingen. — Eßlingen.

Das Schlößchen Bronnen im Donauthale.

Den schiffbar gewordenen Donaustrom, wie er von Ulm breit ausgehend seine Länderfahrten unternimmt, überlassen wir einer eigenen Sektion und einem andern Beschreiber in unserm Werke. Aber das liebliche Thal, das er als klarer Wiesenbach durchirrt, gehört unserm Schwaben an; und als Repräsentanten dieser weniger besuchten und doch an malerischer Mannigfaltigkeit so reichen Gegenden hat der Künstler das kühn und romantisch gelegene Schlößchen Bronnen mit seinen Felsenumgebungen gewählt, das wir in unserm Texte mit dem übrigen Donauthale in die nöthige Verbindung bringen wollen.

Die Donau, von Abend gegen Morgen strömend, entspringt aus drei Quellen. Die kleinste derselben, die vor dem Schlosse der Fürsten von Fürstenberg zu Donauöschingen in einer viereckigen Einfassung von Quadratsteinen sprudelt, gilt für die Hauptquelle, und der Bull jenes Oesterreichers ist bekannt, der die Röhre des Schloßbrunnens zu Donauöschingen mit der Hand zuhielt und lachend ausrief: „Schauen's, wie werden die Wiener sich wundern, wenn die Donau ausbleibt!" Bedeutendere Quellen, aber nicht mit dem Namen der Donau gezeichnet, sind die Breg und die Brigach, welche beide im Schwarzwalde, die erstere bei Furtwangen unweit Triberg, die letztere bei Sanct Georgen entsprungen, nicht fern von Donauöschingen sich mit jener ersten Quelle vereinigen. Jeder dieser drei Ursprünge hat als Donauquell seine Vertheidiger gefunden. Der alte Pegnitzschäfer Siegmund von Birken wollte mit dem österreichischen General Marsigli den Oesterreichern die Donau gleich von ihrem Ursprunge an vindiciren, und nahm deshalb die Quelle der Breg hinter dem damals österreichischen Furtwangen als Hauptquelle an; der berühmte Geograph Joh. Maier dagegen suchte die natürliche Quelle der Donau in der Brigach bei Sanct Georgen. Wieder Andere wollten aus dem celtischen Worte Dona, was Zwei-Flüsse bedeuten soll, schließen, daß die Vereinigung der Breg und Brigach bei Donauöschingen die wahre Donauquelle sei. Die Alten endlich suchten die Quelle der Donau in dem ehemals beträchtlichen, jetzt aber ausgetrockneten Weiher, der sich

zwischen Donauöschingen, Asenheim und Pfohren befand, alle Flüßchen vom östlichen Abhange des Schwarzwalds aufnahm und dadurch ein beträchtliches Wasser bildete. Welche von allen diesen Quellen der Cäsar Tiberius auf seinem Zuge gegen die Vindelicier besucht, und welche somit von den Römern die Sanktion des klassischen Alterthums als Donauquelle erhalten habe, bleibt ungewiß. Denn der Geograph Strabo, der von jener Reise erzählt, sagt in seinem siebenten Buche (zu Anfang) nur, Tiberius sei vom Bodensee eine Tagereise weit gegangen, um (in der Nähe des hercynischen Waldes) die Quellen des Isters — Strabo braucht ausdrücklich die Mehrzahl — zu schauen. Die kürzeste Tagereise, da Tiber sich keines Eilwagens bedienen konnte, war allerdings die nach dem Weiher bei Pfohrheim oder nach der Quelle zu Donauöschingen.

Diese letztere zeigt sich schon in ihrem Ursprunge dienstbar und netzt in anmuthigen Schlangenlinien dem Fürsten von Fürstenberg seinen einfach und schön angelegten Schloßgarten. Die bei Pfohrheim verbundenen Quellen, die jetzt den Donaunamen entschieden tragen, machen eine nach Süden eingebogene Krümmung bis zu dem Dorfe Geisingen und wenden sich dann nordöstlich gegen das württembergische Städtchen Tuttlingen, das vor drei und dreißig Jahren abgebrannt und nun sehr reinlich gebaut ist. Die Gegend ist hier kahl und bietet noch nichts Interessantes dar. Bei Tuttlingen erweitert sich der Donaubach durch den Einfluß der Elta oder Eltach und nun begränzen ihr Gestade zu beiden Seiten Berge, von welchen die des linken Ufers der südlichen Abdachung der schwäbischen Alb angehören. Bald unterhalb Tuttlingen werden die Umgebungen des Flüßchens reizend; auch setzt dieses schon einen Eisenhammer bei Ludwigsthal in Bewegung. Bei dem Städtchen Mühlheim, das eine Wallfahrtskirche und zwei Schlösser dem Fluß entgegen hält, nimmt dieser eine östlichere Richtung an, biegt bei der kleinen Stadt Friedingen südlich ein, um dann ganz westlich zu fließen.

Hier beginnen die eigentlich romantischen Partien des Donauthals. Auf dem rechten Ufer zeigt sich bald in einem seiner wildesten Seitenwinkel auf einer steilen, von drei Seiten freien Anhöhe die Ruine des Schlosses Kallenberg, auf sigmaringischem Grund und Boden. Es bildete eine eigne kleine Herrschaft und steuerte einst zum Kanton Hegäu. Gewaltige Thürme und Mauerringe von wahrhaft cyklopischen Steinen laden den Wanderer ein, den waldigen Bergriß emporzuklimmen und den Vorsprung nicht unbesucht zu lassen, auf welchem die mächtigen Trümmer liegen, von welchen man einen tiefen Niederblick auf die blaue Donau und die gegenüberstarrenden Felsenwände hat.

Ins Thal zurückgekehrt wandelt der Reisende nicht lange an der bebuschten und rings von Bergen eingeschlossenen Donau fort, denn bald ladet ihn ein breiter, oben zwischen thurmhohe Felsen durchgehauener Bergpfad zur Besteigung der Höhe ein, von welcher das hier abgebildete Schlößchen Bron-

nen, gar keck auf Felsenspitzen hingestellt und mit dem festen Lande nur durch eine Zugbrücke verbunden, wie ein schwebender Vogel mit den oft über diesem Thale kreisenden Reihern und andern Waldvögeln von seinem Steinhorste nieder in das Thal blickt, dessen friedliche Felsentiefe mit Wiesen und einsamen Gehöften unser Bild so treu und malerisch wiedergibt.

Nur die herrliche Lage dieses Jagdschlößchens, mit welchem ein Meierhof, ein Jägerhaus und eine Mühle verbunden sind, hat seine Aufnahme in die Reihe dieser Bilder bestimmt. Geschichtliches von Bedeutung weiß der Verfasser nicht zu melden; er hat nicht einmal das Geschlecht erkunden können, das hier gehauset hat. Einst gehörte Bronnen zur Enzbergschen Grafschaft Mühlheim. Jetzt ist es ein württembergisches Schloßgut und zu dem Städtchen Friedingen als Mutterort gehörig.

Auf der andern Seite des Berges führt ein Wald von schlanken Buchen wieder nach dem Donauthale hinab, und wir gelangen zu dem ehemaligen uralten Kloster Beuron. Die erste Ansiedelung auf einem Hügel soll hier von einem Amtsherzoge Kaiser Karl des Großen herrühren und schon im J. 777 nach Chr. entstanden sein. Noch heißen zwei Felsen und der Platz, auf dem das alte Kloster stand, Altenburren und Bussenburren; das letztere leitet man von der Wohnung des Gründers auf dem Bussenberge bei Riedlingen — jener ersten Warte für die Alpenaussicht — her. Das alte Kloster dauerte bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Im J. 1077 gründete nun ein schwäbischer Fürst, den die Sage Peregrinus nennt, auch das in seinen Gebäuden noch bestehende Kloster im Thale, das, von einem Kollegium regulirter Chorherren vom Orden Sanct Augustins besetzt, als unmittelbares Reichsstift bis zur Säkularisation sämmtlicher Klöster blühte und mit dem tiefgelegenen Gebirgsdorfe Bärenthal und Ensisheim zusammen eine Herrschaft bildete. Es war bis zu seiner Aufhebung wegen der eifrigen Seelsorge seiner Mönche berühmt, und man zählte jährlich in der Beuronschen Stiftskirche gegen zwanzigtausend Kommunikanten. Von den gelehrten Studien seiner Geistlichen zeugen viele im Druck erschienene Schriften und Dissertationen.

Die Kirche sammt den Klostergebäuden und die hohen Mauern bilden noch eine Zierde der einsamen Gegend. Auch führt hier eine hübsche gedeckte Brücke über die Donau.

Nahe am Kloster gegen Morgen erhebt sich eine Kette von Felsen, an deren Fuße die Donau hinfließt. Oben ist weites, ebenes Feld, das sich bis gegen das Städtchen Pfillendorf hinzieht. An dieses Feld heftet sich der Name Altstatt, das heißt: alte Wohnstätte; ein Name, womit gewöhnlich römische Niederlassungen, die später verschwanden, angedeutet werden; auch hat man wirklich auf diesen Aeckern viele Alterthümer gefunden, und die Gelehrten suchen hier ein altes römisches Castell Pragodurum.

Neben dieser Felskette steigt in der Gestalt eines abgekürzten Kegels ein achtzig Fuß hoher steiler Fels aus der Donau empor. Er bildet den in die

Mauersteine ganz verwachsenen Grund der Bergveste Wildenstein und hängt mit dem festen Lande gar nicht zusammen. Diejenigen Theile der Gebäude, welche nicht aus der Masse des Grundgesteins bestehen, sind durch 24 Schuh dicke Mauern ersetzt. Die Dachstühle hängen in eisernen Schrauben, so daß die Häuser sie im Nothfall wie einen Hut abwerfen und dadurch alle Feuersgefahr vermieden werden konnte. Um in die Veste gelangen zu können, mußte ein gegenüberstehender Fels aufgemauert und durch Aufziehebrücken einerseits mit dem festen Lande, andererseits mit Wildenstein verbunden werden. Waren diese Brücken aufgezogen, so konnte das Schloß nicht eingenommen werden; auch mochte es dem Hunger lange widerstehen, denn im Innern des Schlosses befand sich ein Brunnen, eine Pferdemühle, ein großer Mehlkasten, ein Zeughaus, eine Schmiede, Kasematten und Stallungen. Vor Zeiten führte aus der Veste ein bedeckter Gang bis ins Donauthal, dessen Ausmündung unten am Berge gezeigt wird.

Für die Sage, daß diese Burg ursprünglich ein Sitz der Wilden von Wildenstein gewesen, läßt sich keine Urkunde anführen. Von ihnen soll Burg und Herrschaft an die von Gundelfingen, dann an die Freiherrn von Zimmern gekommen sein. Urkundlich ist, daß die Pfalzgrafen bei Rhein gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Lehensherrn der Festung waren und im J. 1487 Johann Werner von Zimmern vom Kaiser Friedrich III. die Erlaubniß erhielt, sich Herr zu Wildenstein zu schreiben und das Wappen der Wildensteine, da die Familie Wildenstein von Wartenberg, deren Schloß in der Baar gelegen, vor Kurzem ausgestorben war, neben dem Zimmernschen zu führen. Mit kurzer Unterbrechung blieb diese Familie im Besitze der Burg, bis ihr Mannsstamm im J. 1594 erlosch, worauf die Veste an die Grafen von Helfenstein und mit deren Erlöschen (1627) an das Haus Fürstenberg überging, welches dieselbe unter Badenscher Oberlandeshoheit noch heutzutage inne hat.

Im 17ten Jahrhundert wurde Wildenstein bei jeder Feindesgefahr mit einer Besatzung versehn. Eine Kriegslist brachte die Festung im dreißigjährigen Kriege in den Besitz eines von der schwedisch gesinnten Hohentwieler Besatzung abgeordneten kleinen Corps (10. Aug. 1642), aus welcher dieses jedoch schon am 4. Sept. wieder in Folge einer Kapitulation auszog. Nun hielten sie wieder Oesterreicher und Baiern besetzt, und endlich wurde sie gegen das Schloß Langenargen am Bodensee ausgewechselt, welches die Schweden bisher inne gehabt hatten. Damals genoß diese Bergveste einen solchen militärischen Ruhm, daß der berühmte Topograph des 17ten Jahrhunderts, Merian, sie in Kupfer gestochen und der Zeilerschen Topographie von Schwaben einverleibt hat. In späterer Zeit wurde die Burg zu Aufbewahrung von Staatsgefangenen gebraucht. Sie hat noch ihre eigene Gemarkung und ist zum nahen Dorfe Leibertingen eingepfarrt.

Jenseits der Donau sieht man auf einem hohen Berge, welcher die Ge-

stalt einer Pfanne hat, das Mauerwerk eines andern alten Schlosses, das im Munde des Volks noch Pfannenstiel heißt; ihm gegenüber stand ein anderes, jetzt nur noch an Gräben und Vertiefungen erkennbares Schloß, dem die Umwohner den Namen Kreidenstein geben.

Auf diesem linken Ufer der Donau gelangt man bald an den Fuß eines Felsen, den eine andere Zierde des Thales krönt, das uralte Schloß Werrenwag, dessen alter urkundlicher Name jedoch Werbenwag ist und um der Erinnerungen willen, die sich an denselben knüpfen, wiederhergestellt zu werden verdiente. An dem Fuße des Berges zieht sich malerisch der Weiler Langenbronnen mit einer Mühle und zerstreuten Häusern hin. Das Schloß selbst liegt auf einem sehr kühnen Felsenvorsprung, der nach drei Seiten her in das köstliche romantische Thal, auf Wald, Wiese und Fluß hinab, und hinüber gegen Wildenstein und die hohen Felswände des Thales überraschende Aussichten gewährt. In die Tiefe namentlich kann man nicht ohne Schwindel blicken. Das Schloß, zuletzt aus freiherrlich von Ulmschen Besitz an das Haus Fürstenberg übergegangen, ist mit alterthümlichen Zimmern, Sälen und labyrinthischem Einbau in wohnlichem Stand erhalten.

Von diesem Schlosse stammt der Minnesänger Hug von Werbenwag, dessen Blüthe in die Jahre 1260—1275 zu setzen ist, wie denn Herr Archivrath Mone in Karlsruhe ihn und seinen Bruder Albrecht von Werbenwag in einer Urkunde der siebziger Jahre des 13ten Jahrhunderts gefunden hat. Seine Lieder in dem Manesseschen Codex (II, 49. 50.), sechs an der Zahl, gehören zu den lebendigsten der Sammlung, sind von empfindungsreichem Humor eingegeben und zeugen von stolzer Gewalt über Sylbenmaß und Sprache. In dem ersten Liede besingt er die minnigliche Rosenröthe der lieben Wängelein der Geliebten und beklagt ihre Sprödigkeit. Er will gehen und sie bei dem Könige verklagen, daß sie seinen Dienst für gut nahm und ihm doch weder Trost noch Hülfe thut. Läßt der König es ungerichtet, so hat er Muth zum Kaiser. Nun fürchtet er aber, daß ihm und der Geliebten ein Kampf vom Gerichte aufgelegt werde.

> Muos ich danne vehten (fechten), dast (das ist) ein not!
> Kume ich sluege (kaum schlüge ich) ir wengel unt ir munt so rot.
> So ist ouch laster (Schimpf), sleht (wenn mich schlägt) ein wib mich one wer
> (ohne Wehr) im kampfe tot!

Wiegt es König Konrad und der Kaiser gering, so will er vor den jungen König aus Thüringenland und am Ende gar vor den Pabst gehen, der wohl die geeignetste Behörde sein möchte, einen solchen Handel auszutragen. Im letzten Vers aber antwortet die Geliebte selbst. Ihr Sinn ist milder geworden. „Dir ist Minne besser denn Recht!“ spricht sie und bittet den Freund, der so sehr zürnte, noch lange in ihrem Dienste zu leben.

Sieht man dieses einfache Lied näher an, so findet sich in seinen historischen Beziehungen eine tiefe Ironie enthalten. Der König, an welchen sich

Herr Hug von Werbenwag wenden will, und der ihm zum Besitze der Geliebten verhelfen soll, ist König Konrad, das heißt der unglückliche Konradin der seit 1253 (bis 1269) dem Rechte nach römischer König war; aber dieser hatte das Reich im voraus verloren und konnte kaum sich im Besitze eines Theils seiner Erbgüter erhalten. Der Kaiser, an welchen der Dichter appelliren will, war während des großen Interregnums jener Zeit, wo Niemand wußte, wer Koch oder Kellner im römischen Reiche sei, höchst zweifelhaft. Appellirt der Liebende an Alphons von Kastilien oder an Richard von Kornwallis? Der Spötter läßt es ungewiß. Wenn dieser problematische Kaiser ihm nicht hilft, ist er gesonnen, sich an den „jungen künig us Düringen lant" zu wenden. Dort aber war weit und breit kein König zu finden, wohl aber hatte der arme junge Herzog von Thüringen, Sohn Sophiens von Brabant, eben damals auf ganz Thüringen verzichtet (1263) und war ein länderloses Kind. Da ihm wahrscheinlich auch dieser junge König nicht helfen wird, ist er entschlossen, sich an den Pabst zu wenden. Aber ach! Urban der IV. ist gestorben und der päbstliche Stuhl steht leer (? Oct. 1264—4. Febr. 1265). So findet er nirgends einen Richter, weder einen weltlichen, noch einen geistlichen, und muß sich sehr glücklich preisen, daß seine Drohung bei der Geliebten dennoch ihre Wirkung nicht verfehlt. Wenn diese unsere Erklärung richtig ist, so muß dieses Gedicht des Minnesängers zwischen den 2. Oct. 1264 und den 4. Febr. 1265 fallen.

Im vierten Liede klagt Herr Hug, daß seiner „Frauen" die Sprache, in der er singt, unbekannt sei; so ist auch das sein Mißgeschick, daß, was er ihr in Schwaben singt, sie Einem im Frankenlande gibt!.— Im fünften und sechsten Liede überbietet sich die Sprache, den Maien nach Würdigkeit zu singen. „Der Sommer kommt sommernd mit wonniglicher Wonne", singt der Dichter des Donauthals; „mancher Wald laubt von Laube; die Blumen beblümen das Feld; süße Töne tönen die Vögel; mit schöner Grüne grünet das Thal; aus Röthe glaset Roth; in brauner Bräune purpurfarb steht der Mai, hier gelber gelb, dort blauer blau, da Lilienschein weißer als weiß; Gott färbet Farbe viel der Welt!"

Möge in solchem Glanze des Dichterlenzes das Donauthal Jeder schauen, der in diese selten besuchten Schönheiten der schwäbischen Natur seine Schritte zu vertiefen sich die Mühe nimmt!

Unterhalb Werbenwag folgt die Straße am linken Ufer den Schlangenwindungen der Donau; sie führt nach einer Stunde an der Ruine des Bergschlosses Falkenstein vorüber. Die ältesten Bewohner dieses Schlosses waren die Edeln von Magenbuch. Dann ging es von Geschlecht zu Geschlecht, bis es nach Erlöschen des Zimmernschen Stammes an Helfenstein und mit diesem 1627 an Fürstenberg kam. Bei dem Eisenhammer Thiergarten geht die Straße auf einer Brücke auf das rechte Donauufer über und tritt bei den fürstlich sigmaringischen hübschen Anlagen zu Inzikofen aus den

malerischen Gebirgsgründen mit dem Flusse heraus, wo zwischen niedrigeren und kahleren Hügeln Sigmaringen, die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, immer noch anmuthig gelegen, sichtbar wird.

Blaubeuren.

Wir befinden uns hier in einem Thale, das ganz der südöstlichen oder der Kehrseite der schwäbischen Alb angehört, an deren Fuße wir schon bei dem Schlößchen Bronnen und im Donauthale gestanden haben. Diese Seite des Albgebirges ist großentheils weit rauher und einförmiger, dazu niedriger und minder charakteristisch, als der schroffe Abfall der nordwestlichen Seite, mit dem diese Blätter unsere Leser bald vertraut machen werden. Der Obstbau hat fast gänzlich aufgehört und die steinigen Aecker geben wenig gute Frucht. Wer von den Höhen der Alb diesem Thale sich nähert, glaubt gewiß nicht, daß hier eine Ausbeute für unser malerisches Deutschland zu finden sei. Und doch, was vermögen nicht Wasser und Felsen aus einer Gegend zu machen!

Wirklich liegt Stadt und Kloster Blaubeuren in einem engen, tiefen, äußerst malerischen Thale und bildet, wie unsere Darstellung durch den Künstler zeigt, ein höchst romantisches Landschaftsgemälde. Hohe, mit tausendjährigen Felsen und Ruinen alter Schlösser gekrönte Berge umschließen den Gesichtskreis, bis ins Thal und die Ebene herab steigen die Steinklippen, drängen sich in die Stadt herein und mischen sich unter die Häuser. Das ganze Gebirge besteht aus Kalkstein und blaßgelbem klüftigem Marmor. Sein Gestein umlagert auch die geheimnißvolle, nach der Sage des Volkes unergründliche Quelle des hier entspringenden Bergflüßchens, das der Stadt seinen Namen gegeben hat und von seiner Farbe mit vollem Rechte die Blau heißt. Sie nimmt noch in der Stadt selbst die Aach und bei Herrlingen die Lauter auf, bildet das vier Stunden lange, felsgeschmückte, wald- und wiesenreiche Blauthal, durchströmt einen Theil der Stadt Ulm und fällt dort in die Donau. Der Ursprung derselben, hinter dem Kloster Blaubeuren, das sich in seinem Wasser spiegelt, am Fuße des steilsten Albgebirges, heißt der Blautopf. Er ist ein merkwürdiges, von der Natur geformtes Bassin von 125 bis 130 Fuß im Durchmesser, aus dem die Quelle des Flusses grünblau, ob von der Beschaffenheit des Wassers oder von der eingeschlossenen Umgebung gefärbt, ist unentschieden, hervorquillt. Die Sage von seiner Unergründlichkeit ist längst widerlegt. Georg Bernhard Bilfinger, der nachmalige Geheimerath, der seiner Zeit mit so vielem Glücke die Tiefen der Weltweisheit erforschte, hat schon im Jahre 1718 das Senkblei in diesen Born hinabgelassen; eine Messung unserer Tage gab als Resultat die immerhin bedeutende Tiefe von

71 Fuß. Dies Bassin stößt so viel Wasser mit so viel Gewalt von sich, daß der Fluß nur dreißig Schritte davon zwei Mahlmühlen und bald darauf eine dritte treibt; die Quelle behält auch bei der größten Dürre so viel Wasser, daß in jeder Mühle wenigstens ein Rad geht. Bei abgehendem Schnee oder starkem Regen füllt sich der Kessel, das Wasser wird lehmig und braust, daß man es weit hin hört, es wirft sich in die Höhe und sprudelt wie in einem siedenden Topfe. Es ist daher nicht unglaublich, daß ein Theil des sich auf der Alb sammelnden Regen- oder Schneewassers sich von unten herauf in diese Quelle ziehe und der Blautopf mit den vielen Erdfällen der Alb in unmittelbarem unterirdischem Zusammenhang stehe. So viel Wasser dieser Kessel ausgießt, so ist doch bei ruhigem Wetter kein Ausfließen sichtbar, die Oberfläche erscheint ruhig und spiegelglatt und kaum bemerkt man über der Mitte, dem Berge zu, drei Ringe, welche das aufsteigende Wasser bildet. Schwimmvögel, die die Quelle durchschneiden, sieht man an dieser Stelle stärker rudern. Bei dem größten Wasser, das sich seit Menschengedenken aus dieser Quelle ergoß, im Jahre 1784, konnte man nur von einiger Höhe den Stoß der Wellen entdecken. Dennoch soll, einer Sage zufolge, der überströmende Topf im Jahre 1641 Stadt und Kloster mit dem Untergange bedroht haben, und die Nymphe des Quells nur durch die Opferung zweier vergoldeter Becher versöhnt worden sein. An der Abendseite wird das Bassin von einem aus Quadern erbauten Wehr beschlossen, in welchem Schleusen stehen, die beim allzustarken Andrange des Wassers geöffnet werden. Bei diesem Wehr steht ein Brunnenhaus mit Druckwerk, welches die Brunnen der Stadt und des Klosters aus dem Blautopfe speist. Während die Blau selbst an manchen Stellen des Winters mit Eis bedeckt wird, überfriert die merkwürdige Quelle niemals.

Die Ruinen zwei berühmter Bergschlösser, Ruck und Gerhausen, krönen die Felsberge, die über der Stadt emporsteigen. Ruck oder Rugge war ohne Zweifel das Stammschloß der Pfalzgrafen von Tübingen, und es bleibt ungewiß, ob sie, aus Hohenrhätien stammend, hierher gezogen, oder ob ein Zweig derselben, von hier aus nach Rhätien übersiedelnd, dort das Haus Ruchaspremont gegründet hat. Uns ist das erstere wahrscheinlicher, da schon die Römerwelt Rucinaten und Ruguster als Alpenstämme kannte. Von den drei Pfalzgrafen von Tübingen, Hugo, Anselm und Sigibotho, Gebrüdern, welche das Benediktinerkloster, das sie in einer Einöde gestiftet hatten, nach Blaubeuren verlegten und ihm hier im J. 1085 die Sanct Johanniskirche einräumten, schrieb sich Sigibotho Graf von Rugge. Sein Sohn hieß Siegfried, sein Enkel Hermann. Nach diesem scheinen sich die Pfalzgrafen ganz nach Tübingen gezogen und den Geschlechtsnamen Rugge aufgegeben zu haben. Sie hatten auf ihrer Stammburg nur noch Advokaten oder Vögte; diese, so wie Dienstleute und Truchsessen von der früheren Hofhaltung her, legten sich nach der Sitte damaliger Zeit jetzt den Namen von Rugge bei.

Unter solchen ist wohl auch der Minnesänger „Her Heinrich von Rugge“ zu suchen, der bei Manesse (I, 97—100) erscheint und ziemlich reichlich zu Rüdigers Sammlung beigesteuert hat. Er singt die jubelnden Worte von seiner Geliebten:

Min lip von liebe mac ertoben
Swenne ich das allerbeste wip
So gar ze guote höre loben,
Dú nah in minem herzen lit!

Er hatte wohl Ursache, von seinem Schlosse herab (wenn er anders dort hausen durfte) im Winter zu singen: „Nun steht die Haide lange fahl. Der Schnee hat sie zu einer einzigen Blume gemacht. Die Vögel trauern überall.“ Doch wenn ein Weib ihn tröstet, dann „will ein schöner Sommer kommen; seine Klage ist sanfter, den Vogel hat er viel vernommen und der grüne Wald steht mit Laube.“ Aber der gute Sänger, der sonst nur dem wonniglichen Vögelein horcht, das dem ohne Maß langen Winter ein Grablied singt, hat auch ein Ohr für den Jammer und die Noth der Welt. „Die Welt will mit Grimm zergehen,“ ruft er in einem andern Liede aus; „es ist an den Leuten viel groß Wunder geschehen: freuen sich zween, so spotten ihrer viere. — Die Welt ist von Freuden geschieden; Juden, Christen und Heiden denken allzusehr an das Gut, wie sie das gewinnen!“ Zuweilen hat er auch Lust, die Frauen zu bespötteln: „Denn ist ihrer eine nicht recht gemuth, dabei finde ich kaum drei oder viere, die zu allen Zeiten sind hübsch und gut.“

Von der Veste Rugg oder Ruck selbst ist nur noch Weniges zu sehen. Man weiß, daß sie einst ein stattliches Viereck mit einem Binnenhofe und drei Thürmen gebildet. Aus dem Besitze der Pfalzgrafen von Tübingen ging es in den der Grafen von Helfenstein über, die vielleicht eines und desselben Stammes mit jenen waren, und diese verkauften das Schloß mit der Stadt und andern Vesten im J. 1442 an Württemberg; der Bauernkrieg und später der dreißigjährige Krieg arbeiteten an ihrem Verfall. Das letzte Ueberbleibsel ist seit dem Jahre 1823 vor der Zerstörung gesichert.

Stattlichere Trümmer sind von der Veste Hohengerhausen übrig, die über ihrem Vorwerke, dem Frauenberg, auf einer schroffen Felsspitze äußerst malerisch gelegen sind. Unter den Ruinen ist eine Höhle befindlich, die, von dichten Buchen umschattet, den Anblick der zerstörten Burg nicht wenig verschönert. Von dieser selbst ist das Burgthor noch kenntlich, außerdem steht von ihr ein gewaltiger Mauerstock von schönen Buckelquadern aus Tuffsteinen. Im Munde des Volks heißen diese mächtigen Ueberreste des Mittelalters Rusen- (oder Riesen-) schloß. Wer die Burg gebaut, ist unbekannt; ihr Geschlecht, aus welchem ein Hartmann von Gerhausen zu Ende des eilften Jahrhunderts den Grafentitel führte, scheint mit den Ruggen verwandt gewesen zu sein. Später, als auf Ruck die Grafen von Helfenstein saßen — so erzählt die Tradition — pflogen diese und die Herren von Ger-

hausen beständige Fehde mit einander und veranlaßten so das Sprichwort in schwäbischer Mundart:

Hüt' dich, Ruck,
Daß dich Gerhausen nit verdruck.

Gerhausen das Schloß kam übrigens an die Helfensteiner und von diesen mit Ruck und der ganz verschwundenen Burg Blauenstein an Württemberg. Beide zerfielen gleichzeitig. Auf Gerhausen wohnte zuletzt noch ein württembergischer Forstknecht, bis es um 1751 in Trümmer gerissen und die Steine zum Aufbau der armseligen Gerhauser Dorfkirche verwendet wurden. Im J. 1768 wurde die Ruine — um 60 Gulden an einen Bürger von Blaubeuren verkauft. Er und seine Nachkommen nagten daran, bis in unserer Zeit durch die verdienstlichen Bemühungen des Kameralbeamten Teichmann die Burg um 44 Gulden an den Staat zurückverkauft und so gerettet wurde.

Von der Stiftung des Klosters Blaubeuren war oben die Rede. Dasselbe behielt Johannes den Täufer, dem die frühere Kirche gewidmet war, zu seinem Schutzpatron und erhielt im Lauf der Zeiten massive Gebäude, nicht so kerkermäßig gebaut wie die andern Klöster jener Zeit. Seine großen Baulichkeiten schließen noch jetzt einen schönen grünen, mit Bäumen bepflanzten Platz ein. Die Klosterkirche ist in Form eines Kreuzes gebaut, hochgewölbt, mit zwei angebauten Kapellen und einem hohen Chor versehen; da, wo Kirche, Seitenflügel, Kapellen und Chor sich vereinigen, erhebt sich über dem Ganzen der hohe Thurm. Unter ihm soll einst eine herrliche Orgel mit silbernen Pfeifen gestanden haben, die ein Raub der französischen Kirchenräuber, wahrscheinlich am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, geworden wäre. Im Chor der Kirche bewundert man nicht nur vortreffliches Schnitzwerk von dem Ulmer Künstler Georg Sürlin, namentlich die an den hölzernen Stühlen ausgeschnitzelten Bildnisse der Gutthäter des Klosters, der Grafen von Helfenstein, sondern derselbe bewahrt auch ein ganz herrliches Gemälde, dessen Ruhm weiter verbreitet zu werden verdient. Da nämlich die Kirche von Alters her Johannes dem Täufer heilig war, so fertigte Georg Sürlin zu Ehren dieses Kirchenpatrons einen im Jahre 1496 von ihm vollendeten, mit dem schönsten vergoldeten Schnitzwerke verzierten Hochaltar. Die Gemälde rühren nicht, wie die gemeine Sage behauptet, von demselben Künstler her; der Schöpfer dieses Meisterwerkes oberdeutscher Schule, das nicht nach Gebühr bekannt geworden, ist nicht einmal seinem Namen nach mit Sicherheit erhoben; die einen Nachrichten heißen ihn Stöcklin, die andern Grün oder Grien. Wahrscheinlich war auch er aus Ulm und arbeitete auf Bestellung oder in Gemeinschaft mit Sürlin. Diese Gemälde theilen sich, wie alle Hochaltarbilder, in die vorn und hinten bemalten Flügelthüren, in das Innere und in die Rückseiten des Altars, wo wieder bemalte Fügelthüren und Altarblätter sich befinden. Das Ganze enthält einen Cyclus von Bildern aus dem Leben

Johannis des Täufers, dem die Kirche heilig war. Die Darstellungen auf dem Innern der Flügelthüren sind folgende:

Dem Zacharias wird im Tempel die Geburt Johannis verkündigt. — Begrüßung der heiligen Jungfrau durch Elisabeth. — Fußwaschung der Elisabeth und Geburt des Täufers. — Seine Beschneidung. — Johannes predigt am Jordan. — Er tauft. — Er weist die Messiaswürde zurück. — Er zeigt auf das Lamm Gottes. — Er tauft Jesum. — Er straft den König Herodes wegen Ehebruchs. — Seine Gefangenschaft. — Enthauptung. — Darbringung seines Hauptes. — Seine Grablegung. — Die Johannesjünger holen ihres Meisters Haupt.

Im Innern des Hochaltars sieht man unten die lebensgroßen Büsten Christi und der Apostel; oben Maria mit dem Kinde, die beiden Johannes, die heilige Scholastina und den heiligen Benedikt in ganzen Statuen; dann auf zwei weitern Flügelthüren links in halb erhabener Arbeit die Geburt Christi, rechts die drei Weisen aus Morgenland.

Auf der Hinterseite des Hochaltars erscheinen zwei Flügelthüren mit Gemälden in Lebensgröße, die Heiligen: Urban, Sylvester, Gallus, Otmar, Konrad und Ulrich darstellend. Hinter den Thüren sind unten die Büsten von zwei weiblichen Heiligen und sechs Bischöfen angebracht.

Die schönsten Gemälde endlich befinden sich an der vordern Außenseite der Flügelthüren in vier großen Hauptbildern: Gebet am Oelberg. — Verspottung Christi. — Kreuztragung. — Kreuzigung. Das letztere ist ausgezeichnet schön durch den Ausdruck der trauernden Frauen.

Da dieser herrliche Altar, der leider durch Muthwillen und Rohheit nicht unverschont geblieben ist, noch nirgends ausführlicher beschrieben worden, so wird auch die trockene Notiz, auf welche wir uns hier beschränken mußten, dem fremden Kunstfreunde willkommen sein. In der Nähe des Altars, an der Sakristeithür, befindet sich Georg Sürlins Bild, von ihm selbst in Holz geschnitzt und mit einem Elogium versehn. Dies hat Veranlassung zu einer Volkssage gegeben, in welcher Georg Sürlin nicht nur als der Schnitzer, sondern auch als der Maler des Altars erscheint. Die Mönche haben, heißt es, den Künstler nach vollbrachter Arbeit gefragt, ob er sich getraue, noch einen schönern Altar zu fertigen. Als der Meister dieses im freudigen Gefühle seiner Kraft bejaht, haben ihm die neidischen Mönche beide Augen ausgebohrt und so den lichten Farbenquell für immer versiegen gemacht.

Aus den hohlen Blicken schwindet
Seiner Bilder Sonnenpracht,
Lebt nur noch im stillen Geiste
Tief in schmerzensvoller Nacht.
Und so liegt er eingesunken,
Wie ein Opfer am Altar;
Ihn bewacht, ihn zwingt zu schweigen
Seiner Henker finstre Schaar.

Und die Welt wähnt ihn gestorben,
Doch im dunkeln Winkel sitzt
In der Kirche stumm der Blinde
Dort im fernsten Stuhl und schnitzt.
Statt des Pinsels ist das Messer,
Das ihn stach, in seiner Hand;
Dieses führt er leise, künstlich,
Schmücket still des Stuhles Rand.

Schnell verbirget er's am Herzen,
Wenn er Tritte gehen hört,
Wenn der Andacht lautes Beten
Vor dem eignen Bild ihn stört.
Ach, da brennen Farbenstrahlen
Ihm durch's tiefe, wunde Herz,
Und in Hand und Augenhöhlen
Zuckt der Sehnsucht heißer Schmerz.

Als er todt war und begraben,
Aufgerieben früh vom Gram,
Glaubten sich die Mönche ledig
Und vergaßen Furcht und Scham.
Doch es blieb des Frevels Zeichen
In den Kirchenstuhl gedrückt,
Wo, von Holz geschnitzt, ein Männlein
Traurig lauert, blind, gebückt.

Nur ihr Auge ward geschlagen,
Daß es ihn erkannte nicht;
Doch der Wand'rer, doch der Pilger
Grüßt in Thränen dies Gesicht.
Ein Jahrhundert sagt's dem andern;
Zürnend, von der Bilder Pracht
Rücklings kehrt sich der Beschauer
Zu dem Antlitz voller Nacht.*)

Zugleich mit dem Kloster erwuchs auch das Städtchen Blaubeuren, welches aber nicht im Besitze der Pfalzgrafen von Tübingen, sondern der Grafen von Helfenstein war; ein unruhiger Besitz, verpfändet und während dieser Pfandschaft gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch einen Krieg mit der Reichsstadt Ulm gefährdet, und endlich im J. 1447 mit den benachbarten Vesten, die inzwischen auch Helfensteinisch geworden waren, an den Grafen Ludwig von Württemberg verkauft.

Unter württembergischer Herrschaft theilte Blaubeuren die Schicksale des Landes in den unruhigen Zeiten Herzog Ulrichs, wurde im dreißigjährigen Kriege nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht österreichisch und kehrte erst in Folge des westphälischen Friedens wieder unter die Oberherrlichkeit Württembergs zurück. Während der österreichischen Occupation erhielt das Kloster einen unerwarteten Besuch von Wiederhold.

Das Licht des Evangeliums hatte die Stadt schon im J. 1534 (durch Ambros. Blaurer) begrüßt. Das Kloster aber, das unter seinen katholischen Aebten einen durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann in seinem ersten Abte Azelm oder Azolin († 1101) und in dem Abte Heinrich Faber einen Mitgründer der Universität aufzuweisen hatte, blieb noch katholisch, und während der Pest zu Tübingen wurde die halbe Universität in dasselbe verlegt. Der letzte katholische Abt, Christian Tübinger (1548 — 1562), war wie der erste ein Gelehrter und hat eine Geschichte des Klosters Blaubeuren hinterlassen. Im J. 1562 dehnte sich die Reformation auch auf das Kloster aus, und in der Person des bekannten Reformators Matthäus Aulber wurde demselben der erste evangelische Abt gesetzt. Inzwischen hatte Herzog Christoph einige reformirte Klöster dazu bestimmt, künftigen Kirchendienern, die zum Lehr- und Predigtamt bestimmt waren, ihre Vorbildung zu ertheilen und sie zu den Universitäts-

*) Aus der Romanze „Georg Sürlin" von G. Schwab.

studien tüchtig zu machen, und hatte zu diesem Zweck durch den berühmten Johannes Brenz eine Klosterordnung entwerfen lassen, die am 9. Jan. 1556 in das Land ausging. Sämmtliche Klosterschulen, deren Anfangs dreizehn waren, wurden unter die Aufsicht von Brenz gestellt, und unter dieser Zahl war auch Blaubeuren. Vorerst war die Einrichtung dieser Seminare ziemlich altklösterlich, besonders was die Lebensweise dieser jungen evangelischen Mönche betraf, denn anderes waren sie in der ersten Zeit nicht. Die wissenschaftliche Bildung hatte sich durch gründlicheres Studium der Humanioren bereits aus dem Dunkel des Mittelalters erhoben. Aber ohne Erlaubniß ihres Prälaten (dies war der oberste Vorstand des Klosters) oder eines der beiden Präceptoren (später Professoren) durften sie selbst während der Recreationszeit nicht „vagieren," das heißt außerhalb des Klosters sich umtreiben, und mußten „ziemlich ehrbare Röcke," das heißt schwarze Mönchskutten tragen, wie ihnen solche Sommers- und Winterszeit von den Klöstern aus Gnaden gereicht wurden. Dabei fand man es nöthig, diese vierzehn- und sechzehnjährigen Knaben vor dem „schändlichen Laster des Zu- und Volltrinkens, auch alles Zechens und Spielens und anderer dergleichen Ueppigkeiten" ernstlich zu verwarnen.

Uebrigens war schon in jener uralten Klosterordnung die Absicht des Gründers ausgesprochen, das Bestehen dieser Klosterschulen durch zeit- und zweckmäßige Verbesserungen zu sichern. „Doch," sagt sie, „da sich über kurz oder lang fügte, daß Gestalt der Sachen, Gelegenheit oder Läuf', oder in anderwege die Nothdurft erforderte, in obgesetzten Kirchen- und Schulordnungen oder andern Artikeln etwas zu ändern, zu bessern, zu mindern oder zu mehren: (so) soll das jederzeit Uns und Unsern Erben vorbehalten seyn."

Das Hauptgebrechen dieser Klosterschulen war die naturwidrige Strenge der Anforderungen an Knaben und Jünglinge, die über geringe Unterlassungen und Vergehen selbst mit der Ruthe gezüchtigt wurden. Hierzu kamen noch die häufigen täglichen Religionsübungen, durch welche sie überladen, aber nicht erbaut wurden, und die Bibel kennen, aber nicht lieben lernten. Diese Gebrechen dauerten fort, während die klassische Bildung, für welche zu Anfang der Reformation mit Begeisterung gewirkt wurde, allmählig in den Hintergrund trat. Demosthenes und Xenophon wurden aus den Unterrichtsstunden verdrängt und Cicero, Virgil und Ovid nur durch das Bedürfniß des Latein-Lesens, Schreibens und Redens erhalten. Von griechischen Schriften blieb von Anfang des vorigen Jahrhunderts, außer dem neuen Testament, nur des Chrysostomus Abhandlung vom Priesterthum übrig, und die Klassiker schlüpften erst im Jahr 1777 durch Geßners griechische Chrestomathie, somit durch eine Hinterpforte, wieder herein. Vor der Mode wurden die armen Alumnen (dies war der Name der Seminaristen bis auf unsere Zeit) aufs Strengste gehütet. Im J. 1720 erging nach Blaubeuren der Befehl, daß sie sämmtlich ihre Haare sollten wachsen lassen, und wenn einer das Bedürfniß — einer Perrücke empfände, sollte er bei fürstlichem Consistorio um die Concession unterthänigst nachsuchen, da

sich leider „ergeben, daß das Perrücken-Tragen unter den Alumnis so gemein werden will.“ Zugleich wurde ängstlich darauf gesehen, daß die „fröhliche Erquickung“ der Zöglinge in „ehrbaren, christlichen und klösterlichen Schranken eingeschlossen“ bleibe, daß nur „ehrliche Ergötzungen,“ daran „vernünftige und moderative Gemüther“ ein Gefallen finden können, wie Musik und eine selten genug gestattete „Promenade“, gestattet wurden; und nicht nur Karten und Würfel, wie billig, sondern auch das Bretspiel, waren verboten, auch das an sich immerhin „anständige und honette“ Schachspiel „dissuadirt.“ Alle „ludi pueriles, die mit Tumult, Geschrei, Springen, Abmattung und Gefahr vorgenommen werden,“ waren aufs Strengste untersagt.

Indessen wird man um solcher Mängel willen kein allgemeines Verdammungsurtheil über diese Anstalten aussprechen und den Einfluß der Verhältnisse und des Zeitgeistes mit in Anschlag bringen. Gewiß mildert die Persönlichkeit der Aufsichtsbehörde und der Vorgesetzten gar Vieles an jenen strengen Verordnungen, und gewiß ist, daß gründliche Kenntnisse in den für den Theologen nöthigen Fächern allenthalben auf diesen, frühzeitig auf vier reducirten, nach zween zweijährigen Cursen abgetheilten Klosterschulen (Blaubeuren gehörte zum untern Cursus) erworben wurden.

Verbesserungen im Einzelnen wurden schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, namentlich durch den berühmten J. A. Bengel, damals Klosterpräceptor zu Denkendorf, hervorgerufen. Unsere neueste Zeit hat aber diese Anstalten gänzlich umgeschaffen, und es wäre ein frevelhafter Leichtsinn, jetzt — wo sie in andern Ländern vermißt oder nachgeahmt werden — noch an ihre Aufhebung denken zu wollen. Im Jahre 1785 und 1794 wurde der Lektionsplan umgestaltet und bedeutend erweitert, im Herbste 1807 die zwei obern Klöster, 1810 auch die zwei niedern Klöster combinirt und bei dieser Gelegenheit das Kloster oder Seminar Blaubeuren, das auch im dreißigjährigen Kriege unter der österreichisch-katholischen Herrschaft eine Zeitlang eingegangen war, aufgehoben, jedoch bei Wiederherstellung der vier Seminarien im Jahre 1817 erneuert.

Mit diesen Einrichtungen der neuesten Zeit verlor sich die alte Klosterdisciplin und jede unvernünftige Beschränkung der wissenschaftlichen Vorbildung gänzlich. Wer jetzt unsere Klöster betritt, findet fröhliche Jünglinge, von einem ihnen im Alter nicht allzuferne stehenden jugendlichen Repetenten in ihren Studien und Erholungen geleitet und begleitet, rüstig turnend, nicht länger, als gründliche klassische Bildung erfordert, im Ringe der Mauern gehalten, sondern auf Feld und in Wäldern sich tummelnd und nur vor dem Müßiggang und der Ausschweifung gehütet. An der Spitze der Anstalten stehen nicht verlebte Prälaten, sondern Ephoren, Männer im besten Alter, in den Forderungen der Zeit erzogen und mit ihnen vertraut; zu Professoren werden junge und tüchtige Männer erlesen, zu welchen die Jugend Vertrauen fassen kann, während sie ihnen durch gelehrte Bildung und Religiosität Ach-

tung und freiwilligeu Gehorsam einflößen. Geographie, Mathematik, Physik und Propädeutik zur Philosophie gehen dem Unterricht in der Religion und im klassischen Alterthum zur Seite. Alle Lehrer und Erzieher haben, nach den neuesten Verordnungen, sichs zur Aufgabe zu machen, nicht nur in den Unterrichtsstunden, sondern auch außer denselben, in die möglichst genaue Verbindung mit den Zöglingen zu treten, jeden nach seiner Individualität kennen zu lernen und ihm thätige Theilnahme an seinem wahren Wohle zu beweisen.

Wir sind der Ueberzeugung, daß diese Digression, die wir ein für allemal machen, da der Freund der vorliegenden Blätter noch zwei ähnlichen Pflanzstätten deutscher Lehrer und Prediger in denselben begegnen wird, das Interesse für Blaubeuren nicht zu schwächen geeignet ist, und schließen unsere Beschreibung nur noch mit der Notiz, daß diese Stadt zwei ausgezeichneten Männern das Dasein gegeben hat, dem freimüthigen Kanzler und Hofprediger Andreas Osiander (1562) und dem deutschen Philosophen Christoph Gottfried Bardili (1761).

Hohenstaufen und Rechberg.

Hohenstaufen.

O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg', und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut'.
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich.

So läßt Uhland in seinem Fragmente „Conradin" einen deutschen Freund zu dem letzten Hohenstaufen=Sprößling sprechen, um ihn durch die Erinnerung an seinen schönen Stammsitz aus dem verhängnißvollen Süden zurückzuziehen. Der Dichter hat mit diesen Worten ein anschaulicheres Bild von dem Berg und seiner Umgebung entworfen, als eine weitläufige prosaische Ortsbeschreibung es zu liefern vermöchte. Nichts ist aus diesem Bilde verschwunden, als die Stammburg selbst, von welcher auf dem kahlen Kegel

nichts übrig geblieben ist, als ein kaum sichtbares, bereits in Staub zerfallendes Mauerstück. Es war nur ein Traumgesicht, wenn der edle Max von Schenkendorf im April 1813 den Berg bestiegen und dem Feuer des Himmels gerufen hat, ihm den Weg zu zeigen:

Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen!

Und es hieß in der That nicht hochgeschworen, wenn er prophezeite, daß der neue deutsche Bund diese Steine überdauern soll — die längst nicht mehr vorhanden waren.

Doch begünstigt gerade jene gänzliche Kahlheit des Berges das Spiel der Phantasie und es wird ihr leichter die Burg „herrlich wieder aufzubauen," als wenn sie ihren alten Plan aus dürftigen, gestaltlosen Trümmern zusammenzusetzen sich abmühen müßte.

Der Berg steht wieder vor unsern Augen, wie er vor achthundert Jahren oder früher dagestanden, öde und unüberbaut. Nun steigt aus der benachbarten Tiefe im 11ten Jahrhundert ein schwäbischer Edler, Friedrich von Büren, Friedrichs Sohn, empor zu der lustigen Höhe und baut sich hier auf dem Stwipfen (dem Stufenberge) sein hohes Haus; er nannte sich sofort von Staufen; Kaiser Heinrich IV. macht ihn zum Herzog in Schwaben und gibt ihm seine Tochter zum Weib, und Friedrich selbst wird der Ahnherr eines Kaiserhauses. Sechsmal saß die Krone auf dem Haupte seiner Nachkommen; das Haupt des siebenten fiel vom Rumpf, als seine Jünglingshand darnach greifen wollte. In diesen hundertsiebzehn Jahren sehen wir die Burg sich allmählig ausdehnen. Der erste hohenstaufische Kaiser Konrad III. wahrt ihren Besitz gegen die Mönche von St. Denys; sein Sohn Barbarossa hält die väterliche Burg in hohen Ehren; doch scheint sie noch nicht sehr geräumig gewesen zu sein, denn er hatte nicht einmal eine Burgkapelle. Ein besonderer Weg führte ihn zu der kleinen steinernen Dorfkirche herab, die der Hohenstaufen-Verein als das einzige Denkmal der Staufen auf jenem Berge — denn das Dorf Hohenstaufen liegt nur wenige Minuten unter dem höchsten Gipfel — zu erhalten sich vorgesetzt hat. Eine Inschrift, der Form nach aus dem sechzehnten Jahrhundert, über einer zugemauerten Thür angebracht, berichtet uns dieses mit den schlichten Worten:

Hic transibat Caesar.

Der großmächtigst Kaiser wohlbekannt,
Friedericus Barbarossa genannt,
das demüthig edel deutsche Blut
übt ganz und gar keinen Uebermuth;
auf diesem Berg hat Hof gehalten,
wie vor und nach ihm die Alten;

zu Fuß in diese Kirch ist gangen,
ohn allen Pracht, ohn Stolz und Prangen,
durch diese Thür, wie ich bericht,
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Als König Philipp, Friedrich Barbarossa's jüngster Sohn, der seinem Bruder Heinrich VI. auf dem Kaiserthrone gefolgt war, bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erschlagen worden (1208), floh seine Gemahlin, die griechische Kaiserstochter Irene, auf die Stammburg ihres Gatten und starb hier an einer unzeitigen Geburt. Ihr Leichnam ward im nahen Kloster Lorch beigesetzt.

Die letzten Kaiser des Hauses nahmen sich nicht Zeit, sich nach ihrer Stammburg umzusehen; sie betrachteten sie als Reichsburg, und so blieb Hohenstaufen auch in der Folge Reichsdomäne, bis sie aus Karls IV. Besitz durch Pfandschaft an Eberhard den Greiner von Württemberg kam (1347). Dies Land freuete sich später ihres ungestörten Besitzes anderthalb Jahrhunderte lang, bis im J. 1525 die aufrührerischen Bauern das Thal herunter kamen und sich am Fuße des Berges lagerten. Der Ueberfall geschah bei Nacht, und obgleich der feindliche Haufen nur klein war, warfen doch die Wächter des Schlosses in der Angst die Schlüssel von der Zinne herunter, verbargen sich oder machten sich nach kurzer Gegenwehr, den Hauptmann Michael von Reisenstein an der Spitze, davon. So ward die ehrwürdige Burg von den zügellosen Bauern eingenommen, ausgeraubt und verbrannt. Die ergriffenen Knechte wurden von den Zinnen herabgestürzt.

Martin Crusius sah 63 Jahre nach der Zerstörung des Schlosses die Trümmer, die von ihrer Größe zeugten, und hat sie ausführlich beschrieben. „Lieber Gott," ruft er in seiner Chronik aus, „soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten zu einem so scheußlichen Anblicke gediehen sein? Alles ist verschwunden wie ein Rauch, Alles ist hinweggeflogen wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches vor Alter wurmstichig ist; er mähet das Gras, das im Schloßhofe hoch steht; der Hollunderbaum wächst da und dort in den Winkeln." Doch sah Crusius noch deutlich die zwei Haupttheile des Schlosses, den Mannsthurm, die Behausung des Frauenzimmers, den Bubenthurm und eine sieben Fuß dicke Mauer von Quadern, welche die ganze Burg umschloß, Alles noch schwarz vom Brande des Bauernkrieges. Aber „in allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniß, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Beingerippe." So sah es im J. 1588 aus. Jetzt ist auch dieses Gerippe verschwunden; die Herzöge von Württemberg haben mit den Ueberbleibseln ihr Schloß zu Göppingen gebaut. Aber das Auge des Dichters erblickt die alte Burg in ihrer vorigen Herrlichkeit:

Es steht in stiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreist in trägem Schwung
Wehklagend um sein moosig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umströmt den Fels ein seltsam Licht,
D'raus bilden sich Gestalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
Erbauet sich aus Wolken klar,
Die alte Linde sproßt empor,
Und Alles wird, wie's ehmals war.

So Harfe wie Trompetenstoß
Ertönt hinab ins grüne Thal,
Gezogen kommt auf schwarzem Roß
Rothbart der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel singt mit süßem Laut
Vom schönen griech'schen Heimathland.

Und Konradin an Tugend reich,
Der süße Jüngling, arm, beraubt,
Im Garten steht er stumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr trauernd Haupt.

Doch kündet jetzt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da steht der Fels gar öd' und kahl,
Verschwunden ist die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbusch steht,
Kalt weht der Morgen auf den Höh'n, —
Und wie der Fels, so kalt und öd'
Scheint auch das deutsche Land zu stehn.

So sang vor 25 Jahren Justinus Kerner*). Auf dem Berge sieht man noch außer jenem Stückchen Mauer zwei enge Höhlen am westlichen Hange des Berges, die den gemeinschaftlichen Namen Heidenloch führen, den schon Crusius kannte und die dem Besucher des Berges so lange zur Zuflucht gegen Unwetter dienen müssen, bis der Hohenstaufen-Verein, wie er denn auch dieses beabsichtigt, für ein bescheidenes, den Gipfel nicht verunstaltendes Obdach gesorgt hat.

Der Emporblick an dem Gipfel von der letzten Stufe vor dem Dorfe aus

*) Dichtungen. S. 231 f.

hat im Anfang etwas Finsteres und Wildes. Man steht nun selbst schon auf einem hohen Bergrücken, am Fuße des Kegels, der sich über dem Dorfe Hohenstaufen erhebt, von dem nur wenige Häuser sichtbar werden. Links sieht man auf einem Hügel hangende Kalksteinfelsen, als wenn sie die Lava wären, die ein ehemaliger Vulkan heruntergestürzt hätte. Eine Ziegelhütte liegt einsam daneben. Die Stille der Umgebungen, die Höhe, auf der man schon steht, das hingestreute Dorf, die Gestalt der Bergspitze, Alles das gemahnt den Wanderer mehr an die Schweiz als irgend eine andere Stelle des Landes.

Die Aussicht vom Hohenstaufen, wie vom Rechberg herab, zeichnet sich vor andern Albaussichten dadurch aus, daß der Fernblick nach allen Seiten frei ist, indem er selbst gegen Süden und Osten noch über Hügel und Ebenen schweift, ehe er auf der Albwand, von der diese beiden Ausläufer nebst dem dritten, dem Stuifenberg, mehre Stunden vorwärts springen, zu ruhen kommt. Das bewaffnete Auge erblickt bei günstigem Himmel in dieser Richtung sogar Tyroler- und Schweizeralpen hinter der schwäbischen Alb. Zuäußerst gegen Osten gekehrt hat man das Albuch-Gebirge mit seinem Fürsten, dem trümmer- und höhlenreichen Rosenstein, vor sich. Gegen Süden verweilt der Blick vom Hohenstaufen aus zuerst auf dem Rechberg, dessen Schloß auf dem tieferen Vorsprung, dessen Wallfahrtskirche auf dem kahlen Gipfel, dessen freundliches Dorf an der Seite dem seltsam gestalteten Höcker ein lachenderes Ansehen gibt, als der etwas kahle Rücken sonst haben würde, und das Ganze zu einer eigenthümlichen, aber anmuthigen Erscheinung macht. Um den Rechberg her lagern sich die nähern und fernern Albrücken: der Hornberg, der Stuifen, der Bernhardusberg mit einer Wallfahrt; weiter rechts winkt aus der Tiefe das alte Schlößchen Staufeneck; dann kommen die Berge des Geißlingerthales, in weiterer Ferne Teck, Neufen, Achalm, Hohenzollern, kurz die ganze obere Alb, Alles auf engem Raum zusammengedrängt und hintereinander geschoben. Westlich dehnt sich die hügelige Fläche bis zum Schwarzwald aus, nordwestlich die hohen Hügelketten des württembergischen Unterlandes und dahinter wohl gar der Odenwald; im Vordergrund wellenförmiges Land mit einzelnen Tannenhainen; im Norden ein Stück des alten hercynischen Waldes, der welzheimer Wald; die löwensteiner Berge, blaue Gipfel des Frankenlandes in der Richtung von Schwäbisch-Hall.

Unser Bild konnte von dieser Ferne, da es den Anblick beider Berge zu geben bestimmt ist, nur etwa ein Viertheil des Kreises mittheilen, nach Süden die Alb von Boll bis Teck, nach Norden den Stromberg und die zwischen beiden liegende Landstrecke.

Wir fügen nun noch ein Wort bei von

Hohenrechberg.

Die Burg steht um ein Ziemliches tiefer als der Gipfel des Berges auf einem abgesonderten Hügel, den eine große steinerne Brücke mit der Bergspitze,

auf welcher die Kirche steht, verbindet, und dessen Mittelfelsen sie ernst und alterthümlich noch unter Dach und Fach krönt, und dadurch einen starken Contrast mit dem kahlen Hohenstaufen bildet, der einst einen Kaiserpalast trug. Aus mehren Vorhöfen ragt das hohe Schloß in Form eines Hufeisens, das auf dem nördlichen Flügel durch ein zweites Gebäude fortgesetzt und geschlossen ist, hervor. Verfallener als das von einem gräflich rechbergischen Beamten bewohnte Schloß sind seine Mauern und Thürme.

Eine Volkssage läßt die Stammherrn des Geschlechts schon im 7ten Jahrhundert im sogenannten Christenthal an einer großen Schlacht der bekehrten Alemannen Theil nehmen und darauf die Burg erbauen. Geschichtliche Nachrichten finden wir erst im zwölften Jahrhundert (um 1165). Ein Ulrich von Rechberg († 1202) war Marschall der Hohenstaufen, ein anderer Ulrich Bischof von Speyer († 1195), ein Siegfried († 1227) Bischof von Augsburg. Die Kriegsthaten eines Hans von Rechberg schildert Joh. v. Müller in seiner Schweizergeschichte. Die Burg erscheint erst im J. 1300 bestimmt als Besitzthum des Geschlechts und hat ihren Namen von dem Rehgebirge, auf dessen Vorsprunge sie liegt. Die Familie führt auch auf dem Helm einen Rehbock. Unter den spätern Rechbergen machte sich um 1489 Wilhelm bemerklich, der, als Diener eines Baiernherzogs, einen päbstlichen Legaten den schriftlich gedrohten Bannfluch des heiligen Vaters buchstäblich verschlucken ließ und dann den Brief sammt dem Pfaffen spießte*). Die Heldenthat zog dem Ritter den Bann zu und vertrieb ihn vom Hofe.

Im Städtekrieg 1449 und am Schlusse des dreißigjährigen Krieges 1648 litt das Schloß gewaltig, doch steht es noch fest und würdig von Gestalt bis auf diesen Tag, bewacht von dem Rechberger Klopfer, einem Familiengeiste, der in seinen Hallen umgeht und jeden Todesfall in dem jetzt in den Grafenstand erhobenen Geschlechte durch sein Pochen verkündet. Den Ursprung erzählt die Sage so: Ulrich II. von Rechberg wurde im J. 1496 vergeblich von seiner Gemahlin, Anna von Wenningen, von ferner Fahrt erwartet. Früher hatte er seinen treuen Hund von Zeit zu Zeit mit Briefen geschickt; jetzt blieb auch dieser aus. Endlich, als sie brünstig in der Burgkapelle für ihren fernen Gatten betete, störte sie im Beten ein lautes Pochen, so daß sie unmuthig ausrief: „Ich wollte, du müßtest ewig klopfen.“ Als sie das Thor öffnete, stand der Hund davor, aber ohne Brief. Sein Herr war todt, und bald brachte man seine Leiche. Die Frau unterlag dem Kummer; auf dem Sterbelager hörte sie ein Pochen, bis ihr Auge sich schloß.

Erfüllt ist, was im herben,
Erkrankten Sinn sie bat:
Will wo ein Rechberg sterben,
Der ew'ge Klopfer naht.**)

---

*) S. G. Schwab's Romanze in dessen schwäb. Alb. S. 324 f.
**) S. die zweite Romanze a. a. O. S. 227 ff.

Eine Brücke verbindet das Schloß mit dem Gipfel des Rechberges, auf welchem ursprünglich eine Einsiedelei mit einem aus Lindenholz geschnitzten Marienbilde stand und wo später die Herrn von Rechberg eine schöne Wallfahrtskirche nebst Pfarrhaus gebaut haben. Ein guter Tubus steht hier dem Besucher dieser Höhe zu Dienste, mit welchem er bei einigermaßen günstiger Witterung in Südosten die Gipfel der Schneeberge leicht erkennen wird. —

Nordwestlich von beiden Bergen liegt, von beiden herab in ihrer ganzen Ausdehnung sichtbar, die ehemalige alte Reichsstadt Gmünd, katholischer Konfession, mit merkwürdigen Kirchen und Kapellen geschmückt. Wenige unserer Leser dürften wissen, daß diese Stadt vor Jahrhunderten den Baumeister ausgesandt hat, der den Prachtbau des Mailänder Doms aufführte. Der Italiener Gamodea nennt in seinem Werke über Mailand als Baumeister des Domes Heinrich Arler von Gmünd.

Der Reisenstein bei Reidlingen.

Wir führen jetzt den Freund romantischer Natur einem der schönsten Thäler der schwäbischen Alb zu, nachdem wir einige Stunden vom Hohenstaufen vorwärts in das offene Land hinausgetreten sind und ihm die blaue Gebirgskette im Ueberblicke vorgestellt haben.

,,Der Gebirgszug der schwäbischen Alb, an welchen sich südlich der Heuberg, nördlich der Aalbuch und das Herdtfeld anreiht, hat ein Streichen von Südwest nach Nordost, und erhebt sich gegen Nordwest in einem steilen Abfalle von ungefähr 1000 pariser Fuß über die Thalsohle, während er sich gegen Südost sanft verflacht. Der nordwestliche steile Hang, die zum Theil sehr tiefen Thaleinschnitte und das mehrfältige Vorkommen plutonischer Bildungen lassen auf vielfache, noch nicht genau erörterte Veränderungen bei diesem Gebirge schließen. Unverkennbar haben basaltische Massen die ganze Albkette gehoben. Ehe jene Erhebung eintrat, scheint dieses Land, wo nicht ganz, doch zum Theil von Wasser bedeckt gewesen zu sein. Als aber dieselbe im Süden und Südwest plötzlich und mit großer Gewalt auftrat, wurden die abfließenden Wasser von dem bereits gegenüberstehenden Schwarzwaldgebirge zurückgeworfen und stürzten nach Nord und Nordost. Diese Strömung muß zwar nur temporär, jedoch außerordentlich heftig gewesen sein; sie bespülte die Nordwestseite der Albkette und vermehrte noch hierdurch die bei der Erhebung entstandenen zahlreichen Zerreißungen und Einschnitte. Nur in der Nähe der Basalte und am Rande der Thäler ist zuweilen eine Störung der Schichten bemerkbar, sonst sind sämmtliche Gebirgsformationen fast horizontal geschichtet. Dagegen zeigen ein und dieselben horizontalen Schichten auf kurze Ent-

fernung hin ein so verschiedenes Niveau, daß dieses nicht anders als durch große Verschiebungen zu erklären sein dürfte. Während jener Katastrophe mußten die Hebungen in den Gewässern einen außerordentlichen Wellenschlag hervorbringen; es entstand eine Strömung von Südwest nach Nordost, welche das gehobene Gebirge an seiner Nordwestseite bedeutend angriff; der am ganzen Fuße der Alb bemerkbare Rücken hatte sich aber höher gehoben als das Hauptgebirge selbst, und hierdurch die auflöslicheren Schichten des Lixs und Oxfordmergels der heftigsten Brandung entgegengestellt. Solcher Gewalt konnten die Massen nicht widerstehen, die Fluthen untergruben dieselben, die auflagernden Kalkmassen stürzten ins Tausendfache zertrümmert nach und wurden von den Wellen mit fortgenommen. So war der Erhebungsproceß der schwäbischen Alb ein ganz anderer als derjenige des französischen und Schweizer-Jura, des Schwarzwaldes, der Vogesen und der Alpen; denn hier findet man weder Aufrichtungen, noch Verbiegungen und Ueberstürzungen, Alles ist horizontal gehoben."*)

In seiner jetzigen Gestalt erscheint indessen dieses unter so wilden Kämpfen der Elemente entstandene Kalkgebirge aus der Ferne wie sein Bruder, der schweizerische Jura, dem Anblick etwas trübselig und eintönig. Der Wanderer erwartet gewiß viel weniger als darin zu finden ist, und auch nur, als wir selbst ihm hier in beschränkter Auswahl geben. Die ganze schroff aufsteigende Bergewand, schwarzblau von der Entfernung gefärbt, hier ihre nordwestliche Abdachung gegen den Neckar, die ungleich höher ist als die südöstliche gegen die Donau, uns entgegen bietend, bildet am Horizont eine lange gerade Linie von etwa dreißig Stunden, nur von wenigen, kaum über die Bergfläche sich emporhebenden Gipfeln unterbrochen: dem verweilenden Blicke theilt sie sich bald in eine Menge aneinander gereihter sargförmiger Berge, mit welchen hier und da eine Kegelform, selten eine Halbkugel wechselt; kein Fluß am Fuße belebt oder mildert den Anblick; waldige Hügel lagern sich fast allenthalben im Vordergrunde des Gebirges bis zum weit vom Fuße desselben zurückweichenden Neckar, der für den ferneren Beschauer wieder von Hügeln gedeckt ist.

Aber wenn die Luft nicht dunstig, der Horizont an den Bergen blau ist, und die Abendsonne einen Strahl auf diese Ferne wirft, so erheitert und belebt sich bald das Gemälde. Die dunkle Farbe des Gebirges wird durchsichtiger, indem der Sonnenschein eine leichte Röthe darübergießt, in welcher bald mehr Wechsel der Formen hervortritt, als das Auge früher geahnt hat. Bald schimmern uns die reichen Buchenwälder, von welchen diese Berge bis zu ihren obersten Höhen umkleidet sind, entgegen, Vertiefungen mannigfalti-

*) Aus dem für die Alb klassischen Vortrage des Grafen Friedrich von Mandelsloh in der zwölften Versammlung der deutschen Naturforscher zu Stuttgart im Herbst 1834: „über die geognostischen Profile der schwäbischen Alb."

ger Thäler werden sichtbar, die sich zwischen den mehr und mehr von dem ganzen Bergeszug abgelösten Massen eröffnen; wo die Vorhügel einen Blick durchlassen, entdeckt man, wie funkelnde Punkte, Dörfer und Städte; am Fuße der Alb hin und in die Berge hinein ziehen sich üppige Obstwälder; die Höhen sind mit weißen Kalkfelsen, die vom Grün der Wälder sich jetzt deutlich ablösen, übersäet, und auf den vereinzelten Gipfeln des Gebirges zeigt uns die scheidende Sonne vorher unbemerkte Schlösser und Ruinen. Ein solcher Moment, in welchem das Gebirge auf viele Meilen weit in seinen Einzelheiten kenntlich erscheint, prägt der Phantasie den Charakter der schwäbischen Alb für immer ein, und wenn der Freund ihrer mannigfaltigen Schönheit sie später wieder in blauer Ferne erblickt, so wird sein Auge noch mit Lust auf diesem verschwommenen Gebirgszug verweilen:

Das ist die theure Schwabenalb,
Die allenthalb
Blau nach der Ebne winket;
Wo man auf Haiden hoch und kühl,
Fern vom Gewühl,
Die reinen Lüfte trinket;
Wo Blüthenduft
Zu Thale ruft;
Man wandert schnell,
Bis man am Quell
In Waldesschatten sinket.

Wir aber führen ihn hier in ihre nächste Nähe, bis er

— durch der Thäler Pfad
In Wälder trat,
Aus denen Felsen stiegen;
Und bis er auf den Spitzen links
Sah rechts und links
Die alten Burgen liegen.*)

Die Ruine der Burg Reisenstein liegt eine starke Meile von dem Thalstädtchen Kirchheim unter Teck links von dem Teckberg auf der südöstlichen Bergwand des Neidlingerthales. Doch hat sie der Künstler nicht in diesem Thale selbst aufgesucht, sondern seinen Standpunkt in dem Heimenstein, einer der Burg gerade gegenüber liegenden Höhle, genommen. Auf dem Wege von der nordwestlichen Albzinne nach dieser Grotte findet man sich bald im dichtesten Walde unter einem bunten, aber wohlthuenden Gemisch der verschiedenartigsten Bäume. Auch der Boden bekleidet sich von Schritt zu Schritt mit einer üppigen Vegetation von Gras, Blumen und Kräutern; man merkt, daß man nicht nur von Städten, sondern von allen Menschenwohnungen fern wandelt, und die unendlich wohlthätige Gegenwart einer

*) Die angeführten Stellen dieses Abschnitts sind den schwäbischen Romanzen meiner Gedichte entnommen. I. S. 343 f. und 331 ff.

jungfräulichen Natur labt Herz und Auge, während die würzige Bergluft in dieser blühenden Einsamkeit Brust und Füße stärkt und alle Müdigkeit weghaucht.

In dem Eingeweide des Felsen, welcher den Namen Heimenstein führt, öffnet sich am südlichen Abhange eine schmale Höhle, welche denselben nach Südosten durchschneidet, etwa 60 Schritte lang und von innen eng, aber wohlgeformt, lichtlos, durch herabhängende und auf den Boden bunt hingeworfene Steinmassen unterbrochen, bald von dreifacher Mannshöhe, bald so niedrig, daß man nur gebückt durchkriechen kann und nur mit Licht versehen und unter dem Vortritt eines Führers durchkommt. An der wieder erweiterten Kluft steht man vor dem schroffen Abgrunde des Thales, und dem Blicke gerade gegenüber erscheinen als Vorsprung der entgegengesetzten Thalwand die herrlichen Trümmer der alten Veste Reisenstein als Krone eines Felsen, der sich aus einer Fülle von Wald erhebt. Dieser überkleidet die ganze obere Hälfte des länglichen Bergkessels, den das Thal bildet. Schmuck und malerisch winkt dem Hinunterblickenden aus dem tiefen Grunde, den hier die kleine Lindach durch das Gebirge gewählt hat, das Dorf Neidlingen herauf, das einst der tapfere Vertheidiger Hohentwiels im dreißigjährigen Kriege, der um das württemberger Land hochverdiente Wiederhold, als Lehen besaß. Nach Norden und Nordost öffnet sich das Thal gegen das Städtchen Weilheim und die schönen waldigen Kuppen des Erkenberges und Aichtelberges. Gegen Südwesten ist das Thal durch einen waldigen Bergesgrund ganz abgeschlossen.

Das Volk läßt in dieser Höhle einen Geist über einem ungeheuren Schatze wachen und schreibt auch diesem, der einst als Riese hier gehaust, den ursprünglichen Aufbau des Reisensteines — Riesensteines — zu:

Droben von dem Berge hoch
Schaut herab das Felsenloch;
Drin aus seiner langen Nacht
Ist der Riese Heim erwacht.

Streckt das zott'ge Haupt hervor,
Luget durch sein schwarzes Thor;
Ihm gefällt das tiefe Thal,
Der gewölbte Riesensaal.

Und er sehnt sich nach dem Licht,
Weilt in seinem Steine nicht;
Bald mit Einem Schritt er stand
Auf der andern Felsenwand.

Nun ruft er die Zwerge, die Menschen, auf, ihm ein Haus zu bauen. Maurer, Steinmetz, Zimmermann gehorchen ihm. Bald steht der Riesenstein fertig, und nur der letzte Nagel am obersten Fenster fehlt noch.

Doch der Ries' im Augenblick
Nimmt den Knecht bei dem Genick,
Streckt zum Fenster den hinaus,
Daß es Allen ist ein Graus.

„Hämmre, meine Hand ist fest,
Daß sie Dich nicht sinken läßt!
Schlag' den Nagel in den Stein
Zwischen Erd' und Himmel ein!"

Draußen hängt er so mit Schreck.
Doch er wagt's und hämmert keck;
Nieder läßt der Heim ihn sacht:
„Zwerg, Du hast es wohl gemacht!“

Urkunden erzählen von dieser Riesenveste wenig, und man kennt ihre geschichtlichen Erbauer und Besitzer nicht. Gegen Ende des 14ten Jahrhunderts wurde sie vom Grafen Eberhard von Württemberg dem Ritter Hans von Lichtenstein überlassen, der sie seinen Tochtermännern abtrat. Im Jahre 1441 kam sie durch Kauf an den Grafen von Helfenstein und machte von da an einen Theil der Reichsherrschaft Wiesensteig aus.

In das Innere der lange fast ungekannten Ruine gelangt man nach mancher Mühseligkeit von deren Rückseite — die auf dem Bilde sichtbare Vorderseite stürzt in tiefen Abgrund nieder — durch eine auf Händen und Füßen zu durchkriechende Höhlung. Dann klettert der keckere Wanderer an den Abgründen des Schuttes hinauf zum höchsten und mächtigsten Thurme, wo sich die Aussicht auf das Neidlingerthal von der andern Seite und eben deshalb ganz verändert, nach Nordost und Norden viel großartiger geworden, wiederholt. Dieser viereckige, gegen Nordosten stehende Thurm hat 70—80 Fuß Höhe. Gegen Süden zeigt sich das ziemlich vollständige Gerippe eines großen Wohnhauses, von dem noch drei hohe Mauern stehen, die vierte zerfallen ist. Das Dach fehlt ganz und der Himmel schaut hoch herein. Der Boden des Hauses ist mit wuchernden Ahornen, Eschen und Steinlinden angefüllt. Das Ganze ist durch mannigfaltiges Mauerwerk unter einander verbunden und umschlossen. Aus dem Felsen, auf dem eine Art Vorhalle ruht, führt, zusammengeschmolzen mit dem Mauerwerk, die Höhle empor, die jetzt den einzigen Zugang zu dem Schlosse bildet. In der Mauer darüber sind zwei große gewölbte Oeffnungen, welche vielleicht die Eingänge zu zwei gewaltigen Zugbrücken gebildet haben, da jener Eingang unmöglich der einzige in das Schloß gewesen sein kann.

Dem südlichen Schlusse des Thales ist man hier ganz nahe. Dort bildet die Lindach vom Gipfel der Alb herab über pittoreske Felsen den hübschen Wasserfall in einen durch Wald und Berg ganz abgeschnittenen Kessel. Man entdeckt ihn nicht eher, als bis man durch das bunte Gemisch der schlankesten Buchen, Eichen, Ulmen- und Ahornbäume, die sich an der Bergwand hinaufziehen und mit Kirschbäumen und anderm Obste abwechseln, hindurchgedrungen ist. Hundert Schritte klettert der Wanderer an gelindern Fällen hinauf, bis er auf dem Felsen ausruht, wo der obere Quell aus dem Kalkstein hervorspringt,

Und aus hoher Umschattung
Sein redseliger Sprudel hüpft.

Urach.

Das Thal, das alle Schönheiten der Albnatur in größter Vollständigkeit und Fülle in sich vereinigt, ist das Uracherthal. Die Zierde dieser Gebirgsabhänge, die reichen Buchenwälder, bekleiden seine Berge vom Gipfel bis an den untersten Saum der Wiesen, die den ebenen Grund des Thales bilden und einen zweiten Wald der mannigfaltigsten Obstbäume beherbergen, die im Frühling mit ihren Blüthen die Tiefe, über der in den dürren Wäldern noch der Winter raschelt, zu einem Paradiesesgarten umschaffen. Doch ist der Sommer die schönste Jahreszeit für dieses waldige Felsthal, dessen eigentlich malerischer Theil mit dem in einem lieblichen Obstwalde ganz versteckten großen Pfarrdorfe Dettingen beginnt, wo es nicht mehr viel über eine Viertelstunde breit ist und die Felsen zuweilen so nahe rücken, daß das Thal ganz geschlossen scheint. Zur Linken fließt dem Wanderer die Erms, das klare muntre Waldwasser, das die schmackhaftesten Forellen beherbergt. Zu beiden Seiten der Heerstraße vereinigen sich Kirschen-, Zwetschen-, Birn-, Aepfel- und Nußbäume auch zur Sommerszeit, wenn die Blüthe längst vorüber ist, zu einem freundlichen Gemisch von mannigfaltigem Hellgrün, während die abwechselnden Formen des hier ebenfalls in verschiedenen Gestalten sich gefallenden Gebirges in das undurchdringliche saftige Dunkel der Buchen gehüllt sind und im heißesten Sommer durch ihren bloßen Anblick ein Ahnungsgefühl der Kühle erwecken. Auch in stille schattige Seitenthäler thut das Auge von Zeit zu Zeit einen erfrischenden Blick. Das schönste derselben, östlich von der Veste Hohenurach, der Brühl genannt, ist die abgeschiedenste Waldgegend, nach allen Seiten von den höchsten Bergen eingeschlossen, mit immergrünem bewässertem Rasen bedeckt. Von der südwestlichen Gebirgswand rauscht uns der dreifache Wasserfall des Brühlbaches entgegen, der sich hier die ganze Albhöhe herab über eine Tuffsteinmasse fast senkrecht ergießt, und auf den die Felsen und Wälder der Albhöhe niederschauen. Gegen Mittag schlingen sich bei günstiger Sonne, wenn man den Fällen ganz nahe getreten ist, durch den Wasserstaub die Edelgesteine eines oft wiederholten Regenbogens. Ein wildes Gehölz umgibt den Schauplatz der Scene; eine köstliche Gruppe überhangender Bäume überspiegelt sich oben am Rande in dem hervorspringenden Wasserbogen, dessen Fall gegen 80 Fuß betragen mag. Der Platz oberhalb des Wasserfalles, auf der sogenannten schönen Wiese, übertrifft an düstrer Abgeschiedenheit Alles, was man in diesen stillen Bergen findet, und doch ist der Hinunterblick auf den ruhigen Grund in das jungfräuliche, unbewohnte Thal unaussprechlich befriedigend. Man freut sich der ungestörtesten Einsamkeit, und nur der Blick auf die Burgtrümmer Hohenurachs im Hintergrunde mahnt an das Leben hinabgegangener Geschlechter.

Hier lebt und webt die Natur noch in ihrer alten Kraft und Stille, ja die Wunder der ewigen Gerechtigkeit wiederholen sich noch heutigen Tages hier

auf diesen Höhen, in diesen Gründen. Ein reicher Bauer aus der Umgegend hatte seine Geliebte zu Urach vor Gericht verläugnet und geschworen, nicht auf dem Bette sterben zu wollen, wenn er löge. Dann ging er den steilen Gebirgspfad empor, seiner Heimath zu —

Er ließ die Magd wohl weinen
Und an der Brust den Kleinen!

Was murrst du alter Wasserfall?
Was schüttelt ihr die Häupter all',
Ihr Eichen und ihr Buchen?
Ihr Winde, wen kommt ihr suchen?

Die hohen Felsen stehn zu Hauf,
Sie heben den weißen Finger auf,
Die Bauern alle, die andern,
Mit Eile, mit Eile wandern.

Der Eine schleichet hinterher,
Sein Athem wird ihm kurz und schwer,
Zu des Gesteines Klötzen
Geht er, sich hinzusetzen.

Vergebens warten auf ihn die Wandergenossen.

Zuletzt im Regen und im Wind
Die Dirne kommt mit ihrem Kind,
Ihr ist, als ob es riefe
Wehklagend aus der Tiefe.

Da schleicht der Mond vor, ihr zu leuchten, und zeigt ihr im feuchten Grunde, zwischen Strauch und Baum, zwischen Fels und Wasserschaum, zerschellt und röchelnd, den Ungetreuen.*)

Wir verlassen diese Einsamkeit und nähern uns auf der Landstraße der Veste Hohenurach wieder. Dieser stumpfe Bergeskegel, von seinem Fuß an mit Wald bewachsen, steht von drei Seiten ganz frei und selbst die vierte, wo er gegen Süden mit dem höheren Gebirge zusammenhängt, hat eine solche Vertiefung, daß er dadurch zu einem ganz abgesonderten Berge wird.

Die Burg, mehr als 2000 pariser Fuß über der Meeresfläche gelegen, beherrschte den ganzen Rücken des Berges und bot gegen die südliche Alb drei Terassen dar: die untere Burg auf dem hintern, steil abstürzenden Felsrücken, mit einer in die Felsen gehauenen Brustwehr, in deren Schutze die Burgkapelle stand; dicht über dieser die obere Burg mit hohem Bollwerk, mit Halbmonden auf den vier Ecken und einem starken hohen Thurm, der den Haupteingang bedeckt; endlich über dem Bollwerk auf dem vordersten Felsengipfel die innere Burg, das eigentliche Schloß, welches die Stirn in das Hauptthal hinabwies. Der einzige Eingang in die obere Burg ist in der östlichen, der Stadt zugekehrten Ecke. Vor dem Hauptthore, welches auf das Bollwerk führt, ist ein breiter tiefer Graben in Felsen gesprengt. Der Umfang der innern Burg war nicht von Bedeutung. Der Schloßhof beschrieb ein unregelmäßiges Viereck. Zwei Hauptgebäude umzogen die nördliche und öst-

*) S. die Romanze der Schwur; G. Schwab's Gedichte. I. S. 325 f.

liche Seite; auf der Westseite lief eine hohe Mauer mit einem Thurm im Innern des Hofes; die Seite gegen das Bollwerk schloß der feste, mit einer wehrhaften Plattform bedeckte Eingang. An den äußern Ecken standen sehr feste Thürme; zudem umlief die ganze innere Burg ein mit vielen Thürmen besetzter Zwinger.

Das Alles liegt jetzt in Trümmern, ist aber auch als Ruine noch groß:

Aus des Gebirges Kerkern
Schaut Urach ernst herab,
Mit morschen Thurmeserkern,
Mit seines Dichters Grab. *)

Dieser Dichter ist Nikodemus Frischlin, der von den „Hofteufeln", dem Adel, eifersüchtigen Mitlehrern und endlich den Fürstendienern, die „der Könige lange Hand gebrauchten," verfolgt, seines Lehrersitzes in Tübingen verlustig, auf der Flucht, aus der er Libellen geschleudert hatte, ergriffen, auf dieser Bergveste eingekerkert ward und freiheitsuchend an den Felsen zerschellte (1590).

Ihn schlossen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Er doch, voll Kraft, zerbrach den Felsenstein
Und ließ sich abwärts am unsichern Bande.
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffingst, schützend, voll Erbarmen! **)

Die Erde hat ihn wenigstens lange labend in ihrem Schoße bewahrt, denn im J. 1755 ward auf dem Kirchhofe zu Urach ein eichener Sarg aufgegraben, in welchem der zerschlagene Leichnam, sonst noch unversehrt, eine Papierrolle in der linken Hand und in ein gelehrtes Staatskleid eingehüllt, gefunden wurde. Er hatte also doch ein ehrendes Begräbniß erhalten, wenn anders die Zeugen sich in ihrem Funde nicht getäuscht haben.

Ein früherer Gast dieser Kerkerveste war, wenn Hohenurach hier nicht mit dem Schlosse der Stadt Urach verwechselt wird, der Vater des Herzogs Ulrich von Württemberg, der wahnsinnige Graf Heinrich, der im J. 1490 von seinem Bruder Eberhard im Bart hierher gelockt, in einen Ring geschlossen, sein früher Land und Leuten verderbliches Leben hier vertrauerte. Sein edles Gemahl Eva folgte ihm in diese wilde Einsamkeit, gebar ihm in der Gefangenschaft noch einen Sohn (1498), Georg, der durch seinen Sohn Herzog Friedrich I. Stammvater des jetzt blühenden württembergischen Hauses wurde, und wartete ihn getreulich ab bis zu seinem Tode (1519). Auch der berüchtigte Kanzler Enslin saß lange Zeit hier gefangen, bis er mit dem von

*) S. G. Schwab's Gedichte. I. S. 301.
**) Just. Kerners Dichtungen. S. 128.

ihm verführten Kommandanten der Burg am 22. Nov. auf dem Marktplatze zu Urach enthauptet ward.

Wer die Burg Hohenurach erbaut hat, ist unbekannt; wahrscheinlich Egon oder Egino I., der im 11ten Jahrhunderte lebte. Von seinen zwei Brüdern baute der erste, Egino; der zweite, Rudolph, vollendete die Burg Achalm. Die urkundliche Geschichte des Hauses Urach umfaßt zwei Jahrhunderte; es gehörte zu den ausgezeichnetsten und merkwürdigsten Schwabens. Schon der Sohn des Stifters, Konrad oder Kuno, brachte es bis zum Kardinal. Er war Begleiter des Pabstes Gregor VII., Zeuge der Scene zu Canossa und nachher einer der heftigsten Gegner Heinrichs V. Im J. 1111 hielt er als päbstlicher Legat zu Jerusalem eine Kirchenversammlung und sprach hier über den Kaiser den Bann aus, den er auf verschiedenen Synoden wiederholte; auch präsidirte er dem Concil zu Soissons, wo Abälards Proceß verhandelt wurde. Nur sein eigener Wille verhinderte, daß er nicht zum Pabst gewählt wurde. Sein Bruder Gebhard, Bischof von Speyer, liegt im Kloster Hirsau begraben. Von den spätern Grafen erhielt Egon V. nach einigem Kampfe durch seine Gemahlin Agnes im J. 1219 das Breisgau. Sein Erbe war sein ältester Sohn, Egon VI.; der zweite Sohn, Kuno, Bischof von Oporto und Kardinal, war einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, groß in weltlichen wie in geistlichen Geschäften. Als päbstlicher Legat hatte er in Frankreich, England und Deutschland die glänzendste Rolle gespielt. Auch er lehnte als Kardinal die Pabstwürde ab und zog sich nach einem langen geräuschvollen Leben in das stille Ermsthal auf Hohenurach, den Sitz seiner Väter, zurück. Hier mit dem Bau des Klosters Güterstein beschäftigt, erhielt er den beschwerlichen Auftrag, als Legat nach Palästina zu gehen, um dort einen Kreuzzug leiten zu helfen, und starb im J. 1230 auf der Reise. Egons VI. Enkel, Graf Berthold von Urach, wurde Stifter des Fürstenbergischen Hauses. Aber seine Linie erlosch mit ihm und mit ihm das Haus der Grafen von Urach. Die Grafschaft Urach mit Stadt und Burg ging jetzt, noch im dreizehnten Jahrhundert, durch Tausch an Würtemberg über. Graf Eberhard im Bart liebte Stadt und Veste und hauste oft in beiden. Grausam verwüstete die Burg der Herzog von Alba im schmalkaldischen Kriege (1547), und erst der baulustige Herzog Christoph stellte sie wieder her. Im 30jährigen Kriege war Hohenurach in schwedischen Händen und wehrte sich, als die Stadt längst übergeben war, hartnäckig gegen die Obersten des Feldmarschalls Gallas, und erst ganz ausgehungert erhielt die tapfere Besatzung ehrenvollen Abzug. Urach war das letzte Besitzthum, das nach dem westphälischen Frieden von den Oesterreichern dem rechtmäßigen Landesherrn wieder eingehändigt wurde. Während der französischen Ueberfälle von 1693 diente die Veste Vielen zum Asyl. Die erste große Beschädigung erhielt es durch den Blitzstrahl 1694. Seit dieser Zeit blieb es baufällig und sparsam besetzt, bis es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz zerfiel

und seine Steine zur Erbauung des benachbarten Jagdschlosses Grafeneck verwendet wurden.

Auf dem höchsten Punkte des Schlosses genießt man eine herrliche Aussicht in das Uracherthal, das durch seinen schmalen Durchbruch durch das Gebirge, seine waldigen Bergwände und seine Ausmündung in ein breites, ebneres Land viel Aehnlichkeit mit dem Heidelberger Thale hat. Die Fernsicht auf der Burg ist beschränkt, und zwischen den beiden Bergsäulen des sich erweiternden Thales blickt nur ein kleiner Abschnitt der fernen Fläche herein, deren Hintergrund das Schloß Hohenheim und die fruchtbaren Bergebenen vor Stuttgart bilden.

Das Städtchen Urach am östlichen Fuße der Burg, gewerbreich durch die Leinweberei, den Leinwandhandel und die Bleiche, von Herzog Friedrich I. seit 1597 hier eingeführt, bietet einiges Merkwürdige dar, darunter die alte Residenz des Grafen Eberhard im Bart, das von Graf Ludwig von Württemberg 1443 aufgeführte und von Eberhard im Bart aus Gelegenheit seiner Vermählung im J. 1474 verschönerte Schloß, das schon Martin Crusius herrlicher fand, „als man es von außen dafür ansieht", und einer königlichen Hofburg verglich. Die Wände des halbhölzernen Gebäudes sind mit üppigen Epheuranken bedeckt; in dem freistehenden Portal ist der Palmbaum des wallfahrenden Eberhard im Bart und sein eines Helden würdiger Sinnspruch: attempto (d. h. tento, ich wag' es!) farbig eingezeichnet. Im Innern zeigt unter vielen Zimmern ein großer Saal mit steinernem Boden uns die Brautbettstatt jenes Eberhard, und ein zierlich gemalter und vergoldeter Rittersaal, der äußerst geräumig ist, erinnert vielfach an jenen Fürsten, so wie an einige spätere Perioden der württembergischen Geschichte. In diesem Saale wurden bei der Hochzeit Eberhards mit einer Mantuanischen Prinzessin vierzehntausend Personen gespeist; der Wein lief aus einem Brunnen unmittelbar in dem Saal in die Becher. In der Hausflur sieht man das in Lebensgröße sehr schön geschnitzte Bild des wahnsinnigen Grafen Heinrich.

Außer dem Schlosse verdient der durch den edlen Eberhard gestiftete St. Amandushof Erwähnung; Herzog Christoph räumte denselben dem frommen Lutheraner Hans Ungnad, Freiherrn von Sonneg, ein, der, einst österreichischer Gesandter zu Constantinopel, jetzt ein Asyl in Tübingen gefunden hatte und zu Urach slavische Bibelübersetzungen und Drucke leiten wollte, mithin die erste Bibelanstalt gründete. Die Ironie des Schicksals vermachte seine Druckerei — der Propaganda zu Rom. Jetzt ist das Stift ein niederes evangelisches Seminar; seine Kirche, schon durch Eberhard im Bart zur Stadtkirche geworden, bewahrt den schön geschnitzten Kirchenstuhl Graf Eberhards. In dieser Kirche ließ Herzog Ulrich im J. 1537 ein Colloquium seiner Theologen halten, in dessen Folge alle Bilder aus den Kirchen entfernt wurden.

Das nahe Karthäuserkloster Güterstein, jetzt bis auf die Spur verschwunden (an seine Stelle ist ein Wasserwerk und in der Nähe ein Fohlenhof

getreten), hatte wahrscheinlich großen Antheil an der Sinnesänderung des edeln, aber in seiner Jugend rohen und ausschweifenden Eberhard. „Der alte Vater", ein Prior zu Güterstein, besaß sein ganzes Zutrauen, und als die Reue ihn nach dem heiligen Grabe trieb, legte er hier sein Testament nieder und empfing knieend des alten Vaters Segen.

So erinnert fast Alles in Urach und in der Umgegend an den ersten Herzog Württembergs, den herrlichen Fürsten, dem der Pabst sein seltenstes Geschenk, die heilige Rose, zuerkannte, den der Kaiser selbst der Kaiserkrone würdig achtete, der den Wissenschaften ihren Sitz in Tübingen gründete, der in einer schweren und mißtrauensvollen Zeit sich rühmen konnte, ruhig sein Haupt im wilden Walde in jedes Unterthanen Schoß legen zu können, und der auf seinem Sterbelager sprach: „So Jemand ist, dem wider Billigkeit meine Regierung schwer und ungerecht gewesen, dem soll es mit aller meiner Habe ersetzt werden; und wenn Dir damit, mein gnädiger Gott und Schöpfer, noch nicht genug gethan ist, so ist hier mein Leib: züchtige ihn und mach ihn zu einem Sühnopfer!"

Schlößchen Lichtenstein.

In einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels, als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schlößlein Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein.

In dieser abgeschiednen Au
Da baut' es eine Ritterfrau;
Sie war der Welt und Menschen satt,
Auf den Bergen sucht sie eine Statt.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seite gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen sein.

So kann es trotzen Wetter und Sturm,
Die Frau wohnt sicher auf ihrem Thurm,
Sie schauet tief ins Thal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie ins Grab.

„Die blaue Luft, der Sonnenschein,"
Spricht sie, „der Wälder Klang ist mein,
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch bestellt."*)

---

*) Diese und die folgenden Verse aus der Romanze Schloß Lichtenstein; G. Schwab's Gedichte. I. S. 319 ff.

Seitdem wohnten lauter Menschenfeinde auf der Burg und einer von ihnen hat den von den Menschen vertriebenen Herzog Ulrich in seinem Felsenneste aufgenommen.

Er zeiget ihm das finstre Thal,
Das weit sich dehnt im Mondenstrahl.

Der Herzog schaut hinunter lang,
Er spricht mit einem Seufzer bang:
„Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegst du, mein Land!“

„„Auf meiner Burg, Herr Herzog, ja,
Ist Erde fern, doch Himmel nah;
Wer schaut hinauf und wohnt nicht gern
Im Himmelreich von Mond und Stern?““

Hier lernt der verstoßene Herzog mit dem Himmel umgehen und wird aus einem Menschenfeind und Unterthanenquäler zu einem Freunde von Gott und Welt umgeschaffen.

Wie hat er erworben solche Gunst?
Wo hat er erlernet solche Kunst?
In des Himmels Buch, auf Lichtenstein,
Da hat er's gelesen im Sternenschein!

* *
*

Das Schloß zerfiel, es ward daraus
Ein leichtgezimmert Försterhaus;
Doch schonet sein des Windes Stoß,
Meint, es sei noch das alte Schloß.

Wenig mehr als diese Romanze weiß auch die Geschichte von dem durch seine ganz eigenthümliche Lage vor allen andern Albpunkten ausgezeichneten „Lichtensteiner Schlößlein“, welchen Titel die Jägerwohnung von der alten Burg noch heutzutage entlehnt, zu sagen. Die Burg war Eigenthum und Sitz der Herrn von Lichtenstein, die seit 1243 mehrfach vorkommen, auch mehre Schlösser dieses Namens besessen zu haben scheinen. Im J. 1389 bedienten sich Anselm und Schwenger von Lichtenstein „scharfer und ehrenrühriger Wort'“ wider die Reutlinger, die sich dann im Städtekrieg in den Besitz von Lichtenstein setzten, das aber bald württembergisches Lehen wurde. Crusius beschreibt uns die alte Gestalt des Schlosses genau und erzählt: „Am untern Theil des Schlosses sind Festungswerke, auf alte Art gebaut; etwas höher ein herrlicher Pferdestall und kleine Kammern anstatt des Kellers; Alles in Felsen gehauen. Wenn man die Stiege hinaufgeht, findet man eine weite und helle Stube mit gegossenem Boden; vor derselben sind Doppelhaken in der Wand. Im obern Stockwerk ist ein überaus schöner Saal, rings herum mit Fenstern, aus welchen man bis an den Asberg (bei Ludwigsburg) sehen kann: darin hat der vertriebene Fürst Ulrich von Württemberg öfters

gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam und nur sagte: „der Mann ist da," so wurde er eingelassen."

In dieser Gestalt stand das Schloß bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo es abgerissen und mit Beibehaltung der alten ganz in den Fels hineingebauten Grundlagen von Mauern und Thürmen eine freundliche blanke Försterwohnung an seine Stelle gesetzt wurde. Die alte Burg lebt nur noch in unserer Romanze, in alten Handzeichnungen, in der Chronik des Crusius, vor allen Dingen aber seit zehn Jahren in dem allgelesenen schönen Roman des frühverstorbenen schwäbischen Dichters Wilhelm Hauff. Dieser bevölkerte das Schlößchen mit einem alten Ritter von Lichtenstein und seiner lieblichen Tochter Bertha, und ließ, der Sage getreu, den verjagten Herzog Ulrich hier und in der benachbarten Nebelhöhle verborgen sein und gepflegt werden.

Auf Crusius gestützt, entwirft uns Hauff, wo er seinen jungen Helden Georg von Sturmfeder, nach einem schlimmen Abenteuer, auf Lichtenstein seine Bertha, den alten Vater, den unerkannten Herzog und den treuen Pfeifer von Hardt finden läßt, folgende höchst lebendige Beschreibung des Schlößchens:

„Georg hatte indeß Zeit genug, das Schloß und seine Umgebungen zu betrachten. War ihm schon in der Nacht beim ungewissen Scheine des Mondes die kühne Bauart dieser Burg aufgefallen, so staunte er jetzt noch mehr, als er sie vom hellen Tage beleuchtet anschaute. Wie ein kolossaler Münsterthurm steigt aus einem tiefen Albthal ein schöner Felsen frei und kühn empor. Weit ab liegt alles feste Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weggespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt oder eine Wasserfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespült. Selbst an der Seite von Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, daß nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte. Wie das Nest eines Vogels auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Thurms gebaut, hing das Schlößchen auf dem Felsen; es konnte oben keinen sehr großen Raum haben, denn außer einem Thurme sah man nur eine befestigte Wohnung; aber die vielen Schießscharten im untern Theile des Gebäudes und mehre weite Oeffnungen, aus denen die Mündungen von schwerem Geschütz hervorragten, zeigten, daß es wohlverwahrt und trotz seines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Veste sei. Und wenn ihm die vielen hellen Fenster des obern Stockes ein freies luftiges Ansehen verliehen, so zeigten doch die ungeheuern Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felsen verwachsen schienen und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieselbe braungelbe Farbe wie die Steinmasse, worauf sie ruhten, angenommen hatten, daß es auf festem Grunde wurzle und weder vor

der Gewalt der Elemente, noch dem Sturm der Menschen erzittern werde.“ Georg geht mit dem Pfeifer über die Zugbrücke; dann gelangen sie an das innere Thor. „Es war nach alter Art, tief, stark gebaut und mit Fallgattern, Oeffnungen für siedendes Oel und Wasser und allen jenen sinnreichen Vertheidigungsmitteln versehen, womit man in den guten alten Zeiten den stürmenden Feind, wenn er sich der Brücke bemeistert haben sollte, abhielt. Doch die ungeheuern Mauern und Befestigungen, die sich von dem Thor an rings um das Haus zogen, verdankte Lichtenstein nicht der Kunst allein, sondern auch der Natur; denn ganze Felsen waren in die Mauerlinie gezogen und selbst der schöne geräumige Pferdestall und die kühlen Kammern, die statt des Kellers dienten, waren in den Felsen eingehauen. Ein bequemer gewundener Schneckengang führte in die oberen Theile des Hauses, und auch dort waren kriegerische Vertheidigungen nicht vergessen; denn auf dem Vorplatz, der zu den Zimmern führte, wo in andern Wohnungen häusliche Geräthschaften aufgestellt sind, waren hier furchtbare Doppelhaken und Kisten mit Stückkugeln aufgepflanzt. Von hier ging es noch einmal aufwärts in den zweiten Stock, wo ein überaus schöner Saal, ringsum mit hellen Fenstern, den Ritter von Lichtenstein und seinen Gast aufnahm.“ *)

Wo im alten Schlosse jener Saal stand, da hängt jetzt, ebenfalls im zweiten Stocke des Schlößchens, das Fremdenzimmer in der Luft und eröffnet den freien Blick in das wundervolle Thal, an dem gewiß auch das verwöhnteste Auge Wohlgefallen finden wird. Von dem schroffen Fels herab mißt der Blick eine Tiefe von wenigstens dreihundert Klaftern, welche, von dem Waldbache der Echag gebildet, etwa eine halbe Viertelstunde breit, rechts und links von waldigen Alpen umlagert, sich eine Meile in die Länge zieht und mit drei lachenden Dörfern, immer wasserfrischen grünen Wiesen und wohlvertheilten Obstpflanzungen besetzt ist. In der Höhe das wildeste Gebüsch mit Wald und Fels, rechts und links die rauheste Alb; im Hintergrund ein isolirter Bergrücken, hinter dem der vulkanische Gipfel der Achalm hervorblickt, so neugierig, als könnte er scheu jeden Augenblick sich wieder hinter den Vorderberg zu Grunde bücken; rechts und links verliert sich die lachende hügelige Breite bis gegen Hohenheim und die stuttgarter Höhen in den buntesten Farben, bis zur bleichsten Bläue verschmolzen.

In diesen Richtungen liegen in der Nähe die Städte Pfullingen und Reutlingen; links von dem Beschauer, etwas ferner, hinter der Bergwand, Tübingen; in seinem Rücken, von Waldfläche gedeckt, Hohenzollern und Hechingen. Aber wer den obersten Boden des Hauses zu besteigen nicht scheut, der wird durch ein zerbrechliches Fenster mit bewaffnetem Auge gegen Südost eine ganze Kette von vorarlberger und Schweizer-Alpen bis zum Säutis

---

*) W. Hauffs Schriften. VI. S. 23 ff.

und Glarnisch hin, aus weiter Ferne, schneebedeckt, mit Staunen sich entgegen schimmern sehen.

Der Förster, der diese vereinzelte Warte bewohnt, seufzt Jahr aus Jahr ein über die Einsamkeit der Werktage, die Wuth der Stürme, die Strenge endloser Winter und die Kürze lieblicher Sommer. An dem schönsten Frühlingstage des Jahres, dem Feste der Freude, dem Pfingstmontag, wogt jedoch der Strom des geselligen Lebens auf einmal bis über Bord dieser im Luftmeer einsam schwimmenden Arche. Da wird die benachbarte Nebelhöhle beleuchtet, und aus Ober- und Unterland kommt eine unzählige Menge fröhlicher Gäste zusammengeströmt, die Jungen, um die Wunder der hiesigen Umgegend zum ersten Male zu genießen, die Alten, um in Erinnerungen der Natur und der Freundschaft einen frohen Tag sich rückwärts zu versenken. Erst aus der Tiefe von Pfullingen zu Wagen und Roß, von Unterhausen zu Fuß durch einen Bergspalt jedenfalls mühsam emporgekommen, lagert man sich auf einer ebenen Albwiese, dem begrünten Dache der Höhle; dann wird die von unzähligen Lichtern funkelnde Höhle besucht; endlich schlendern Karawanen um Karawanen durch den Wald der Hochfläche, bis selbst denen, die zum zehnten Male hier pilgern, unerwartet die Waldebene am Abgrund aufhört und das steile Schloß mit seinem tiefen Thale dahinter, nur über eine Zugbrücke zu erobern, vor den Wanderern emporsteigt.

Und einsam ist es jetzt nicht mehr,
Es kommt der Gäste fröhlich Heer,
Aus einer Höhle kommen sie,
Doch Menschenfeinde sind es nie.

Manch holdes Mädchenangesicht
Läßt leuchten seiner Augen Licht;
Da führt mit Recht in solchem Schein
Das Schloß den Namen Lichtenstein.

Die Männer stolz, die Mägdlein frisch,
Sie sitzen all' um Einen Tisch,
Die Erde lächelt herauf so hold,
Es strahlt am Himmel der Sonne Gold.

Sie spenden von des Weines Thau
Dem Herzog und der Edelfrau,
Sie bitten sie, dies Schlößlein gut
Zu nehmen in ihre fromme Hut.

Und ziehn sie ab mit einer Brust
Voll Gotteslieb und Menschenlust,
Dann steht in spätem Sternenschein
Einsam und selig der Lichtenstein.

Die Nebelhöhle.

Die malerischen Schönheiten Schwabens beschränken sich nicht auf seine Oberfläche, sie setzen sich selbst unter dem Boden fort; keine Provinz Deutschlands ist so reich an unterirdischen Grotten und größeren Höhlen; ja fast jedes Jahr setzt die Entdeckung eine neue hinzu; und selbst hier, wo man es

weniger erwarten sollte, herrscht das Gesetz der größten Mannigfaltigkeit, und die Stalaktiten der verschiedenen Höhlen zerfallen in Geschlechter und Arten wie die Blumen und Früchte, die am Fuße dieser Gebirgsgrotten in den lieblichen Thälern blühen und reifen.

Das ältestbekannte, berühmteste und imposanteste von diesen Subterraneen ist die Nebelhöhle, obgleich sie durch die jährliche Beleuchtung mit viel tausend Talglichtern viel vom feenartigen Schimmer der Tropfsteine verloren hat und in dieser Hinsicht mit ihren jüngeren oder doch frischeren Schwestern sich nicht messen darf.

Der alte bescheidene Name, den das Volk der Höhle gegeben hat, ist Nebelloch und rührt wahrscheinlich von ihren Ausdünstungen her. Der bekannte deutsche Reisende Keysler machte vor hundert Jahren auch das Ausland mit dieser Höhle bekannt, beschrieb sie und wies auch ihre große Aehnlichkeit mit der Baumannshöhle nach. Schon er berechnete die Länge sämmtlicher unterirdischen Grotten und Gänge von dem äußersten Eingange bis an den Ort, wo man von diesem am weitesten entfernt ist, auf 488 Fuß. Seitdem ist sie oft und genau untersucht und vielfach beschrieben worden.

Die Höhle liegt drei Stunden oberhalb Reutlingen an dem Ende eines Seitenthälchens von Oberhausen, an der Seite eines hohen waldigen Bergfelsens, der Stellenberg genannt. Ihr großer portalmäßiger Eingang ist mit einer gewöhnlich verschlossenen Thür versehen, zu welcher Pfullingen und das nähere Dörfchen Oberhausen die Schlüssel verwahren. Dieser Eingang öffnet sich gegen Nordost an der steilen felsigen Waldwand, ungefähr 140 Fuß unter dem Rande des Gebirges und 2457 Fuß über der Meeresfläche, zwischen bemoosten Felsen. Die Höhle selbst besteht aus mehren Abtheilungen, der untern, der obern und den zwei kleinern obern Höhlen. Die untere Höhle theilt sich wieder in die vordere und hintere Höhle, welche beide nur durch einen schmalen Durchgang verbunden sind. Die Hauptrichtung der ganzen Höhle geht von Südost nach Nordwest; ihre Länge beträgt 540 Fuß, wovon 315 Fuß auf die vordere und 225 Fuß auf die hintere Höhle kommen; ihre mittlere Breite hat 75 Fuß, ihre Höhe steigt bis auf ungefähr 70 Fuß.

Durch den Eingang steigt man auf einer Treppe von 68 Stufen, welche 1803 an die Stelle des sehr beschwerlichen und schlüpfrigen Weges gesetzt worden ist, hinab und kommt dann in die vordere Höhle. Noch auf der Treppe erweitert sich die Höhle zu einem hohen Gewölbe, das schornsteinartig über 50 Fuß in die Höhe steigt und oben eine kleine Oeffnung hat, durch welche ein schwacher Schimmer des Tageslichts hereinfällt. Die Wirkung desselben verliert sich aber bald, und mit stillem Staunen langt man in der Tiefe der finstern und geheimnißvollen Unterwelt an und sieht sich hier von einer großen an 40 Fuß hohen Halle umfangen. Links von hier breitet sich eine weite Kammer von mehr als 100 Fuß Tiefe aus, an deren Ende gleichsam

ein Wasserfall von Tropfsteinen aus der Wand hervorbricht. Die Hauptausdehnung der Höhle geht rechts gegen Nordwest. Der durch Brücken erleichterte Weg führt über Felsen und Tiefen. Auf der ersten Brücke sieht man wundersame Tropfsteine, „den Bären" und „den Handscherben", eine gewöhnlich mit Wasser gefüllte Tropfsteinschüssel. Später gelangt man an eine große freistehende Felsengruppe von den schönsten Tropfsteinen, welche in ihrer Mitte einen schauerlichen Kessel einschließt. Hier theilt sich der Weg in zwei Gänge, wovon der eine links in „die Grotte" führt, wo die glänzendsten und wunderlichsten Tropfsteingebilde, „Kapelle, Kanzel, Altar, Orgel sammt Vorhängen und Deckenverzierungen, Heiligenbilder in Nischen und Felsenritzen", sich zeigen; hier ist auch der größte Wasserbehälter, und bald folgt das Ende der Höhle.

Der Gang rechts führt über zwei Brücken zu einem schmalen Durchgang und damit in die hintere Höhle, die sich gleich beim Eingang in einer Höhe von 20 — 30 Fuß und in einer Breite von 40 — 50 Fuß ausdehnt, und wo uns zuerst der Taufstein begegnet. Nach 150 Schritten trennt sich diese minder merkwürdige Höhle in zwei Aeste und setzt sich von beiden aus in einem oberen Stockwerke fort. Diese obere schwer zugängliche Höhle dehnt sich wieder von Südost nach Nordwest und kann zum Theil nur erklettert und mit Leitern befahren werden. Sie besteht aus vier Haupttheilen, wovon ein Gewölbe rechts reich an den sonderbarsten Tropfsteingestalten ist. Endlich finden sich im Norden der hintern Höhle zwei mühsam zu ersteigende kleine Höhlenkammern; in der Wandspalte einer derselben ward ein Knochen von einem menschlichen Schenkelbein gefunden. Die ganze Höhle befindet sich in Jurakalkstein, und die darin vorkommenden Mineralien sind fast lauter Erzeugnisse von aufgelösten Theilen dieses Kalksteins: Mondmilch, Fadenstein, Kalkspath, Stalaktiten. Auch will man verschiedene Versteinerungen darin gefunden haben. Die Temperatur der Höhle ist 4,8° R.*)

Wir entlehnen zur Ergänzung des vorliegenden Bildes die Farben abermals dem Dichter, dem wir schon eine so lebendige Schilderung Lichtensteins verdanken. Denn auch in diese Finsternisse ist die Poesie hinabgedrungen. Mit Recht rühmt Uhland diese vaterländischen Schilderungen des jungen Dichters in seinen schönen Versen „auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden".**)

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists — räthselhafte Formen schafft:

---

*) Vergl. Memmingers Beschr. v. Reutlingen S. 12—21.
**) Gedichte. 10te Aufl. S. 157.

Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sah'n wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt' und Kluft versteckt,
Ward zu beseeltem Menschenwort erweckt.

Die Scene, in welcher Hauff seinen Helden durch den Pfeifer von Hardt dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in die Nebelhöhle zuführen läßt, gehört zu den schönsten und phantasiereichsten seines Romans Lichtenstein. Dort wird der Eintritt Georgs von Sturmfeder in die Höhle folgendermaßen beschrieben: *)

„Der Mann von Hardt ergriff eine der Fackeln und bat den Jüngling, die andere zu tragen; denn ihr Weg sei dunkel und hie und da nicht ohne Gefahr. Nachdem er diese Warnung geflüstert, schritt er voran durch das dunkle Thor.

Georg hatte eine niedere Erdschlucht erwartet, kurz und eng, dem Lager der Thiere gleich, wie er sie in den Forsten seiner Heimath hin und wieder gesehen; aber wie erstaunte er, als die erhabenen Hallen eines unterirdischen Palastes vor seinen Augen sich aufthaten. Er hatte in seiner Kindheit aus dem Munde eines Knappen, dessen Urgroßvater in Palästina in Gefangenschaft gerathen war, ein Mährchen gehört, das von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden; dort war ein Knabe von einem bösen Zauberer unter die Erde geschickt worden in einen Palast, dessen erhabene Schönheit Alles übertraf, was der Knabe je über der Erde gesehen hatte. Was die kühne Phantasie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches erfinden konnte, goldene Säulen mit krystallenen Kapitälern, gewölbte Kuppeln von Smaragden und Saphiren, diamantne Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendeten: Alles war jener unterirdischen Wohnung der Genien beigelegt. Diese Sage, die sich der kindischen Einbildungskraft tief eingedrückt, lebte auf und verwirklichte sich vor den Blicken des staunenden Jünglings. Alle Augenblicke stand er still, von Neuem überrascht, hielt die Fackel hoch und staunte und bewunderte; denn in hohen majestätisch gewölbten Bogen zog sich der Höhlengang hin und flimmerte und blitzte wie von tausend Krystallen und Diamanten. Aber noch größere Ueberraschung stand ihm bevor, als sich sein Führer links wandte und ihn in eine weite Grotte führte, die wie der festlich geschmückte Saal des unterirdischen Palastes anzusehen war. Sein Führer mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieses Wunderwerk der Natur auf die Seele des Jünglings machte. Er nahm ihm die Fackel aus der Hand, stieg auf einen hervorspringenden Felsen und beleuchtete so einen großen Theil dieser Grotte.

Glänzend weiße Felsen faßten die Wände ein, Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdische Auge staunte, bildeten die glänzende

*) Hauffs Werke. V. S. 84 ff.

Kuppel; der Tropfstein, aus dem die Höhle gebildet war, hing voll von Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als silberreine Quellen in krystallenen Schalen sich sammelten. In grotesken Gestalten standen Felsen umher, und die aufgeregte Phantasie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald große Altäre mit reicher Draperie und gothisch verzierte Kanzeln zu sehen. Selbst die Orgel fehlte dem unterirdischen Dome nicht, und die wechselnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin und herzogen, schienen geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Nischen bald auf-, bald zuzudecken.

Der Führer stieg, nachdem er das Auge des Jünglings für hinlänglich gesättigt halten mochte, wieder herab von seinem Felsen. „Das ist die Nebelhöhle," sprach er; „man kennt sie wenig im Land und nur den Jägern und Hirten ist sie bekannt; doch wagen es nicht viele, hereinzugehen, weil man allerlei böse Geschichten von diesen Kammern der Gespenster weiß. Einem, der die Höhle nicht genau kennt, möchte ich nicht rathen, sich herabzuwagen; sie hat tiefe Schlünde und unterirdische Wasser, aus denen Keiner mehr ans Licht kommt. Auch gibt es geheime Gänge und Kammern, die nur fünf Männern bekannt sind, die jetzt leben.

„Und der geächtete Ritter?" fragte Georg. — „Nehmt die Fackel und folgt mir," antwortete jener und schritt voran in einen Seitengang. Sie waren wieder etwa zwanzig Schritte gegangen, als Georg die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte. Er machte seinen Führer darauf aufmerksam.

„Das ist Gesang," entgegnete dieser, „der tönt in diesen Gewölben gar lieblich und voll. Wenn zwei oder drei Männer singen, so lautet es, als sänge ein ganzer Chor Mönche die Hora." — Immer vernehmlicher tönte der Gesang; je näher sie kamen, desto deutlicher wurden die Biegungen einer angenehmen Melodie. Sie bogen um eine Felsenecke, und von oben herab tönte ganz nahe die Stimme des Singenden (Ulrichs), brach sich an den zackigen Felswänden in vielfachem Echo, bis sie sich verschwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und mit dem Murmeln eines unterirdischen Wasserfalles mischte, der sich in eine dunkle geheimnißvolle Tiefe ergoß."

Die Männer lauschten und verstanden durch das Echo und das Gemurmel der Wasser etwa folgende Worte, die der Geächtete sang:

Vom Thurme, wo ich oft gesehen
Hernieder auf ein schönes Land,
Vom Thurme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner stand:
Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Loos,
Er birgt besiegt und ungerochen
Sich in der Erde tiefstem Schoß.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durchs Gefild,

Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das sie pirschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiß des Hirschen,
Und sein Geweih steht ihnen an.

Die Mörder ha'n in Berg und Haide
Auf mich die Armbrust aufgespannt;
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brot.

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth! noch ist nicht All's verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht; ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
„Er war ein Mann und wankte nicht!"

Dieses schöne Lied ist von Fräulein Emilie Zumsteeg, der Tochter des bekannten Komponisten, vortrefflich in Musik gesetzt worden, und seine originelle Melodie verdient wohl eine allgemeinere Verbreitung.

Was in Hauffs Roman von der Höhle gesagt worden, ist Alles ganz nach der Natur geschildert. Dem Dichter Wilhelm Hauff selbst tönte der Gesang einer zahlreichen akademischen Jugend, die von seiner Dichtung begeistert war, in seinem letzten Lebenssommer, in welchem er in diese Höhle und später in das Grab hinabstieg, aus den unterirdischen Grotten entgegen und endigte in ein hundertstimmiges stürmisches Lebehoch, dessen Echo gar nicht verhallen wollte. Da heißt es recht:*)

Dort lassen lust'ge Zecher
Sich auf der Felsbank nieder,
Sie schwingen volle Becher
Und singen trunkne Lieder.
Nie klang die Grotte so wie heut'
Von Feuerlärm und Sturmgeläut!

Burg Hohenzollern.

Zwei Gebirgskegel treten aus der langen Reihe der schwäbischen Albhöhen weithin sichtbar hervor; am östlichen Ende der dem Freunde dieses

*) Aus Uhlands Glockenhöhle. Ged. X. Aufl. S. 475.

Werkes schon vorübergeführte Hohenstaufen, auf dessen kahlem Gipfel, nur dem geistigen Auge sichtbar, aber für dieses unzerstörlich, die Burg eines längst verschwundenen Geschlechts unsterblicher Herrscher thront; gegen das Westende desselben Gebirges Hohenzollern, die mit Trümmern gekrönte Bergwiege eines blühenden Königsstammes. Dieses letztere einst sehr feste Bergschloß liegt eine halbe Stunde von Hechingen, der kleinen Residenz des Fürstenthums Hohenzollern-Hechingen, auf einem freistehenden kegelförmigen Berge, der gegen 800 Fuß hoch ist. Den Gipfel bildet ein Kalkfelsen, dessen Seiten überall senkrecht abgeschnitten sind. Zu dieser Spitze, welche das Schloß trägt, führt nur ein einziger mit Brücken verbundener Zugang, und die Veste war noch überdies absatzweise durch neun stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt. Das Schloß selbst bildet ein längliches Viereck und besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln, an dem die südöstliche Seite, deren Flügel längst eingestürzt ist, mit Ausnahme der Kirche, offen steht. Rechts hat der Eintretende hier das Zeughaus, in welchem einiges Geschütz und eine sehenswerthe Waffensammlung des Mittelalters aufbewahrt wird, eiserne Panzer, Helme, Morgensterne, Spieße und was sonst von Waffen der veränderte Kriegsgebrauch längst unnütz gemacht hat. Darunter zeichnen sich einige schön von Stahl gearbeitete und mit Zierrathen versehene Rüstungen der Grafen von Hohenzollern besonders aus. Das Ganze ist in einem alten Saale aufbewahrt. Neben diesem Zeughause sind zwei Mühlen über einander, von eigenthümlichem Mechanismus, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschen in Bewegung gesetzt wurde. Jenem Hause gegenüber steht links, unansehnlich, doch nicht ungeräumig, die Burgkapelle, das älteste Gebäude des Schlosses; denn ihre Erbauung fällt gewiß schon ins eilfte Jahrhundert. Die Festung hatte keinen Brunnen mit lebendigem Wasser; eine große gemauerte Cisterne, welche die abgeleitete Traufe der Dächer auffing, vertrat für die Bewohner seine Stelle. Den übrigen Theil des Schlosses nehmen hohe und geräumige Zimmer und Säle ein, die jedoch nichts Bedeutendes darbieten. Im Hofe des Schlosses stehen ein Paar alte welkende Bäume. Mühevoll in den Felsen gehauene Gewölbe ziehen sich unter der Oberfläche des Berges hin. Das Ganze der Burg war schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem gänzlichen Verfalle nah, und das topographische Lexikon Schwabens aus jener Zeit sagt mit Bedauern, daß bald dieses berühmte preußische Stammschloß zu einem Schutthaufen geworden sein werde.

Seitdem hat sich die hohe Regentenfamilie, welche dieser Burg entsprossen ist, des Hauses ihrer Väter angenommen, nachdem S. K. Hoheit der Kronprinz von Preußen im Sommer 1823 einen Abend auf seinem ahnherrlichen Schlosse verweilt hatte. Die Wohnungen sind erneuert und wieder in baulichen Stand gesetzt und dem Ganzen ist ein hoher steinerner Thurm hinzugefügt worden, der die sonst wenig sich in die Höhe thürmenden Ruinen hebt und eine unermeßliche Aussicht über Berge, Thäler und Flächen eröffnet.

Westen, Norden und Nordosten liegen ganz offen da; der Süden bietet uns die Albkette mit einem Kranze der schönsten Wälder entgegen und ihre Berge lagern sich in amphitheatralischem Halbrund vor dem gern auf ihnen ausruhenden Auge.

Das Geschlecht der Hohenzollern verliert sich in graue und unkenntliche Ferne; die Sage fabelt bald von einem Grafen Meginhard, der schon im fünften Jahrhundert gelebt und aus geistlichem Drange sich in eine wilde Einöde der Schweiz zurückgezogen habe, bald von einem italienischen Grafen Ferfried aus der berühmten römischen Familie der Colonna, der in den Parteiungen jener Zeit Italien verlassen habe und vom Kaiser um 1040 mit dieser Burg und einigen Reichs z ö l l e n belehnt worden sei. Andere leiten den Ursprung des Hauses von den Guelfen ab und halten einen Abkömmling des fränkischen Königs Pharamund, Ethiko I., genannt Adelreich, der zu Anfang des achten Jahrhunderts Herzog im Elsaß und Alemannien war, für den gemeinschaftlichen Stammvater der erlauchten Häuser Habsburg, Lothringen, Baden und Hohenzollern. Sein jüngerer Sohn, Ethiko II., genannt Haching, soll die Stadt Hechingen gebaut haben; des ältern Sohnes, Adelbert, Urenkel war Thassilo, der erste, den die Geschichte mit Gewißheit als Grafen von Zollern bezeichnet und der um das J. 800 nach Chr. lebte. Die Burg Hohenzollern — castrum in colle —, vermuthet man, stand damals schon; Thassilo kam mit ihrem Erwerbe zugleich zu seinem Namen. Sein Sohn Thanko, ein tapferer Mann, der zu seiner Zeit im Kleinen hieß, was seine Nachkommen im Großen wurden, „ein Schiedsrichter über Krieg und Frieden", pflanzte den zollernschen Stamm fort. Das Geschlecht lief nun schon in mächtige Seitenlinien aus; das Stammschloß der Ahnen soll Thankos Ururenkel, Friedrich I. von Zollern, um 980 erneuert und erweitert haben. „Von diesem Friedle", sagt Münster in seiner Kosmographie, „meldt man nit vielle, ob er zu zit ist geweßt ain Kriegs- Hof- oder Husmann; alle achten ihn hiefür, daß er das Schloß Zollern geneuert und gebessert hab." Sein Enkel Friedrich III., um 1111 Kaiser Heinrichs V. oberster und geheimer Rath, war ein allgemein beliebter Mann seiner Zeit; Rudolph II. von Zollern, sein ältester Sohn, entschied, als ein muthiger Anhänger der Guelfen, die blutige Schlacht auf dem Wohred (Wöhrd) bei Tübingen (6. Septbr. 1164). Von dieser Zeit an theilte sich der zollernsche Stamm in zwei Aeste, wovon der eine in Franken das Haus der Burggrafen von Nürnberg gründete, der andere durch Rudolphs älteren Sohn Friedrich IV. die väterlichen Erbgüter in Schwaben erhielt. Die Geschichte erzählt jetzt mehr von dem fränkischen Aste, den Burggrafen. Ein solcher war im Gefolge des Königs Rudolph des Habsburgers unter den Belagerern Stuttgarts im J. 1286, während sein Vetter Friedrich Graf von Zollern die Stadt den verbündeten Grafen muthig vertheidigen half. Zu Anfang des 14ten Jahrhunderts sitzt auf Zollern Eitel Fritz III., der Eberhards des Erlauchten von Württemberg Tochter

Margaretha zur Ehe hatte. Ihr Erstgeborner, Friedrich V., genannt Ostertag von Zollern, war ein menschenfreundlicher jovialer Mann, der sich der Jagd und seines häuslichen Glückes freute; ein guter Reichssoldat dagegen war sein Sohn, Friedrich der Schwarze (VI.), bis er, vom Glück verlassen, in der Schlacht von Sempach fiel. Ein tragisches Schicksal hatte Friedrich VII. von Zollern, der Oettinger genannt († 1426), der auch die Burg Hohenzollern an Baden verpfändete. Er war ein Rath Graf Eberhards IV. von Württemberg gewesen. Seiner Wittwe, der herrschsüchtigen Gräfin Henriette, kündete er jedoch mit unhöflichen Worten den Dienst auf. Mit ihrer Feindschaft bedroht, ließ er das Wort fallen: „Kann mich auch ein giftiges Weibsbild verschlingen?" Darauf schrieb ihm die Gräfin — die Romanze mag es erzählen:*)

„Verschlingen alleweg will ich
Dein Gut, Dein Schloß, Dein Leben, Dich!
Kein feiges Weib, wie Du geglaubt,
Es traf Dein Spott ein Fürstenhaupt."

Nicht lange, so gerieth der Graf mit den Reichsstädten in Fehde und hielt muthig ihre Belagerung auf seiner Burg Hohenzollern aus:

Er zieht die Flügelbrück' empor,
Verriegelt wohl sein neunfach Thor;
Die Knechte führt er auf den Wall,
Sein Schuß bringt unten viel zu Fall.

Fröhlich zechte der Belagerte auf seiner Veste ein ganzes Jahr lang.

Da naht es schwarz wie neues Heer,
Zweitausend sind es oder mehr.
Der Knappe spricht: „Gnad' uns, o Christ!
Die württemberger Fahn' es ist!"

Der kühne Graf kämpft noch ein Jahr,
Bis Scheune leer und Keller war.
Er beißt die Lippen sich vor Wuth:
„Verschlungen hat sie doch mein Gut!"

Die Thore schließt er langsam auf.
Es zieht herein der Feinde Hauf;
Die Ulmer brechen Stein um Stein,
Die Württemberger lachen drein.

Nach Stuttgart führt man ihn zu Roß:
„Verschlungen habt Ihr, Frau, mein Schloß.
Ihr ließet mir kein Lösepfand;
Mein Leben steht in Eurer Hand."

Aber die Gräfin ließ ihn in einen finstern Thurm werfen.

---

*) Der Graf von Zollern. Schwabs schwäb. Alb. S. 43 ff.

Zehn Jahre wohnt der Graf in Graus,
Sein Haar wird grau, sein Blick löscht aus.
Da sinkt er traurig in das Knie:
„Verschlungen hat mein Leben sie!"

Endlich stirbt seine Feindin; der Befreite ermannt sich; Gott zu danken will er ins gelobte Land ziehen.

„Mich hat sie mir gelassen, mich!"
Er schwingt, wie sonst, zu Rosse sich,
Er fliegt durch die besonnte Flur
Und denkt an Gottes Fehde nur.

Er springt vom Roß, er steigt ins Schiff,
Er schwimmt vorbei am Felsenriff,
Er ist der erste auf dem Strand,
Er fasset das gelobte Land. —

Da spürt sein Odem erst die Gruft
Und seine Brust die Kerkerluft;
Die Kraft, im Innersten versehrt,
Ihr Letztes hat sie aufgezehrt.

Dem Knappen sinkt er in den Arm,
Der Morgenwind umhaucht ihn warm;
Sein sterbend Haupt, es neiget sich,
Er seufzt: „Verschlungen hat sie mich!"

Dies geschah im J. 1426. Seine Wittwe gerieth in solches Elend, daß sie ihren Feind, das Haus Württemberg, um Almosen anflehen mußte. Eitel Fritz, Oettingers Bruder, verglich sich mit Württemberg, trat einige Dörfer ab und versprach mit allen seinen Nachkommen dieses Hauses Diener zu sein. Jost Niklas, der Sohn des Oettingers, baute die zerstörte Burg, wiewohl unterbrochen durch einen Ueberfall der Städte, wieder auf (1454). Wie sie damals aus einem von des Vaters Gefangenschaft und Kreuzzug und des Sohnes fehlgeschlagenen Bauversuchen erschöpften Schatze kümmerlich aufgeführt ward, stand sie, nur durch den Grafen Friedrich von Zollern, Bischof von Augsburg, am Ende des vorigen Jahrhunderts mit einigen Gebäuden vermehrt, bis auf diese Tage, wo königliche Freigebigkeit sie erneuert hat.

Der auf der Veste Hohenzollern selbst eine Zeit lang verkümmernde Stamm wurde durch den fränkischen Ast der Burggrafen von Nürnberg verherrlicht. Schon im J. 1411 hatte der zehnte Burggraf, Friedrich VI., die Statthalterschaft der Mark Brandenburg erlangt, das Burggrafenthum dafür an Nürnberg veräußert und seinen Sitz nach Berlin verlegt. Im J. 1417 kam die Mark mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich an ihn, und aus seinen Nachfolgern sind Preußens Könige hervorgegangen.

Indessen blühte auch die Nachkommenschaft von Jost Niklas auf dem neuerbauten Zollern wieder fröhlich auf durch dessen Sohn Eitel Fritz IV.,

der einen eigenen Orden zu Erhaltung der christlichen Religion gegen den Türken stiftete. Des letztern Sohn, Eitel Fritz V., wurde als Gespiele Karls V. zu Brüssel erzogen und ward zu Pavia im Jahre 1525 ein Opfer welschen Giftes. Von seinem Enkel, Eitel Fritz VI., ist die hohenzollern-hechingische, seit 1653 gefürstete Linie entsprossen, in deren Besitz noch heutzutage die Burg Hohenzollern ist.

Im dreißigjährigen Kriege, wo Oesterreich das Oeffnungsrecht erhielt, wurde das Schloß von den Württembergern (1634), im baierischen Kriege (1740) von den Franzosen eingenommen. Mit 1798 verzichtete Oesterreich auf jenes Recht, und seitdem hat die Burg keine militärische Bedeutung mehr.

Wir scheiden nicht von dieser Gegend, ohne einen Blick auf das benachbarte Belsen zu werfen, ein kleines Filialdorf, dessen kleine Kapelle erhöht auf einer Wiese zwischen lauter Bäumen steht, von einem grünen Haag sauber eingezäunt, von großen weißen Quadersteinen überaus einfach, ohne alle architektonische Verzierung und so reinlich aufgebaut, als käme sie heute erst aus den Händen des Meisters. Ich nehme meine früher ausführlich dargelegte Meinung, das dieses interessante Bauwerk römischen Ursprunges sei*), hier förmlich zurück und kann sie jetzt nur für einen der ältesten Christentempel des Landes halten, dem die Erbauer einige Steine eines alten, der 22sten Legion angehörigen römisch-ägyptischen Götzenaltars oder Tempels, Kuhköpfe, Widderköpfe und Zwerge in rohem Basrelief darstellend, als Trophäen in das Frontispiz eingemauert und das Siegeszeichen des Kreuzes darüber gesetzt haben. In den Mund des Volks ist die Meinung der gelehrten Etymologen des sechzehnten Jahrhunderts übergegangen, die aus der Kirche von Belsen einen Baalstempel gemacht haben.

In der Darstellung des Hohenzollern auf unserm Bilde, die dessen Vorderseite vom besten Standpunkt aus aufgenommen wiedergibt, hat sich der Künstler in Beziehung auf den Vordergrund eine kleine Freiheit erlaubt und eine benachbarte, jedoch nicht ganz auf dieser Stelle zu suchende Kapelle, deren malerisches Bildchen gar zu einladend war, aus einiger Ferne herbeigezogen.

Haigerloch.

Wer von der Alb in die Ebene herabgestiegen ist und den Hohenzollern hinter sich hat, erwartet von dem flachen Lande zwischen jenem Gebirge und dem Schwarzwalde keine Naturreize mehr. Noch einige Hügel, noch einige

*) Schwäb. Alb. S. 295 ff.

dichte Buchenwälder, dann folgt ein langweiliges Blachfeld mit kahl gelegenen Dörfern, ein Weg, auf welchem den Reisenden nur der Rückblick auf die blauen Berge der Alb und die Erinnerung an das Schöne und Erhabene, was ihn auf ihren Gipfeln und in ihren Thälern erfreut und überrascht hatte, für die nichts bietende Nähe zu entschädigen vermag. Hinter dem Dorfe Rangendingen wird das Feld so einförmig, daß man nach stundenlanger Leere froh ist, in der Ferne auf scheinbar ununterbrochener Ebene eine Kapelle, von grünen Linden umgeben, auf wenig erhöhtem Boden liegen und die Gegend beherrschen zu sehen. Wenn wir aber auf diese Oase zueilen wollen, um im Schatten der Bäume auszuruhen, thut sich zwischen ihr und uns ein unerwarteter Abgrund auf; wir blicken wie in einen der Trichter aus Dantes Hölle hinab, in welchem, der Himmel weiß, um welcher Verschuldung willen, das fürstlich sigmaringische Städtchen Haigerloch gebannt liegt und auf die wunderlichste Art Platz genommen hat. „Dies ist wahrhaftig eine tollgewordene Stadt!" war der erste Gedanke, der dem Verfasser dieser Zeilen laut entfuhr und einen alten fürstlichen Gärtner lachen machte, der ein kleines Gärtchen umgrub, das sich hinter dem Schlosse, welches zuvorderst auf einer Felsenzunge liegt, bis zur Ebene heraufdehnte. Im Angesichte dieses tollen Städtchens erzählte mir der Mann von einem tollgewordenen Volke. Er war während der ersten französischen Revolution bei einem Herzog und Pair zu Paris Gärtner gewesen; aber dieser Herzog hatte die rothe Mütze aufs Haupt gesetzt, war der Pair seines eigenen Dieners geworden und gab den schmutzigen Ohnehosen, die das Estrich seiner Säle besudelten, die republikanische Accolade. Ich horchte dieser Erzählung nur halb und mußte immer auf die seltsamen Gassen hinunter blicken, die an den grünen Bergwänden hinab und hinauf und um den Bach herum zu kriechen schienen, während Kirche und Schloß sich eines hohen und behaglichen Platzes auf der die Tiefe zerschneidenden Felszunge bemächtigt hatten. Immer klarer wurde es mir: diese Stadt **lebt**; sie hat einst auf der Ebene gestanden; irgend ein Ereigniß hat sie zur Verzweiflung getrieben, und in der Todesangst ist sie in diese Tiefe hinabgesprungen. Meine Vorstellung bekam Consistenz in dem folgenden Gedichte:

Haigerloch in Schwaben.

Auf der Höhe schläft die Stadt
Wie ein frommes Kind,
Ihre Straßen, gleich und glatt,
Schöne Glieder sind.

Drunten tief im Thale schäumt
Durch Gestein der Bach;
Während oben Alles träumt,
Ist er plätschernd wach.

Auch die Wolken schlafen nicht,
Wandeln hin und her,
Endlich drängen sie sich dicht,
Ein Gewittermeer.

Und die Windsbraut fährt heraus
Und die Blitze sprüh'n,
Daß die Gassen, Haus an Haus,
Wie von Flammen glüh'n.

Und der Donner grollend fährt
Nieder in die Schlucht,
Wo der Bach, vom Guß genährt,
Strömend Pfade sucht.

Wasser gährt und Luft und Flur,
Wie am jüngsten Tag,
Und das Volk der Städter nur
Tief im Schlummer lag.

Da, wie bei dem wilden Drang
Sich nichts regen will,
Wird's den Häusern endlich bang,
Halten nicht mehr still.

Denn sie selber sind erwacht
In dem grausen Sturm,
Taumeln auf in schwarzer Nacht,
Hoch voran der Thurm.

Dieser wandelt schwer und bang
Durch die Gassen quer,
Unter aller Glocken Klang,
Mit der Kirch' einher.

Doch die leichten Häuser sind
Bald vorangerannt,
Drängen sich herab geschwind
Von der Hügelwand.

Da erhebt sein moosig Haupt
Hinten auch das Schloß,
Und vom Epheu dicht umlaubt
Schreitet's durch den Troß.

Alles strömt dem Thale zu,
Bis an Bachesrand
Plötzlich unwillkomm'ne Ruh'
Die Verirrten bannt.

Denn aus Felsenufern spritzt
Drohend er herauf,
Und das ganze Wetter blitzt
Aus der Wellen Lauf.

Jenseits streckt ein Felsenstein
Seine Zung' ins Thal;
„Ach, wer drüben könnte sein!"
Seufzen All' zumal.

Sieh, da faßt der Thurm sich Muth,
Hat besehn den Platz;
Bei der Blitze falber Gluth
Macht er einen Satz.

Und es thut's die Kirch' ihm nach,
Thut's ihm nach das Schloß;
Drüben stehn sie hinter'm Bach
Auf dem Felsgeschoß.

Und die hüben finden Raum
Leidlich in dem Thal,
Flechten längs dem Wasserschaum
Ihre Gassen schmal,

Winden ihre schiefen Reih'n
Aus der Schlucht empor,
Und zu oberst gräbt sich ein
In den Lehm das Thor.

Und verwehet ist die Nacht,
Und die Luft wird stumm;
Und die Städter sind erwacht,
Seh'n sich staunend um.

Seltsam Wunder! Wie und Wo?
Wer erschuf dies Heut!?
Welcher Wahnwitz hat sie so
In die Kluft gestreut?

Nach der Heimath heißt der Trieb
Sie zur Höhe seh'n;
Nur ein kleines Kirchlein blieb
Dort in Linden steh'n.

Dieses hat auf Gott vertraut,
Lief nicht in der Irr',
Und noch jetzt es ruhig schaut
Nieder aufs Gewirr.

Drunten Alle sehnen sich,
Stadt und Schloß und Thurm,
Ob nicht wieder wunderlich
Nächtlich komm' ein Sturm,

Sie zu führen aus der Schluft
An des Hügels Rand;
Aber stille bleibt die Luft,
Und sie steh'n gebannt.

Haigerloch scheint ursprünglich eine Grafschaft gewesen zu sein und ein eigenes Geschlecht dieses Namens besessen zu haben. Wenigstens enthält die Manessesche Sammlung ein dem Grafen Albrecht von Haigerlou zugeschriebenes Lied (I, 24), der in sittsamer Rede das Loos des Mannes preist,

welcher „ein stetes Lieb mit Armen all um und um beschlossen hält, und dem auch sie ohne allen Haß Treue im Herzen trägt; ein solcher ist glücklicher denn der Minnedieb, den man sagen hört: verbotene Wasser sind oft besser denn Wein!“

Die Herrschaft bestand aus der oben geschilderten Stadt Haigerloch, einigen Dörfern, Meiereien und Klöstern, und die Einwohner bekennen sich zur katholischen Religion. Später erscheint sie als ein Besitzthum der Grafen von Hohenberg, kam nach deren Absterben an Oesterreich und von diesem durch Tausch an Hohenzollern=Sigmaringen. Die seltsame Lage des Städtchens bewunderte auch der in seinem eigenen Lande die schönsten Gegenden zu Schlössern und Anlagen auswählende Herzog Karl von Württemberg und erklärte, daß sie durch Kunst verschönert zu werden verdiene, ja daß er sich selbst arm an diesem Orte bauen würde.

Zur topographischen Ergänzung des Gedichtes sei noch hinzugefügt, daß es nur von drei Punkten einen Zugang zu dieser versenkten Stadt gibt, den einen durch das Thal, die zwei andern von den Bergen herab. Das fürstliche Schloß, das mit andern Gebäuden auf dem Berge steht, ist geräumig und schließt ein Hauptgebäude, einen Seitenflügel und einen großen Schloßhof mit starkem Röhrbrunnen in sich; hinter ihm zieht sich ein schöner Lust= und Baumgarten, selbst ein Weinberg, eine Seltenheit in diesem Oberlande — das freilich sigmaringisches Unterland ist — hin. Dem Schlosse ziemlich nahe, nur etwas weiter unten, steht auf einem ringsum schroff abstürzenden Felsen der Glockenthurm mit der großen und schönen Schloßkirche, die zugleich Hauptpfarrkirche ist; noch sind zwei andere Kirchen in der obern und untern Stadt, und auf dem gegenüberstehenden Berge liegt, niedlich gebaut und von Linden umgrünt, jene fromme Kapelle, die der heiligen Anna gewidmet ist. Unfern von ihr führt die Landstraße in das obere Thor der Stadt; hier fängt ein anderer Berg an, der von beiden Seiten ein tiefes Thal hat. An diesem Berge nehmen die Häuser ihren Anfang, die bis in die Tiefe hinunter rechts und links stehen. Mitten durch geht die Landstraße. Ganz im Thalgrunde liegt die untere Stadt. Die Landstraße zieht sich von oben ohne Beschwerlichkeit bis in die Vorstadt herab und von hier über eine lange starkgebaute Brücke zwischen den beiden hohen Bergwänden durch fast unvermerkt wieder die Anhöhe hinauf und zur Ebene. Oben am entgegengesetzten Thore steht ein alter, der Sage nach römischer, hoch und massiv aus Knotenquadern gebauter Thurm, auf welchem die Hochwacht ist und in dem einige Glocken, worunter eine von ansehnlicher Größe, hängen. Südlich an der obern alten Pfarrkirche von St. Ulrich stand vor Zeiten ein Dominikanernonnenkloster, das schon im 16ten Jahrhundert eingegangen ist, und seit undenklichen Zeiten ist Haigerloch der Sitz eines katholischen Landkapitels. Die sehr zahlreichen Juden Haigerlochs bewohnen ein südlich von der Stadt gelegenes Thälchen, „das Haag“, wo sie eine Begräbnißstätte und Synagoge

haben. Der Bach, dessen gebäumter Schlangenleib durch die seltsame Stadt sich windet, war ohne Zweifel Zeuge und Mitarbeiter großer Naturrevolutionen in diesem Thale. Auch sieht man unterhalb der Bleiche wirklich noch auf den mächtigen Granitfelsen schöne Muschelabdrücke. An demselben Flüßchen liegt eine kleine Meile von Haigerloch das Dorf und Bad Imnau, werth, berühmt zu werden durch sein edles alkalisch-erdiges Stahlwasser, dessen obere Quelle von Kielmeyer, die untere von Klaproth untersucht worden ist, und das große Aehnlichkeit mit den Wassern von Schwalbach und Spaa hat. Die untere Quelle hat Jahrhunderte lang ihre vorzügliche Heilkraft im Stillen bewährt; seit vierzig Jahren ist auch die Badeeinrichtung und der Gasthof auf den Fuß besuchterer Bäder eingerichtet. Die später entdeckte obere Quelle, die Fürstenquelle benannt, wird vorzugsweise zum Trinken benutzt. Sie liegt am östlichen Ende des Badegartens, vierhundert Schritte von der untern Quelle entfernt. Beide sind mit niedlichen Häuschen gedeckt und durch Baumalleen verbunden. Das eigentliche Badehaus steht westlich vom Gasthofe. Es ist zu bedauern, daß dieser Kurort der schlechten Wege halber von Fahrenden nur durch Umwege besucht werden kann, wenn nicht die neueste Zeit, die in der Kultur dieser Gegenstände rasch vorschreitet, auch hier schon das Nöthige gethan hat.

Tübingen.

Es gibt eine Reihe häufig unscheinbarer Städte in Deutschland, an welche sich die Erinnerungen, der Dank, die Liebe vieler Tausende knüpfen und deren Bild, auch wenn Natur und Menschenkunst ihm keinen äußern Schmuck verliehen hätte, doch von Unzähligen mit mehr Interesse betrachtet wird, als das reizendste Gebirgs- und Stromthal oder als eine kuppelreiche mit stolzen Thürmen fernhin prangende Residenz. Diese Städte sind die kleinern deutschen Universitäten, die Asyle des vom Lebensmarkte noch nicht umtosten Jugendgeistes, die stillen Pflanzschulen der Begeisterung für Wissenschaft, Kunst und Poesie, die trauten Zeugen der ersten Freundschaft und Liebe und manches Seelenbundes für die Ewigkeit.

Darum durften in einer Bildergallerie der interessantesten Gegenden Schwabens und der Pfalz die hohen Schulen dieser Länder nicht fehlen und glücklicher Weise gehören alle drei vermöge ihrer Lage und Umgebung zu den allerschönsten Punkten dieser Sektion. Auch auf dem Bilde Tübingens wird manches Greisen- und Mannesauge mit Rührung verweilen und mit dem Schreiber dieser Zeilen in die Empfindung einstimmen, die

ihn aus der geliebten Bildungsstätte seiner Jugend in die Fremde begleitet hat: *)

Und wie sollt' ich dein vergessen,
Du getreue Musenstadt,
Die mein ganzes Herz besessen
Und mich wohl gepfleget hat!

Von dir singen, von dir sagen
Könnt' ich gar viel Leid und Freud';
Nur ist's nicht aus fernen Tagen,
Ach, mir ist's, als wär's erst heut! —

Tübingen hat zwar keine großartige Lage wie seine Schwestern Freiburg und Heidelberg, wohl aber eine höchst liebliche und zum ruhigen Verweilen einladende. Seine Vorderseite, die südliche, ist längs dem Ufer des hier noch jugendlich bescheidenen Neckarflusses auf die Terrassen eines Hügels malerisch Gasse hinter Gasse gebaut und kehrt die schönste Seite seines Schlosses, die Hauptgebäude seiner Schule, so wie seine gothische Kirche dem Flusse zu, der durch ein grünes mit uralten Lindenalleen besetztes Wörth unter Steg und Brücke noch ziemlich rasch dahineilt und jenseits dessen an der Heerstraße eine schlanke Pappelreihe, die indessen der Tod des Naturnachlasses bedroht, mit der Stadt parallel hinläuft. Ihre Kehrseite verliert sich in das wiesenreiche und einfachere Ammerthal, während die Südseite gerade vor sich das waldige Steinlachthal hat mit der Aussicht auf die Schweizerstraße und einem überaus reizenden Durchblick auf die Kette der schwäbischen Alb. So liegt Tübingen gar wohnlich inmitten zweier Berge, die das Ammer- und Neckarthal von einander scheiden, am Trivium drei wechselvoller Thäler, an jene schirmenden Hügel so zuversichtlich angeschmiegt, daß das alterthümliche Schloß den Vorhügel des „Spitzberges" besetzt hält, der östliche Theil der Stadt die Anhöhe hinanklimmt, die eine schmale Bergschlucht vom „Oesterberge" trennt, auf diesem letztern selbst endlich das schöne Gebäude der neuen Anatomie, von vielen Gärten und Gartenhäusern umgeben, Platz genommen hat.

Unser Stahlstich zeigt diese Südseite oberhalb des Schlosses aufgenommen im Profile, und der Künstler hat der alten von innen nichts weniger als anmuthigen Stadt eine Physiognomie abzusehen gewußt, welche auch von ihr selbst ein freundliches und in der Wahrheit begründetes Bild liefert.

An dem Namen Tübingen zerarbeitet sich der Scharfsinn der Gelehrten und leitet ihn nicht sehr glücklich bald von den Tubanten, die doch nach Tacitus in der Gegend von Bonn zu suchen sind, bald von einer fingirten römischen Steinschrift, bald von dem Worte Twinge oder Zwinge ab, was ein Castell, vielleicht ein römisches bedeuten könnte; während doch die Endung — ingen dem Orte mit so vielen andern gemein ist und nicht wohl

*) Diese und die folgenden Strophen aus der Romanze „die Tübinger Schloßlinde." Schwabs Ged. I. 264 ff.

zum Stamme gezogen werden kann. In den ältesten Urkunden heißt die Stadt bald TVVINGEN, bald TIWINGEN, bald TOINGEN, was allerdings der letzten Meinung einigen Halt geben könnte. Die Geschichte des Orts beginnt erst mit seinen Pfalzgrafen, die muthmaßlich aus Oberrhätien hierher gekommen*), ihre Burg oder Pfalz, ungewiß wann, vielleicht auf römischer Unterlage hier gründeten und unterhalb des Schloßberges ihre Sassen sich ansiedeln ließen. Die ersten, welche die Geschichte als Grafen von Tübingen um 1100 nennt, sind die Brüder Heinrich und Hugo; der erste Pfalzgraf von Tübingen, ebenfalls Hugo, kommt erst im J. 1149 vor; er besaß die Pfalzgrafschaft als ein Lehen des Herzogs Welf von Baiern, gerieth aber mit diesem in Streit und Welf kam, seine Pfalz Tübingen zu belagern; aber der Pfalzgraf, auf dessen Seite Friedrich, der Sohn des Königs Konrad des Hohenstaufen, die Herren von Zollern und viele Andere waren, schlug in einem glücklichen Ausfalle das große Heer des Herzogs gänzlich. Der Welf selbst entkam mit Mühe auf die Burg Achalm **). Im J. 1166 rächte sich dieser durch einen neuen Einfall in das Gebiet des Pfalzgrafen, der sich endlich vor dem Kaiser und vielen Fürsten zu Ulm seinem Lehensherrn auf Gnade und Ungnade ergeben und sein früheres Glück mit dreijährigem Kerker in Rhätien büßen mußte. Der Name der Pfalzgrafen hört mit dem J. 1342 auf, wo Gottfried II. und Wilhelm die Stadt an Württemberg verkauften; nun hießen sie nur noch Grafen — und eine Seitenlinie Herrn von Tübingen; der letzte dieses Namens, Hans Jerg von Tübingen, starb als württembergischer Schloßhauptmann von Hohentübingen im J. 1667.

Das Schloß Tübingen in seiner jetzigen ansehnlichen Gestalt rührt aus dem 16ten Jahrhunderte von Herzog Ulrich von Württemberg her. Den dicken gegen die Stadt gekehrten Thurm, auf welchem sich jetzt ein Observatorium befindet, baute er im J. 1507; ein anderer ward 1515 begonnen; diesen sprengten im J. 1647 die Franzosen in die Luft und an seine Stelle ist der eckige Thurm getreten, in welchem jetzt die Kriminalgefängnisse eingerichtet sind. Ein dritter Thurm findet sich westlich, rechts vom Ausgange aus dem Schlosse; in seinem untersten Stocke war das fürchterliche fensterlose „Haspelgefängniß", in welches die Gefangenen durch dasselbe Loch hinuntergelassen wurden, das ihnen spärlich Luft und Tagesschimmer gewährte. Außerdem umgeben das Schloß mehre Gräben und feste Bollwerke, die noch aus jener Zeit stammen. Inzwischen wurde der hölzerne Theil des Schlosses, nachdem dasselbe mit dem jungen Prinzen Christoph im J. 1519 nach kurzer Gegenwehr von 64 Edlen dem schwäbischen Bunde abgeliefert worden und lange in österreichischen Händen geblieben war, nach Ulrichs Rückkehr in sein Land (1535) abgebrochen, neu von Stein aufgeführt und mit schönge-

---

*) S. unsere Beschreibung von Haigerloch.
**) S. ebendaselbst.

schmückten Thoren und Eingängen versehen, auch von den Nachfolgern würdig ausgebaut und eingerichtet.

Ja, er hat es neu erbauet,
Stark und fürstlich es erhöht;
Blickt, ihr Enkel, auf und schauet,
Wie es noch so stattlich steht.

Stolz auf seinem schlanken Renner
Ritt der Herzog mitten ein,
Hoher Rath der weisen Männer
Zog gemächlich hinterdrein.

Aus den Zellen, aus den Schenken,
Dicht in Mantel und in Bart,
Sah man Hut und Degen schwenken
Den Studenten alter Art. —

Denn seit dem 3ten Juli 1477 besaß Tübingen eine Hochschule, von dem edeln Freunde seines Volkes und Beförderer der geistigen Bildung seines Landes, dem nachmaligen Herzog Eberhard im Bart, gestiftet.

„So haben wir" — sagt die Stiftungsurkunde des Gründers — „in der guten Meinung, helfen zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unersichtlich geschöpft mag werden, tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, uns auserwählt und fürgenommen, eine hohe gemeine Schul und Universität in unsrer Stadt Tübingen zu stiften und aufzurichten, die denn von dem heiligen Stuhl zu Rom mit päbstlicher und vollkommlicher Fürsehung begabt und dazu mit gnug nothdürftigen, gebührlichen und ehrbaren Statuten angesehen ist."

Die Universität war ein Werk, auf welches Eberhard stolz war und Tübingen seitdem sein Lieblingsaufenthalt. Oefters, wenn er dort war, schickte er sein Comitat aufs Schloß, er selbst aber kehrte in der kleinen Behausung seines alten Erziehers, des gelehrten Nauclerus, der seinen Gedanken ins Leben gerufen hatte, im Kanzlerhause unweit der Kirche ein. Da erhob er sich Morgens vor Tage, verrichtete sein Gebet, deliberirte drei Stunden und ließ seine gegenwärtigen Schreiber Befehle ausfertigen; dann ging er zur Kirche. Hierauf wurde in Nauclers Hause Mittag gehalten mit zwei oder drei Gästen vom Adel und Gelehrtenstande. Die Mittagsmahle waren aber nicht kostbarer als anderer gemeinen Bürger, desto würdiger die Gespräche von Kirche, göttlicher Lehre, öffentlichem Regiment und gegenwärtigen Gefahren des Vaterlandes. Nach dem Mittagsessen war öffentliche Audienz und der Herr antwortete den ärmsten Unterthanen freundlich. Dann ruhte er ein wenig, las die Vesper und setzte sich wieder mit seinem gelehrten Freunde ans Abendessen, wo er die Regierungssorgen unter fröhlichen Diskursen vergaß. „Dies war", sagt ein Zeitgenosse, „der Fürstenhof in der Hütte des greisen Doktors."

Tübingen hatte von Anfang an stattliche und angesehene Lehrer in jeder Fakultät; den ersten Grund legten Gabriel Biel, Johannes Reuchlin und besonders die beiden Bergenhanse (Naucleri). Noch zeigt man das Haus,

wo Melanchthon wohnte, der sechs Jahre seiner Jugend in Tübingen zugebracht hat. Herzog Ulrich liebte das abtrünnige Tübingen nicht sehr, doch reformirte er, wovon sofort gesprochen werden soll, die Universität wie das ganze Land eifrig und beschloß sein Leben auf Hohentübingen. Noch rauscht vor dem Schloßthor im Sommerwind eine Linde, die der Mund der Sage aus einem Reis erblühen läßt, das der festlich Einziehende vom Barett warf.

Die Hochschule selbst hatte kaum vierundzwanzig Jahre geblüht, als sie ihrer zu Wittenberg errichteten Schwesteranstalt schon berühmte Lehrer zuschicken konnte. Bei diesem freundschaftlichen Verkehr beider Universitäten theilte sich die Religionsbewegung Wittenbergs den Tübingern bald mit. Aber Ulrich war vertrieben und Oesterreich, das im Besitz des württemberger Landes war, leistete, von den alten, unbiegsamen, katholischen Theologen Tübingens unterstützt, hartnäckigen Widerstand. Hören wir ein angebliches Bauerngespräch aus jener Zeit (um 1523):

„Fritz. Lieber Kunz, wo bist Du so lange gewesen, daß ich Dich nicht gesehen hab?

Kunz. Zu Tübingen unter den Studenten.

Fritz. Was sagt man Gutes zu Tübingen, wie hält sich die Hoheschul gegen den Luther?

Kunz. Es ist gleich wie anderswo; wer viele Pfrunden hat, der ist dem Luther feind, und diese schelten ihn als einen Ketzer; aber die arme Rotte hat ihn lieb.

Fritz. Lieber, ich hab gehört, wie ein Doktor da sei, der heiße Doktor Fetz, der wolle den Paulum nicht lesen lassen, nur darum, daß ihn der Luther so oft herfürzieht.

Kunz. Ei, er heißt nicht Fetz, er heißt Lemp.

Fritz. Fetz und Lemp (Lumpen) ist nicht sehr ungleich; er heiße halt der Hader!“

Und nun folgt ein Strom von Schimpfwörtern gegen Jakob Lemp von Marbach, einen alten Theologen Tübingens, der schon 1494 Rektor der Universität gewesen war und seinen Lehrlingen die Transsubstantiation — mit der Feder hinzuzeichnen verstand. Das Gespräch schließt mit der Hoffnung, „die Zeit sei gekommen, daß die rechte Wahrheit an das Licht komme und die Finsterniß, darin die alten grauen Esel gelegen sind, verschwinden werde et caetera.“

Die Umbildung der Universität kam auch wirklich unter dem seinem Lande zurückgegebenen Herzog Ulrich durch Simon Grynäus von Basel und den bekannten Reformator Ambrosius Blaurer oder Blarer von Konstanz nach mancherlei Kämpfen und Verlegenheiten im J. 1535 glücklich zu Stande. Aus eigener freier Neigung kam im Herbst 1536 der große Melanchthon, der Gegenden, Städte, Menschen, die ihm schätzbar waren, besuchen wollte, nach dem Schauplatz seiner Jugend, auf die erneuerte Universität, half dem

akademischen Rathe an seinem Reformationsgeschäft und freute sich der „schola reflorescens.“ Der Herzog Ulrich hoffte ihn jedoch vergebens zu halten, und Melanchthon verließ Tübingen schon am 15ten Oct. wieder.

In demselben Jahre wurde die erste Ordnung für Errichtung des theologischen Stifts zu Tübingen, der noch auf den heutigen Tag blühenden Bildungsanstalt evangelischer Geistlichen, entworfen. Die etwas spätern Statuten waren ungemein streng in Beziehung auf die Hausordnung, unerlaubtes Ausgehen, Tanz u. s. w. Nur gegen das deutsche Laster der Trunkenheit mußte ein Auge zugedrückt werden und nach Gutdünken der Lehrer wurde erst der mit Carcerstrafe belegt, „der sich über beide Ohren vollgesoffen.“ Im J. 1541 waren die Stipendiaten in der sogenannten Bursa (zuerst der alten, dann der neuen) untergebracht. Die Anstalt verkümmerte aber hier und war nach zehnjähriger Dauer dem Untergange nahe, als endlich gerade zur bedenklichsten Zeit im J. 1546 den Zöglingen das aufgehobene und seit lange leer gestandene Augustinerkloster eingeräumt wurde, was auch der ungestörte Sitz des im gemeinen Leben noch auf den heutigen Tag sogenannten „Klosters“, das heißt des theologischen Seminars geblieben ist.

Im Hofe dieses Klosters soll aus grauer Mönchszeit ein Gemälde zu sehen gewesen sein, in welchem die Mönche sich selbst zum Hohn die Gräuel ihres Standes dargestellt. Das abenteuerliche Bild stellte einen mit der Kutte bekleideten Mönch dar, der mit einem Wanderstab in der Rechten die Treppe hinabstürzt. Sein linker Fuß war ein Hirschfuß, sein rechter eine umgekehrte Leuchte; seine Hände hatten Krallen; in dem übergehängten Zwerchsack war das gestohlene Vermögen der Wittwen und Waisen angedeutet; sein Paternoster bestand aus Würfeln und Rechenpfennigen; sein Busen war voll Kartenblätter, in seiner Kapuze ein Kegelspiel; sein Hals war ein Eselshals; sein langer Bart hatte die Gestalt eines Bechers; seine Nase war ein Hundeschwanz, und mit dem Munde schien er zu bellen. Aus seinem Rückgrat wuchs ein krummes Horn hervor, dem unter höllischem Dampf ein zweiter Mönch entstieg, der mit der linken Krallenhand den Ablaß vertheilte, mit der rechten die Monstranz emporhob.

Sei dem, wie ihm wolle, diese Stätte wurde jetzt einem der wohlthätigsten und berühmtesten Institute geweiht, aus welchem seit dreihundert Jahren viel fromme und gelehrte Männer und einige große Geister, unsterbliche Zierden des Staats, der Kirche und der Schule, hervorgegangen sind. Ulrichs Werk vollendete Herzog Christoph durch Erweiterung und Dotirung der Anstalt in den Jahren 1557 und 1559, und die Stiftung blühte mit der Universität aufs Herrlichste auf, so daß schon der Dichter Frischlin in seiner poetischen Schilderung des Stifts (1569) rühmen konnte, daß aus ihm, dem trojanischen Pferde, so viele gelehrte und berühmte Männer hervorgegangen. Am letzten Tage des scheidenden 16ten Jahrhunderts thaten dem Hause fünf

junge Fürsten die Ehre an, in seinem Speisesaal mit stattlichem Gefolge zur Seite der speisenden Stipendiaten ein öffentliches Mahl einzunehmen.

Der dreißigjährige Krieg führte auch diese Anstalt an den Rand des Untergangs. Man ließ die Stipendiaten laufen; die Klostereinkünfte wurden als Kirchengüter von den triumphirenden Katholiken zurückgehalten; der Sieg der Schweden, der bessere Tage versprach, war von kurzer Dauer, und nach der Schlacht von Nördlingen fiel das Land dem Feind anheim; das stuttgarter Konsistorium bildeten jetzt zwei Jesuiten; die Landesklöster wurden wieder von Ordenspersonen eingenommen. Dennoch hörte das evangelische Stift nicht ganz auf. Pfarrer flüchteten sich in dasselbe; aus ihm selbst aber gingen — da Mangel und Seuchen in wenig Monaten über 300 Kirchendiener hingerissen hatten — Jünglinge, die noch halbe Knaben waren, auf die Kanzeln über. Seit 1639 fristete der neue stuttgarter Hofprediger Joh. Valentin Andreä der Anstalt das Leben im wörtlichen Sinne. Den Zöglingen wurde jetzt wieder Fleisch gereicht; aber im J. 1642 wollte der Wein nicht zureichen und man verfiel auf den Gedanken, die Alumnen könnten — nicht Wasser, nur — Bier trinken. Das mißriethen aber die weinländisch gesinnten Visitationsräthe; sie mußten von dem Fürsten zurecht gewiesen werden: „daß viele gelehrte Leute in Niedersachsen und andern septentrionalischen Landen mit Bier anferzogen werden, deren Magen und ingenio unbeschadet.“ Auch sei ein „gerechtes Bier“ besser als saurer Wein.

Nach dem westphälischen Friedensschlusse lebte das theologische Stipendium bald wieder auf. Doch — der Raum und die Bestimmung dieser Blätter erlauben uns nicht, die weitern Geschicke dieser jetzt dem Geiste der Zeit angepaßten Anstalt, um welche das Ausland Württemberg mit Recht beneidet, weiter zu verfolgen und wir bemerken nur, daß von ihren jetzigen beiden Gebäuden, die dem Neckar und einer köstlichen Aussicht zugekehrt sind, der obere Bau, von der Stadt durch einen breiten Graben abgeschnitten, das alte Augustinerkloster ist, wie es 1560 erweitert worden. Seine Kirche ist längst in die reichhaltige Klosterbibliothek umgeschaffen, welche besonders aus der Stiftung eines edlen Freundes der Wissenschaften, eines Freiherrn von Palm, erhalten und in dem Fache der Philologie vervollständigt wird. Der untere dicht am Neckar stehende Bau ist über dem ehemaligen Refektorium des Klosters und den Mönchszellen im J. 1792 neu aufgeführt worden. —

Tübingens Hochschule stand im vorigen Jahrhundert in ihrer vollsten Blüthe; sie hat auch im gegenwärtigen manche Stürme ausgehalten und überdauert und zählt eine große Anzahl berühmter Lehrer in allen Fächern. Seit 1817 ist eine katholisch-theologische Fakultät mit ihr vereinigt und das Wilhelmsstift, ein Seminarium katholischer Theologen, hat seinen Sitz in dem ehrwürdigen „Collegio illustri“ erhalten, welches mit dem Jahre 1589 als eine Fürsten- und Adelsschule „aus der Asche des Franciskanerklosters ein schöner Phönix hervorgestiegen kam“ und durch den Herzog Ludwig mit

großen Kosten gebaut worden war. Auch diese Fürstenschule suchte ihresgleichen in allen deutschen Landen. Vom Jahre 1595 bis zum Jahre 1729 studirten hier nicht weniger als 37 deutsche Fürsten, deren Reigen Herzog Johann Friedrich von Württemberg als Erbprinz führt, ein so gelehriger Zögling, daß er Kameraden, die ihn gegen seinen jungen Hofmeister aufwiegeln wollten, entgegnete: „Das sei ferne, daß ich also thun wollte! Wenn mein gütigster Herr Vater auch einen bloßen Stab mit der Gewalt eines Hofmeisters mir vorsetzen wollte, so würde ich seinen Befehl nicht kraftlos sein lassen.“ Wirklich war die Zucht in diesem Kollegium musterhaft und scheint nicht durch Zwangsmittel, sondern durch Kräftigung des Willens gewirkt zu haben. Als eben in jener ersten Zeit einige Edelleute vom stuttgarter Hof, welche auf dem Schlosse wohnten, nach der Jagd das Collegium illustre als Mittagsgäste besuchten, griff einer diese studirende Gesellschaft über Tische mit Scherzreden an und nannte sie höhnischer Weise Fuchsschwänzer und Dintenschlucker. Der Hofmeister des Erbprinzen, Abraham de Bellin, hatte dem gegenübersitzenden Spötter lange zugehört und die Tischkumpane unter sich streiten lassen. Auf einmal befahl er Stillschweigen und richtete seine Rede mit sehr lauter Stimme an jenen Hofkavalier: „Heus tu,“ sprach er, „worauf gründet sich denn Euer, der Höflinge, Lob? Vielleicht bestehts im H...., im närrischen Geschwätz, im Courtesiren? Wir könnten auch h...., läppische Reden führen, courtesiren; aber wir wollen nicht. Besteht Euer Ruhm im Saufen und Schwelgen? Wir können auch fressen und prassen; aber wir haben kein Belieben daran. Oder rühmt Ihr Euch des Spielens? Wir können auch dieses thun; aber wir haben keine Zeit dazu. Oder ist das Reiten Euer Vorzug? Nun, hat nicht erst heute einer von uns Fuchsschwänzern den Gewinn im Ringelrennen vor Euch davon getragen? Oder suchet Ihr den Ruhm im Zanken und Balgen? Wohl, so können auch wir fechten. Juckt einem der Buckel, so fordere er uns heraus, wann und wie er will, wir werden ihm mannlich erscheinen. Wenn das Eure Künste und Wissenschaften sind, auf die Ihr pochet, so wißt, daß Andere diese keines Hellers werth achten! Dagegen schicke man uns allesammt im Namen unsers Herrn zu einem König oder Fürsten; wir werden freimüthig selbst vor Ihrer kaiserlichen Majestät reden können, wo Ihr kein Maul aufzuthun Euch erkühnen würdet; Königreiche wollen wir mit Hilfe unserer Beredsamkeit und Klugheit regieren helfen! Nun wisset, mit welchem Ruhm Ihr uns Fuchsschwänzer scheltet, zu Eures eigenen Standes Schmach, Ihr, die Ihr sprechet, als wäret Ihr aus dem weitläufigen Geschlechte der Brutorum und wüßtet als Esel gar nichts!“

Dieses Collegium illustre liegt in einem finstern Theile der innern Stadt; eine freundlichere Straße bilden die Universitätsgebäude nebst einigen Professorenhäusern und einer Freiwohnung für Studenten in der Nähe der Stadtkirche. An die Stelle des alten Sapienzhauses, das kurz vor der

Universitätsreformation mit sammt der Bibliothek im Jahre 1534 in Rauch aufgegangen war, trat die Aula nova, die 1547 vollendet wurde und im vorigen Jahrhunderte ganz neu aufgebaut worden ist.

Tübingens jetzige geräumige Stadtkirche, dem heiligen Georg geweiht, übrigens nicht mehr im reinen altdeutschen Styl aufgeführt, scheint an die Stelle einer älteren baufälligen getreten zu sein und wurde ums Jahr 1470 zu bauen angefangen; ihr Bau war bei Gründung der Universität noch nicht vollendet. Ihre große wohltönende Glocke war schon im J. 1411 gegossen und somit Bewohnerin eines älteren Kirchenbaues. Eberhard im Bart erhob sie zu einer Kollegiat= oder Stiftskirche und versah sie mit einem Probst und tauglichen Kanonicis. Die schöne Orgel, im J. 1732 erneuert und nachtheilig aufgestellt, ist erst im J. 1836 an ihren alten und zweckmäßigeren Platz zurückversetzt worden.

In der Gruft der Kirche finden sich die Begräbnisse und im Chor die inschriftreichen Grabsteine Eberhards im Bart, Ulrichs, der jugendlichen Christina und ihres Bruders Herzogs Christoph, des Heiligen seines Landes, von dem sein Epitaph ohne Schmeichelei sagt: „dignus qui imperio fuisset orbis."

In derselben Kirche ruhen alte berühmte Lehrer der Hochschule, darunter der fleißige Annalist Martin Crusius, dem auch diese Blätter manche merkwürdige Notiz, manche lebendige Sage aus Schwaben verdanken.

Noch darf ein unscheinbares Bauernhaus nicht vergessen werden, das auf einem nördlichen Hügel vor der Stadt gelegen, den stolzen Namen Osiandreum führt. Die mündliche Sage erzählt, daß der Professor humaniorum Johann Osiander, einer der seltensten Männer seines Vaterlandes, später württembergischer Prälat und Oberkonsistorialdirektor, der — mit französischer Sprache und Sitte seit einem Jugendaufenthalt in Paris bekannt — zur Zeit des Franzoseneinfalls unter Peysonnel im J. 1688 eine Art von Kommando über die Stadt bekleidete, hier sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Seine Unterhandlungen retteten die Stadt vor der Plünderung und die Stadtmauern vor der Zerstörung. Weil aber der französische General geschworen hatte, sie niederzureißen, so wurde in Gegenwart Osianders an vier Stellen eine Bresche in die Mauer gesprengt und der Gallier sagte höhnend: „Sehet da die Macht Eurer Wissenschaft auf der Erden liegen!" Ein Denkstein in der hergestellten Stadtmauer bezeichnet dieses Ereigniß.

Die Umgegend Tübingens ist äußerst anmuthig, voll der mannigfaltigsten Spaziergänge und Aussichtspunkte, unter welchen sich gegen Süden im Steinlachthale der St. Blasienberg, gegen Westen die von vier Dichtern*) besungene wurmlinger Kapelle, gegen Norden das alte Kloster Babenhausen, tief im Walde gelegen, mit einer herrlichen altdeutschen Kirche und einem

*) L. Uhland, G. Schwab, Nik. Lenau, Alb. Knapp.

höchst kunstvollen Refektorium, auszeichnen. Zu entfernteren Ausflügen ladet die einst vorderösterreichische Stadt Rotenburg, sehr schön am Neckar liegend, das kleine angenehme Bad Niedernau mit seinen Tannnenwäldern und in verschiedenen Richtungen die Städte Hechingen, Reutlingen und Herrenberg ein. Köstliche Aussichten auf die Alb gewähren die Berge, die Tübingen umlagern; einen Ueberblick auch schon das Schloß, das jetzt die wissenschaftlichen Sammlungen der Hochschule beherbergt.

Zu Tübingen vom Schlosse
  Sieht man ein weites Land,
Zu Wagen, Fuß und Rosse
  Bewohner mancherhand,
Und Burgen und Kapellen
  Auf fernen Bergen stehn,
Und untenhin die Wellen
  Des stillen Flusses gehn. *) —

Die alten ehrwürdigen Thore der Stadt, deren eines von Eberhard im Bart gebaut, sein Symbol und seinen Wahlspruch trug, sind jetzt alle abgebrochen, und nach mehren Seiten hin vergrößert sich die Jahrhunderte lang innerhalb ihres Zwingers gebliebene Stadt. An dem Ufer des Neckars wohnen hier zwei große deutsche Dichter. Das freundliche Haus, das (auf unserm Bilde nicht sichtbar) an den Oesterberg angelehnt, gegen die Neckarbrücke herabschaut, ist Ludwig Uhlands Haus; weiter unten in einem von den Wellen bespülten Thurme träumt seit 33 Jahren Friedrich Hölderlin und brütet über seinem verstummten Saitenspiel.

Eßlingen.

Wer alle Reize und Denkwürdigkeiten dieser lieblichsten Gegend und Stadt in Schwaben, von welcher unser Blatt die schönste Merkwürdigkeit mittheilt, bildlich darstellen wollte, müßte sich mit seinen Ansichten in ganzen Heften verbreiten können und ebenso müßte die Beschreibung Bogen statt Blätter füllen. Der Verfasser dieses Textes hat vor Jahren einem Freunde, der sich in diesem Segensthale häuslich niederließ und den jetzt eine blühende Familie als glücklichen Hausvater umringt, die Lieblichkeit des Neckarthals im Liede als in einem Spiegel vorzuhalten versucht. Da sich in dem Bilde nichts geändert hat und er noch heute keine bessere und empfundenere Schilderung dieser Gegend aus eigener Feder mitzutheilen im Stande wäre, so soll ein Theil davon die Stelle prosaischer Ausmalung hier vertreten.

*) Christophsromanzen, 8.

Wer in das schöne Neckarthal
Am frühen Morgen blickt,
Wenn ihren ersten Sonnenstrahl
Die goldne Sonne schickt:
Dem regt im Herzen und im Sinn
Sich mannigfache Lust,
Und werdend gehen her und hin
Gedanken in der Brust.

Sie fliegen zum Gebirg hinan,
Das thront im Hintergrund,
Da sieht auf dunkelblauem Plan
Das Auge sich gesund.
Ei! denkt die Seele, solch ein Thal
Ist Mannes würd'ger Sitz;
Bald glühn die Berg' im Sonnenstrahl,
Bald im Gewitterblitz!

Dann senkt das Auge tiefer sich
Nach grünem Wiesenplan,
Dort wandelt frisch und morgendlich
Der helle Fluß die Bahn.
Zur Seite durch die Wälder rauscht
Die linde Frühlingsluft,
Und auf dem andern Hügel lauscht
Der Bäume Blüth' im Duft.

O welch ein Thal — spricht da das Herz —
Für jungfräuliche Gluth!
Für Jünglings ersten Liebesschmerz,
Für stillen Hoffnungsmuth!
Wie lieblich wär's, im Morgenlicht
Zu steigen in den Kahn;
Wie der Geliebten Angesicht
Schaut die Natur Dich an!

Das Auge folgt des Flusses Lauf,
Und reicher wird der Gau.
Da steigen Rebenhügel auf,
Mit üpp'gem Grün ins Blau.
Und Berge stehen angefüllt
Mit einem Blüthenhain,
Und in die junge Fülle hüllt
Die graue Stadt sich ein.

Von Lindengängen schmuck belaubt,
Verschmäht sie andern Putz;
Ein schlanker Münster hebt sein Haupt,
Verspricht des Himmels Schutz.
Da regt sich Lust nach Weib und Haus
In solchem Segensthal,
Da geht der Mann auf's Freien aus
Im Morgensonnenstrahl.

Die alte Stadt Eßlingen ruht aus und verjüngt sich im Schoße der reichsten Natur; sie selbst ist in ihrem Innern reich an historischen Erinnerungen.

Ursprünglich stand an der Stelle kaum gelichteter Wälder hier nur eine einsame Zelle, in welcher die Gebeine des Märtyrers Vitalis ruhten, zu der die zerstreuten neubekehrten Einwohner der Umgegend zu wallfahrten pflegten. Aber eben dieser Sammlungsplatz der Gläubigen gab dem Orte in ziemlich früher Zeit eine politische Wichtigkeit, und schon im Jahre 1077 hält Kaiser Heinrich IV. zu Eßlingen wider seinen Gegenkönig, den Herzog Rudolph von Schwaben. Das Stadtrecht erhält es indessen erst unter dem Kaiser Friedrich II., und damit beginnt Eßlingens Flor.

Erst eilt des Neckars leise Welle
Vorbei an einer kleinen Zelle,
Drin ruht ein Heiligengebein:
Doch schon ist es ein Platz der Ehren,
Und mit des Reiches Glanze kehren
Schon deutsche Könige dort ein.

Und bald, wie Staufens großen Söhnen
Verliehen wird, ihr Haupt zu krönen,
Und nun die Schwaben Miester sind:
Da dehnet sich die enge Klause,
Da wurdest du im Königshause,
O Stadt! ein sorgenfreies Kind!

Der Rothbart baut an deinem Thurme,
Der Philipp nimmt in Kampf und Sturme
Doch deiner jungen Mauern wahr.
Des größten Friedrichs Adler schmücket
Dein graues Thor und unverrücket
Bewacht es noch sein Löwenpaar.*)

---

*) Diese und die verwandten Verse aus Schwabs Ged. I. S. 151 ff.

Wirklich hat Friedrich II. Eßlingen mit dem Stadtrecht Mauern und Thore gegeben. Noch steht von ihm das „Wolfsthor", über dessen Bogen ein Adler eingehauen ist, und zu beiden Seiten zwei hoch in Stein erhabene Löwen, das Wappensymbol der Herzöge von Schwaben ausprägend. Die Hauptkirche der Stadt zu St. Dionys wurde — wie dies der unterste Theil des Schiffes und der offenbar vorgothische Einbau desselben beweist — noch fürher begonnen, übrigens nach chronikalischen Nachrichten erst zu Ende des 13ten Jahrhunderts vollendet. Dieses Jahrhundert war die Zeit des schwäbischen Gesanges; auch Eßlingen hatte seinen „Schule-Meister" oder Meistersänger — ein Name, der lange fälschlich dem Zeitalter des Minnesanges abgesprochen worden ist — einen Dichter, der „den lichten Maienschein" dieser Frühlingsgegend pries. Das Glück der Hohenstaufen ging jetzt zu Ende. Heinrich VII. hatte im J. 1233 das Predigerkloster und die dazu gehörige Kirche zu Eßlingen gebaut. Als er zwei Jahre später, wegen Empörung gegen seinen Vater abgesetzt, in einem Gefängnisse den Tod fand, trat seine Gemahlin Margarita vor den Prior des Klosters und übergab ihm die goldene Krone mit der Weisung, den Erlös unter den Armen auszutheilen.

„Ihr Mönche, gebt dies Gold den Armen,
Ihr Mönche, flehet um Erbarmen,
Fleht für die Seele meines Herrn!"
Werth ist dies Weib, daß man sein denket,
Das auch der Krone Gold verschenket,
Als unterging der Ehre Stern.

„Sieh zu deinem Reiche, Gott, sonst erschleicht er Dir noch Deinen Himmel ohne Wehr!" So sang „der Schulmeister von Eßlingen" unter vielen andern Scheltworten (Manesse II, 93—95) feindselig dem Habsburger Rudolph entgegen, als er sich auf den römischen Kaiserthron setzte. Aber bürgerliche Wohlthaten besiegten den Widerwillen der Eßlinger, und zuletzt nannten sie Rudolph nur „ihren lieben Kaiser."

Die Stadt wurde immer blühender, und selbst stürmische Zeiten rüttelten vergebens an ihrem Wohlstande. Sie sah dem Kampfe der Gegenkönige Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, der den Neckar blutroth färbte, ungefährdet zu. Hundertunddreißig Jahre später ward die Frauenkirche mit ihrem herrlichen Thurme gebaut, den uns das gegenwärtige Blatt vor Augen hält.

In Frieden baust du kühn aus Quadern
Die Kirche, die den Ast von Adern,
Den schlanken Thurm, zur Höhe treibt;
Es stehn die hellen Fensterbogen
Mit lichten Bildern überzogen,
In deren Glas die Sonne bleibt.

Nun waren deine Tempel fertig
Und ihres Gottes neu gewärtig;
Da zückt herein der Morgenstrahl:
Erneut, gereinigt ist der Glaube,
Es reifet deine dunkle Traube
Jetzt für den Kelch im Abendmahl.

Im Jahre 1531 hielt der nach Eßlingen berufene Reformator Ambrosius Blarer die erste evangelische Predigt in der Dionysiuskirche am Tage nach

Sankt Dionys. Von Jahrzehend zu Jahrzehend wuchs jetzt Eßlingens Blüthe; die Handwerke gediehen, Weinbau und Weinhandel machten die Stadt lebendig und wohlhabend, während doch alle Ueppigkeit aus dem häuslichen Leben der Eßlinger verbannt blieb. Diesen Flor unterbrach einige Male die Pest und gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts der Einfall Melacs im Franzosenkriege. Noch trägt ein kleines Häuschen in der nur wenige Mauer- und Thurmruinen zeigenden, verödeten eßlinger Burg seinen Namen, und von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich die Sage fort, daß ihm sogar eine schöne Jungfrau Eßlingens geopfert werden mußte, um ihn von der gänzlichen Zerstörung der Stadt abzuhalten.*)

Die Grafen von Württemberg lebten in beständigen Fehden mit der Reichsstadt, die endlich in Folge der großen Zeitereignisse im J. 1802 unter württembergische Landeshoheit gekommen ist, unter der ihr Wohlstand nur zugenommen hat. Die blühendsten Baumwollen- und Wollenspinnereien, besonders die ihre kunstvollen Erzeugnisse über ganz Deutschland verbreitende Blechwaarenfabrik des Herrn Deffner, welche mit den berühmtesten englischen Fabriken wetteifert, die Tuchfabrik der Herren Gebrüder Hartmann und die Weinhandlung der Herren Keßler und Komp., deren moussirende champagnerähnliche Weine durch ganz Europa versendet werden, gehören nach Gründung und Aufschwung ganz den neuesten Zeiten an. In Beziehung auf die letzere, an deren Spitze der Schwiegersohn eines hohen Beamten und der obengenannte Freund des Verfassers stehen, ist in der unruhigen Zeit von 1831 der nachfolgende Scherz des Verfassers gesungen worden, der hier zum ersten Mal seine Stelle im Drucke finden soll.

Schwäbisches Räthsel.

Wir haben einen Insurgenten
Im sonst so frommen Schwabenland,
Er tobet gleich den Elementen
Im ersten wilden Schöpfungsstand.

Wißt, seine Zahl ist viele Tausend,
Er haust im Stems- und Neckarthal;
Dort ist er still, doch wird er brausend,
Wenn man ihn zwingt mit Kerkerqual.

Versüßen will man ihm die Bande,
Mit Zucker füttert man ihn gut;
Doch eben diese milde Schande
Erhitzet ihm sein Jugendblut.

Er schäumt vor Zorn, er sprudelt Rache,
Sein Riegel wird ihm zum Geschoß,
Aus dem verschließenden Gemache
Bricht er mit einem Schusse los.

---

*) Siehe die Romanze „das eßlinger Mädchen" in G. Schwabs Gedichten I. S. 260 ff., wo freilich der Sage ein beruhigender Schluß gegeben ist.

Es hat der Freche die Empörung
Dem wilden Frankreich abgelernt,
Und macht bei uns dieselbe Störung,
Und Niemand ist, der ihn entfernt.

Zwar, hüpft er gleich im welschen Tanze,
Sie sagen ihm zum Schabernack,
Es habe der forcirte Franze
Doch einen deutschen Beigeschmack.

Inzwischen lassen sie ihn toben,
Und schimpft man auch, man steht ihm bei;
In manchen Köpfen gibt er Proben,
Daß er ein Mann vom Berge sei.

Und laßt es nur ins Ohr Euch sagen,
Der Hauptmann der Rebellion
(Ihr werdet ihn nicht drob verklagen!)
Ist des Ministers Schwiegersohn!

Als besonderer Eigenthümlichkeit ist des sogenannten eßlinger Gebiets zu erwähnen, das aus mehren kleinen Weilern besteht, welche still und abgeschieden auf der Strecke zwischen dem rothen Berg und Eßlingen, zwischen Wein, Obst und Wald liegen, meist aus zerstreuten, über das ganze Gebirge bis auf die äußersten Höhen verbreiteten Häusern zusammengesetzt sind und sich höchst malerisch und einladend den Blicken darstellen. Sie sind, auch in vielem Andern noch altdeutscher Sitte getreu, nach Weidgerechtigkeiten und Hirtenschaften eingetheilt und, obgleich mit eigenen kleinen Kirchen versehen, doch nach Eßlingen eingepfarrt. Stille Frömmigkeit herrscht unter ihnen, und hier und da bewahrt ein solcher „Filialist" geheime Heilmittel der Natur, die er, von den Voraltern ererbt, zum Nutzen und Frommen der Nachbarschaft anwendet. Auch unser Bild zeigt uns einige von diesen glücklichen Pfarrkindern Eßlingens.

Die Stadt war in dem letzten Jahrzehend lange bleibender Sitz der jetzt wandernden Liederfeste für den vierstimmigen Gesang. Bei einem solchen musikalischen Wettkampf wurde auch vor Tausenden von Zuhörern das Gedicht gesprochen, aus welchem unser Aufsatz die bezeichnendsten Strophen mittheilt.

Wer auf der Brücke von Eßlingen steht und die erlesensten Gaben der Natur mit den seltensten Schätzen des Alterthums gepaart überschaut, wird einstimmend mit dem Dichter der umblühten ehrwürdigen Stadt die Worte zurufen:

Zeig' immer stolz dein Prachtgelände,
Die schmucken Werke deiner Hände,
Dein Thal, vom Segen Gottes voll,
Und deine grauen Alterthümer,
Der Burg und der Kapellen Trümmer,
Die Kindeskind noch schauen soll!

Der Schwarzwald.

Kloster Hirsau. — Der Wasserfall bei Triberg. — Die Hölle. — Freiburg im Breisgau. — Badenweiler. — Forbach im Murgthale. — Das alte Schloß Baden.

Kloster Hirsau.

Das hohe Schwarzwaldgebirge fällt nach allen Seiten in tiefer liegende Landschaften ab, im Süden und Westen ins breite Rheinthal, im Norden in die wellenförmige Ebene der obern Rheinpfalz, die den Schwarzwald vom Odenwald trennt, im Osten in die Flußthäler der Nagold, der Waldach, des Neckars und der südlich dem Rheine zueilenden Wutach. Es streicht von Südsüdwesten nach Nordnordosten mit einer Längenausdehnung von fünfundvierzig Stunden; die Breite von Osten nach Westen beträgt zehn, am nördlichen Ende allmählig verschmälert nur fünf Stunden, der ganze Flächenraum etwa neunzig Geviertmeilen. Die höchste Höhe hat das Gebirge im Süden, wo der Gebirgsknoten des südlichen Schwarzwalds, der Feldberg, 4600 pariser Fuß über das mittelländische Meer sich erhebt. Im Norden vertritt der Kniebis in etwas kleinerem Maßstabe (3016 Fuß hoch) den Feldberg. Am steilsten und schroffsten ist der westliche Abfall ins Rheinthal, wo sich das Gebirge in mehren hinter einander gelagerten Wällen bis zur höchsten Kette aufthürmt. Im nördlichen Theil entsendet der Westabsturz Bergäste ins Rheinthal hinaus, auf welchem sich wieder einzelne Kuppen erheben. Gegen Osten ist der Abfall im südlichen Theile ziemlich bedeutend, jedoch nicht schroff, im nördlichen dagegen, dem Innern Württembergs zu, wo sich das Gebirge allmählig verflacht, gering, so daß der von hier aus den Schwarzwald besuchende Reisende den Boden des Gebirges betritt, ohne es gewahr zu werden. Im Norden, gegen die Oberpfalz, ist der Abfall wieder ziemlich steil und hoch. Die nördliche Hälfte des Gebirges selbst nimmt den Charakter einer Hochfläche an. Vom Süden, aus dem Knoten des Feldbergs, strömen die Quellbäche der Hauptflüsse nach allen vier Weltgegenden, die Wutach, die Wiese, die Dreisam dem Rhein, die Breg und die Brigach der Donau zu. Die Hochfläche des Gebirgs wie seine Köpfe bedecken meist ausgedehnte, dicke und dunkle Nadelwaldungen, hier und da von einem Köhlerplatz, einem Feldstück, auch größern Feldungen unterbrochen. Auf den höchsten Höhen hören die zusammenhängenden Wälder auf. Das rauhe Klima duldet nur verkrüppelte Nadelbäume,

und mit jedem Schritte sinkt der Fußtritt in schwarzen schwammigen Moorgrund ein, welcher von einzelnen Rasen hoher Sumpfgewächse besetzt ist. Seine Wunder erschließt der Schwarzwald erst im Schoße der Thäler, wo die Natur vom Erhabensten und Schauerlichsten allmählig ins Lieblichste und Mildeste übergeht, so daß der Wanderer, der am Morgen vom Gebirgssturm umsaust unter verkrüppelten Fichten einherschritt, am Abend zwischen Hirsefeldern, zahmen Kastanien und Weinbergen wandelt. Die Hauptzierden dieser Thäler sind ihre hingestreuten Hütten, Höfe, Mühlen und Dörfer, und der rasche Fluß, der Anfangs braun, doch klar vom Moorgrunde kommend immer krystallheller wird, häufig Anfangs ein Sturzbach ist und die ungeheuersten Felsblöcke mit in sein Bett hinabnimmt, bis er in der Ebene zum breiten und leicht zwischen niedrigen Ufern dahin gleitenden Gewässer wird.

Die Hauptmasse dieses Gebirges als eines Urgebirges besteht aus Gneis und Granit, jener im südlichen, dieser im nördlichen Schwarzwalde vorherrschend. Gegen Norden und Osten verliert sich das Urgebirge allmählig unter der Decke des rothen oder bunten Sandsteins, der zuoberst ganz in eine Thonlage übergeht. Als Zwischenglieder treten mehre untergeordnete Steinarten auf, darunter schöner dem Urgebirge sich anschließender Porphyr. Auch Metalle umschließt die Gebirgsmasse, und besonders beträchtlich ist ihr Eisenreichthum. Kalte und warme Mineralquellen voll edler Heilkräfte entströmen jene dem Sandstein, diese dem Urgebirge.

Als Bewohner theilen sich in den Schwarzwald im Süden und Westen die Alemannen des Breisgaues und der nordwestlichen Schweiz, die Oberschwaben im Osten, im Norden die Niederschwaben. Die Wohnungen sind hölzern, die Tracht ist ernst und schwarz; die Beschäftigung des Schwarzwälders richtet sich nach dem Boden, den er besitzt. *)

Von allem Diesem, was hier übersichtlich gesagt worden, erzählen wir umständlicher bei einzelnen Bildern. Vorerst folge uns der Naturfreund in eines der bescheidneren Thäler des württembergischen Schwarzwaldes, zum Kloster Hirsau.

Helicena, erzählt uns die Sage, war eine fromme reiche Wittwe, die brünstig ganz dem Herrn sich anzutrauen strebte und oft auf den Knien ihn fragte, auf welche Weise sie ihre Erdengüter am besten anwenden könnte.

Da lag sie in der Nacht einmal,
Gewiegt in fromme Träume,
Und sah ein seltsam fremdes Thal,
Darin drei Fichtenbäume.
Die Bäume waren wundersam
Aus Einem Stamm gesprossen;
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam
Ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderau
Sah sie am Himmel wallen
Hoch einen Dom auf Wolken blau,
Hört' eine Stimme schallen:
„Dies Gotteshaus, Du fromme Braut,
Sei, wo die Bäume stehen,
In bestem Grund von Dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen!"

*) Vergl. Völter a. a. O. S. 3—43.

Die Frau erwacht, zieht ihr Feierkleid an, schmückt sich mit duftigen Blumen, wandert in ein fremdes Thal, bis ihr Alles klar im Sonnenschein entgegenblickt, die drei Bäume und der Born voll Himmelsthau, der hell über Blumen fließt.

In stiller Demuth ging sie aus,
So stille kehrt sie wieder,
Und setzet hier das Gotteshaus
Aus Himmelshöhen nieder.

So lautet die Legende von der Stiftung des Klosters Hirsau.*) Dies soll im J. 645 geschehen und Helicena aus dem Geschlechte der Edelknechte von Calw gewesen sein. Inzwischen stiftete sie wahrscheinlich nur die St. Nazariuskapelle und das dazu gehörige Haus, und erst zur Zeit Ludwigs des Frommen brachte Notung, Graf von Calw, Bischof von Vercelli, die Gebeine des heil. Aurelius nach Deutschland und fand durch ein himmlisches Zeichen hier am rechten Ufer der Nagold, wo die St. Nazariuszelle Helicenas stand, die Stätte, wo er dem Heiligen Kloster und Kirche gründete (830). Inzwischen gerieth es in den folgenden Jahrhunderten ganz in Verfall, so daß Albert der ältere, Graf von Calw, 1066 ff. dasselbe von Neuem stiften mußte und es auf dem linken Ufer der Nagold baute, auf welchem noch jetzt seine Trümmer stehen. Von nun an beginnt die Glanzperiode Hirsaus. Das Kloster kam durch Schenkungen bald so in Aufnahme, daß die Zahl der Mönche mit den Laienbrüdern sogar auf dreihundert stieg. Es wurde von ausgezeichneten Aebten regiert und bald der Sitz mittelalterlicher Bildung und Gelehrsamkeit. Aus Hirsau gingen jetzt Kolonien von Mönchen nach Frankreich und Schwaben. Um das neue Kloster, das Abt Wilhelm 1083—1091 gebaut, erhoben sich in der Folge viele und stattliche Gebäude, die eine Ringmauer umschloß. Im J. 1525 wurde Hirsau von den Bauern geplündert. Angezogen durch die Schönheit der Gegend — die klare Nagold bewässert hier das lieblichste Wiesenthal zwischen himmelhohen Tannenbergen und das Kloster blickt auf einer kleinen Erhöhung frei durch den Thalgrund hin — ließ der gute baulustige Herzog Christoph von Württemberg hier ein Schloß aufführen, hob aber als Reformator seines Landes im J. 1558 das alte Kloster auf und verwandelte dasselbe in eine evangelische Klosterschule. Der erste lutherische Abt, Dr. Heinrich Weickersreuter, wurde dem letzten katholischen Abte, den man christlicherweise im Kloster absterben ließ, als Koadjutor gegeben. Die neue Stiftung blieb unangefochten, bis in Folge der Ereignisse des dreißigjährigen Krieges die evangelischen Aebte dem Katholicismus wieder weichen mußten. Das Kloster sah jetzt wieder zwei katholische Aebte. Erst der westphälische Friede brachte die evangelische Ordnung der Dinge zurück. Die Klosterschule blühte unter der Leitung würdiger Prälaten, unter

*) Kerners Dichtungen. S. 101 ff.

welchen berühmte Namen Schwabens glänzen, ruhig fort, bis das verhängnißvolle Kriegsjahr 1692 die gänzliche Zerstörung des Klosters und damit die Verlegung der Klosterschule nach Denkendorf unweit von Stuttgart herbeiführte. Aebte von Hirsau wurden indessen fortkreirt, so lange die alte Verfassung Württembergs dauerte.

Die Franzosen, die grausamen Verwüster der Pfalz, verbrannten am 20ten Septbr. 1692 auch hier Kloster und Klostergebäude. Die Veranlassung zu der Unthat soll ein Strich des Bürgermeisters der Nachbarstadt Calw durch einen Kontributionsbrief Melacs und die Ermordung eines französischen Officiers gewesen sein. Was Melac zerstörte, vollendeten die Beamten selbst. Die herrliche Klosterkirche, die gegen 300 Fuß lang war und zwei hohe gleiche Thürme hatte, lag freilich schon in Asche, aber eine schöne Kapelle, welche 1783 noch unversehrt dastand, wurde um 1800 zu Baumaterialien verwendet. Kirche und Kreuzgang hatten damals noch gemalte Fenster, über welche der große Lessing aus einer hirsauer Handschrift des evangelischen Abtes Johann Parsimonius von 1579, die Joh. Jak. Moser der wolfenbüttler Bibliothek überlassen, seiner Zeit berichtet hat. Sie sind unter König Friedrich nach Monrepos bei Ludwigsburg gewandert und dekoriren jetzt in den dortigen Anlagen ein zierliches Kirchlein.

Von sämmtlichen Gebäuden sieht man noch die Ruinen der Peterskirche und den einen ihrer Thürme, eine ganz erhaltene Kapelle, einen großen Theil des Kreuzgangs; vom Kloster selbst einen achteckigen und einen runden Thurm; die ausgebrannten vier stattlichen Wände des Jagdschlosses, die Reste der Aureliuskirche und rechts von der Nagold ein Kirchlein auf dem Platz der alten Stiftung. Diese sämmtlichen Ueberbleibsel in dem von immergrünen Tannenbergen beschauten wiesenreichen Nagoldthale, in wucherndes Gebüsch eingekleidet, gewähren einen rührenden, doch nicht finstern Anblick.

In der Hauptkirche sollen sich in den alten Zeiten sehr viele Gemälde befunden haben; in einer Seitenkapelle sah man die ledernen Kriegskleider eines Riesen, der einst in diesem Revier gehauset. So lange das evangelische Seminarium bestand, war über dem Kreuzgange das Dormitorium der Stipendiaten und darin je auf vier Seiten vierzig Fenster mit alt- und neutestamentlichen Glasmalereien. Innerhalb des Kreuzganges plätscherten drei Brunnen, worunter ein schöner Springbrunnen. Einer von ihnen steht jetzt im Bade zu Teinach, die Schale des andern wird zur Viehtränke in Teinach selbst benutzt.

Unter den Monumenten des Klosters fand sich auch das Grabmal des Abtes Bruno, eines Herrn von Württemberg (um 1100), das zu den ausgezeichnetsten Denkmälern des Alterthums gehörte. Ein ebenfalls gut erhaltenes Grab ist das des Abtes Aurelius. Mehre andere Gräber von Aebten sind zerstört; es werden deren immer mehre ausgegraben und neuerlich durch Anordnung der Regierung gehörig geschont, die Gebeine aber an einer und

derselben Begräbnißstelle beigesetzt. Mit den Denksteinplatten, die sonst offen in der Kirche dagelegen haben mögen und jetzt mehre Fuß tief aufgegraben werden müssen, ist man bisher nicht geschickter umgegangen, als früher räuberisch und muthwillig mit den darunter befindlichen Skeletten, deren goldene Siegelringe und andere Kostbarkeiten die Habsucht reizten. Die Denksteine sind bis auf wenige völlig zerschlagen und die Stücke liegen ohne Zusammenhang umher. Auch das Denkmal des Reformators Brenz soll hier aufgegraben worden sein. Einer der vielen Steine besagt, daß der Abt Johannes Schultheß das Kloster nach einem Brande wieder aufgebaut, was ohne allen Zweifel nach dem Bauernkriege geschehen ist, wo Schultheß die Leitung des Klosters seit dem Jahre 1524 führte. Merkwürdige Schriften über das Kloster Hirsau, deren Verfasser der nach Weingarten geflüchtete Abt Wunibald († 1637) ist, hat man in letzterem Kloster vor etwa 30 Jahren gefunden.

Im Ganzen findet der Forscher in Hirsau nur wenig, aber dies Wenige, aus der unschätzbaren hirsauischen Chronik des Trithemius ergänzt, ist für die Kunstgeschichte von großer Bedeutung *). Die Aureliuskirche, von der nur Reste stehen, ist aus dem 9ten Jahrhundert und höchst merkwürdig als treue Kopie der römischen Basiliken, wie solche seit dem vierten Jahrhundert angelegt wurden; namentlich sind die hirsauer Kreuzgewölbe — wohl die ältesten in Deutschland — eine treue Nachbildung der römischen aus der letzten Kaiserperiode. Wie dann die deutsche Kunst bei allmähliger Zunahme technischer Fertigkeit diese Vorbilder verließ, zeigt sich bei der dritthalbhundert Jahre später erbauten Peterskirche zu Hirsau, von der sich der Grundriß in Gestalt eines lateinischen Kreuzes, so wie einer der Thürme noch erhalten hat. Abenteuerlich schauen die Menschen- und Thiergestalten hier von dem hohen Gesimse herunter. Diese häufig vorkommenden und vielfach gedeuteten Steinbilder beruhen theils auf biblischen Darstellungen, theils auf Legenden und Sagen von den Schutzheiligen, theils endlich auf heraldischen Beziehungen. Auf der Südseite des Thurms sieht man einen sitzenden Arbeiter in Laientracht, mit lockigem Haupthaar, der mit beiden Händen den mittlern Pfeiler trägt. Die Figur stellt einen der sogenannten Oblaten (freiwillig angebotener Laien) vor, durch deren Beihilfe Abt Wilhelm hauptsächlich den Bau ausgeführt. Alle Bilder zusammen formiren eine Hieroglyphenschrift, welche sich auf den Bau der Kirche bezieht. — Aus den hohen Mauern der Schloßruine strebt eine schlanke Ulme empor, die unsterblich bleiben wird, weil Ludwig Uhland sie besungen hat.

Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frisch grünend seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

*) S. in Mones Anzeiger für Kunde der d. Vorz. den gelehrten Aufsatz vom Hauptmann Krieg Sachfelden im 1. und 2. Hefte des 4. Jahrg. 1835.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts! du dringest
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

Die tiefen Töne dieses Liedes verhallen wie der Gesang im Gewölbe einer Klosterkirche; ich aber, der Berichterstatter, werfe noch einen Blick voll eigenthümlicher Wehmuth auf diese Ruinen, die bald ein treues Blatt vervielfältigen soll. Im J. 1692, gerade hundert Jahre vor meiner Geburt, wurde der dreijährige Sohn des Klosterbeamten aus den flammenden Gebäuden von den flüchtenden Aeltern getragen. Das Kind ward ein achtzigjähriger Greis und war der mütterliche Großvater meiner längst auch ruhenden Mutter, die ihm als kleines Mädchen noch oft die Locken des schneeweißen Hauptes gescheitelt hat.

Der Wasserfall bei Triberg.

So gern wir bei den Bädern des württembergischen Schwarzwaldes, dem einsamen und heilkräftigen Wildbad, dem lebendigen noch manche alte Volkssitte freilich nicht rein bewahrenden Teinach, dem stillen Liebenzell, dem Wallfahrtsort unfruchtbarer Frauen, mit der gewaltigen Ruine eines Raubritters, „des merklinger Tyrannen", verweilt hätten, so treibt uns doch die beschränkte Zahl dieser Blätter dem Kerne des Hochgebirges zu, der für malerische und romantische Darstellungen die reichste Ausbeute liefert und im Breisgau zu suchen ist. Dieser neun Meilen lange, in größter Ausdehnung sieben Meilen breite Gebirgsstrich, einst eine eigene Landgrafschaft, ist reich an hohen Kettenbergen, vielen Felsen, auch fruchtbaren mit Wein gekrönten Hügeln, die sich in ihrer letzten Abdachung in die reizende Rheinebene verlieren. Unter den Bergen des Breisgaues überschaut der Feldberg, der höchste Berg

unsers deutschen Vaterlandes, an Höhe wie an Pracht der Aussicht dem Rigi der Schweiz wenig nachstehend, wo neun Monate des Jahres der Schnee nicht schmilzt, die ganze Kette der Tyroler- und Schweizeralpen vom Hochvogel an bis zur Jungfrau und Blümlisalp, die Ketten der Vogesen, des Taunus, des Odenwaldes, der schwäbischen Alb und die waldigen Wellen des Schwarzwaldes, über welche der Feldberg wie ein Ararat hervorragt, und hinter diesen die unermeßliche Rheinebene mit ihrem silbernen Strome. Es ist die schönste Fernsicht, die Deutschland zu bieten hat. Nächst dem Feldberg zeichnen sich der Kandelberg, der Blauen und der Belchen aus, lauter köstliche Punkte für Aussichten. Zwischen allen diesen Bergen sind tiefe Thäler voll der ernstesten Reize; das gefeiertste unter ihnen, wiewohl von bescheidnerer Schönheit als die meisten, Hebels Wiesenthal; die andern durch die Treisam, die Glotter, die Alb, die Elz gebildet, Alle das Gebirge in den verschiedensten Richtungen durchziehend. Auch zwei Seen hat der Breisgau aufzuweisen, den Feldsee und den Titisee. Natur, Häuserbau, Sprache und Sitte der Bewohner mahnt hier allenthalben an die benachbarte Schweiz, und so ist es denn kein Wunder, wenn wir in diesem Gebirge auch den einzigen Wasserfall Deutschlands finden, der sich kühn mit dem gepriesenen Schweizerfalle, dem Gießbach, messen darf.

Triberg ist ein kleines Städtchen von keinen hundert Häusern und kaum achthundert Einwohnern; es bietet an sich keine Merkwürdigkeit dar, als daß es zu den Landstädtchen Schwabens gehört, die von Zeit zu Zeit mit einer Feuersbrunst heimgesucht zu werden vom Geschicke bestimmt scheinen; denn im J. 1525 wurde es sammt seinem Schlosse von den rebellischen Bauern verbrannt; im J. 1642 zerstörten die eigenen Bewohner Tribergs die den Herrn dieses Namens angehörige Ritterburg in einem Aufruhr und warfen Feuerbrände darein; vor etwa zwanzig Jahren endlich ist das ganze Städtchen durch Nachlässigkeit in Brand gerathen und ganz in den Flammen aufgegangen, so daß aus dieser finstern Gegend jetzt ein neuer Ort mit heitern Gebäuden aufgestiegen ist. Die Stadt liegt in einer engen kaum hundert Morgen messenden Bergschlucht, etwa zweihundert Schuh tiefer als die drei dieselbe nicht besonders malerisch umschließenden Bergrücken, und doch liegt sie noch höher als der höchste Gipfel des Kaiserstuhls am Rheine. Die neue Anlage des Städtchens ist so berechnet, daß hinter der breiten Hauptstraße der Wasserfall herniederwallt und die Bergschlucht emporsteigt.

Denn in nächster Nähe haben hier die Naturgeister ihren Sitz aufgeschlagen; in einer von ferne kaum bemerkbaren Bergschlucht spielen auf dem stürzenden Fallbach, der vom westlichen Rücken des Bergkessels herabtost, die Wassergeister auf ihrer gewaltigen Orgel, während auf nordwestlicher Seite an der Felsenecke der Gebirgskluft, wo der enge Fußpfad an der rauschenden Schonach hinaufführt, die Luftgeister auf der tannenbesaiteten Aeolsharfe des Waldes mit ihren seufzenden Hauchen das Rauschen des strömenden

Waldbaches begleiten. In mancher stürmischen Nacht kann der Wanderer diesen natürlichen Aeolsgesang unter den hohen Tannen belauschen. Vielleicht war es hier, wo der frühvollendete Schenkendorf seine feierliche Hymne auf den Schwarzwald gesungen hat. Wenigstens läßt sich hier der Ton vernehmen, von welchem er so begeistert singt, die uralten Säulen des Waldes anredend:

Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
Euch sä'te Gottes Hand;
Ihr alten hohen Tannen seid
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure schlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein schauervoller Klang.

Das ist ein ferner Liebeston,
Er klingt wohl tausend Jahr,
Von Geistern, deren Zeit entfloh'n
Und deren Burg hier war.

Wie schaurig hier und wie allein
Im höchsten schwarzen Wald!
Nicht fern kann hier die Wohnung sein
Der seligsten Gestalt,

Der Freiheit, die mein Herz gewann,
Der süßen Heldenbraut,
Der ich, ein liebentbrannter Mann,
Für ewig mich vertraut.

Der Mund des Volkes hat eine andere Deutung für die Lieder dieser Naturharfe. Zum ersten Mal hörten den ungewöhnlichen Klang in den Tannenwipfeln zu Ende des 17ten Jahrhunderts einige auf den nahen schönwälder und schonacher Höhen stationirte Soldaten eines kaiserlichen Regiments. Ihr frommer Aberglaube ließ sie übernatürliche Wirkungen ahnen. Bald fanden sie auch am höchsten und schönsten Tannenbaum bei einer lautern Felsenquelle ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild, das Jesuskind im Arme haltend, angeheftet. Ein Bürger von Triberg, mit Namen Friedrich Schwab, hatte das Bildchen als Weihgeschenk für seine an der Quelle des Felsens erlangte Genesung im Jahre 1680 an diesen Tannenbaum angeheftet. Die Soldaten, die in jenem Gesange der natürlichen Windharfe die Huldigung der Engel hörten, der Mutter des Heilandes dargebracht, ließen dem Bild eine blecherne Kapsel verfertigen und diese mit der Inschrift schmücken: Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis. Dazu fügten sie eine Opferbüchse, die bald so reich wurde, daß vom Ertrag eine freilich vergängliche und vergangene Kapelle aus Bretern gezimmert werden konnte.

Dichterohr vernimmt diesen Gesang nicht nur an der Fesenecke bei Triberg. Von demselben Engelsklang im Walde hat noch neulich Alphons von Lamartine in seinem Jocelyn auf seiner eigenen Dichterharfe die sanften Laute nachhallen lassen, die hier ihre passende Stelle finden.

Ihr Tannen, Wohlklangs voll! Ihr Harfen in dem Wald,
Drauf jeder Himmelswind die eigne Stimme hallt,
Ihr seid das Saitenspiel, wo Alles weint und singet,
In tausend Echos sich Natur mit Lust verschlinget;

Kein Menschenseufzer ist, der nicht mit süßem Hall
In einem Aetherhauch fänd' einen Wiederschall.
Ihr heil'gen Bäume wißt, was Gott uns zubeschieden.
Singt, weinet, tragt mit mir die Trauer wie den Frieden!
Gott aber weiß allein, ob euer süßer Klang
Sei Weinen über uns, sei froher Lobgesang!

Wir kehren jetzt zum Gegenstande des vorliegenden Bildes, dem triberger Wasserfalle, zurück. Dieser Fallbach verleiht der nächsten Umgebung einen sehr romantischen schweizerischen Anstrich, wo sich im verjüngten Maßstabe vieles Malerische vereinigt: Felsengruppen, sanftere Wiesenfluren im Hintergrunde, kahle Berghöhen, Partien schattiger Schwarztannen, an welche sich einfache Holzhütten und Bauernhöfe anlehnen, in deren Umzäunungen die Heerden, Kühe und Ziegen, von strohflechtenden Hirtenknaben oder Mädchen geleitet, bergan und ab gleiten. Der Fall stürzt sich in der engsten Schlucht in neun bis zehn Absätzen herunter, die jedoch nicht wie beim Reichenbach des berner Oberlandes durch horizontale Strömungen des Wassers von einander getrennt sind, sondern, dem Gießbache bei Brienz ähnlicher, zusammen doch wieder nur ein einziges wallendes Wasserband ausmachen, dessen Mitte — fast wie jener — durch einen betretbaren Steg durchschnitten ist. Die mächtigsten Tannen steigen zu beiden Seiten wie die Posten eines zerfallenen Portals empor, als dessen einstige zerfallene Wölbung ein gewaltiger Felsblock mitten im Wasserschaum auf dem Boden liegt.

Bei dem Städtchen vereinigen sich die drei Waldbäche, die Nußbach (vom nordöstlichen Bergeinschnitt herabfließend), der Fallbach und die Schonach, und strömen, drei Stunden durch ein tiefes und breites Thal fließend, unter dem malerischen Städtchen Hornberg in die Kinzig, die von dort an das mit Recht berühmte Kinzigerthal bildet, dessen romantische Bergwände die lieblichen Städtchen Hausach, Gengenbach und Offenburg umschließen. Von dem erstgenannten dieser drei Orte führt ein Seitenweg über das waldige Wolfach, das treffliche Bergwerke besitzt, in das Schappacherthal, das die schmuckſten Schwarzwaldhütten zeigt, aus denen in eigenthümlicher Landestracht freundliche Bewohnerinnen mit großen blauen Augen dem schaulustigen Wanderer lächelnde Grüße zunicken. Ist man einmal dort, so sind die Bergpfade allzulockend, als daß die Bäder Rippoltsau, Griesbach, Peterstbal und das tief in dem Abgrund versteckte Antogast übergangen werden dürften.

Könnten dreihundert statt dreißig Bilder aus Schwaben gegeben werden, so dürften aus allen diesen Gegenden mehrfache Darstellungen nicht fehlen.

Die Hölle.

Von Triberg fördert uns ein Gebirgsweg südwestlich in das von Südosten nach Nordwesten streichende Felsthal, das von seiner furchtbaren selbst im rauhesten Schwarzwald unerwarteten Wildheit den Namen Höllenthal davongetragen hat. Dieser Weg, der zunächst nach den Dörfern Schönenwald und Furtwangen führt, geht am Scheitel der triberger Wasserfälle vorbei, welcher dadurch höchst interessant ist, daß das Bergflüßchen Guttach hier völlig verschwindet und sich unter einer Masse, ja, man könnte sagen, einem horizontalen Mauerwerk jener rundgewaschenen Felsblöcke verbirgt, welche in dieser Höhe, auf diesen Gipfeln der Gebirge ein wahres Räthsel sind. Unter dieser Steindecke hört man das Rauschen des Waldstromes. „Hier muß einmal das Meer gewesen sein", sagte unser Führer trocken und gläubig, und der Anblick widersprach seiner Behauptung nicht. Auch ist der Wasserreichthum auf dieser Gebirgshöhe sehr groß; Felder und Wiesen vertrocknen im heißesten Sommer nie ganz, und wenn in unsern fruchtbaren Ebenen und Tiefen die letzteren in den jüngsten heißen Jahrgängen afrikanischen Steppen glichen, labte sich das Auge dieser Gebirgsbewohner an unverwelklichem Grün. Schönenwald und Furtwangen liegen in solchen bewässerten Thälern, deren Höhen mit Tannenwäldern bekränzt sind. Die Gegend ist hier an sich nicht malerisch, namentlich hört alles Felswesen auf, das der untern Gegend zwischen Hornberg und Triberg den Namen der kleinen Hölle verdient hatte; doch erhalten die einförmigeren Tiefen und Hochflächen einen eigenthümlichen Reiz durch die zum Theil abenteuerlich schweizerische Bauart der Häuser und Höfe, die anmuthig zerstreut umherliegen und bei denen die verschiedensten häuslichen und landwirthschaftlichen Zwecke vielmehr im Relief und in ihren ungekünstelten Forderungen erscheinen als bei uns im überkultivirten Lande. Ihr Anblick gewährt den mannigfaltigen Wechsel und die Unterhaltung, ja selbst hier und da den malerischen Reiz, den die Gegend selbst den Blicken des Wanderers versagt. Eine starke Bevölkerung in mannigfaltigen Nationaltrachten belebt diese zerstreuten Gehöfte; doch ist gerade die Kleidung der Weiber, obwohl charakteristisch, keineswegs schön zu nennen. Nur der Kopf, den der weiße oder auch grellgelb gefärbte Schwarzwälderstrohhut von männlicher Form noch über der Haube deckt, hat einen der rothen Wangen und blauen hellen Augen würdigen Schmuck. Das schwarze manchesterne Leibchen ist allzukurz und knapp, nach hinten nicht einmal zu der kurzen Taille herabreichend. Der dunkle Faltenrock breitet sich nach unten im Dreieck unter vielen Falten aus und entfernt sich gänzlich von der Form des menschlichen Körpers, so daß die schmuckſten Mädchen zu einer Mißgestalt abgestumpfter wandelnder Kegel werden und besonders von hinten gesehen recht abscheulich sind. Die Farbenzusammenstellung jedoch: schwarzmanchesterne Spencer, unter diesen rothe Mieder, dunkle Röcke und blaue oder rothe Strümpfe, hat etwas sehr

Gefälliges. Die einsamen Orte Schönenwald und Guttenbach, über welche der Weg führt, haben alte Kirchen mit Hof und Hofthor umgeben, durch welches die vergoldeten Kirchhofkreuze hell herausblicken. Furtwangen aber ist ein stattliches sehr lebendiges Uhrmacherdorf im ausgesprochensten Schwarzwaldcharakter. Hier geht die Straße nach „der Neustadt" durch, einem gewerbthätigen Städtchen, das seine hölzernen zum Theil sehr kunstreichen Uhren durch halb Deutschland versendet.

Der Wanderer zur Hölle verläßt hier die Straße und schlägt sich rechts durch immer steiler werdende Waldgegenden an der „kalten Herberge" (einer in Schwaben sehr häufig vorkommenden Benennung) vorbei, welche eine Wasserscheide zwischen dem Rhein und der Donau bildet, nachdem er kurz zuvor die der Kinzig und somit dem Rheine zueilende Guttach verlassen und über den einen der Donauzuflüsse oder vielmehr der Donauquellen, die Breg, gegangen war. Sein Weg führt ihn jetzt zwischen zwei Seitenthälern hindurch; von der linken Seite her winkt ihm in ziemlich freundlicher Lage das Pfarrdorf Urach (wohl von jener Albstadt und Veste zu unterscheiden); rechts schaut aus wilderer Thalumgebung Neukirchen heraus; vom höchsten Bergrücken öffnet sich ihm die Aussicht auf die gestreckten Schwarzwaldshöhen, welche das Rheinthal begränzen, namentlich auf den Rücken des Feldberges, den schon im Augustmonat jedes Unwetter mit Schnee bedeckt. Selbst die ganze Umgegend kann mitten im Sommer bei besonders ungünstiger Witterung unter Schnee gelegt werden. Nachdem wir auf diesen Höhen in großer Einsamkeit dahingepilgert, that sich uns endlich am südlichen Abhang ein weites nicht steil und hoch eingeschlossenes Wiesenthal mit der Dorfschaft Langenorlach auf, deren vereinzelt stehende Häuser das ganze weite Thal ausfüllen. Dann ging es durch fruchtbare Gelände immer abwärts dem Höllenthal zu. Neustadt, das wie Triberg nach einem Brande neu aufgebaut ist, bleibt links liegen und unversehens ist man auf der breiten Straße, die zur Hölle führt, und wo der schwarze Dämon dieses Passes, der übrigens ein unschuldiger Waldgeist ist, von Viertelstunde zu Viertelstunde ein einladendes Wirthshaus hingezaubert hat. Das erste führt einen Stern im Schilde und ist noch eine Stunde vom Eingang in das eigentliche Höllenthal und von seinem steilsten Abhang entfernt.

Die Ankunft bei den Felsen selbst bildet einen um so überraschenderen Moment, je weniger die letzte Strecke, die noch zurückzulegen ist, den Reisenden auf sie vorbereitet. Das Thal ist nämlich auf diesem ganzen Wege breit genug, um rechts und links von der bequemen Straße jene gewohnten Uebergänge vom Thale zu den Bergen zu gestatten, jene Unebenheiten und Wellenlinien, die der Blick durchlaufen kann, ohne unmittelbar auf den Bergwänden aufzuprallen. Plötzlich aber, nachdem man vom zweiten Wirthshause, welches zugleich das Posthaus ist, eine starke Viertelstunde die steiler werdende Bergstraße bis zum Thale hinab verfolgt hat, rücken die Berge ganz

nahe zusammen, und ehe man es sich versieht, findet man sich von den ungeheuersten, bald hervorspringenden, bald thurmähnlich emporsteigenden, bald überhangenden Felsenmassen umringt, eingeschlossen und fast bedroht. Bei jedem Schritte, den der Wanderer thut, treten ihm neue Felsenkolosse entgegen; der Vorschritt scheint ihm abgeschnitten; und blickt er wie zagend hinter sich, so ist auch hier die eben noch offene Straße durch wie plötzlich hervorgesprungene Steinblöcke gesperrt. Nur der Wald wuchert furchtlos unter diesen versteinerten Riesen; sein lustigstes Grün bekleidet ihre Wände und überkleidet sie oft, und seine kühnsten Stämme scheinen eben erst die höchsten Gipfel der Felsen erklettert zu haben und blicken triumphirend in die Tiefe hinab. Hier und da bildet das bemooste Gestein die thurmhohe Wand der Straße und der Wandelnde sucht vergebens den Himmel über sich. Ihm zur linken Seite rauscht ein schäumender Bach, der sich mit der Straße durch die Felsengassen windet und in der Ebene von andern Bergwässern verstärkt die meergrüne Treisam bilden wird. Der kühnste Fels, den unser Bild zeigt, heißt der Hirschensprung. Die Sage von einem Wilde, das ein kühner Sprung von Fels zu Felsen rettete, während der nacheilende Jäger von der Tiefe verschlungen ward, knüpft sich an denselben.

Die Vergleichung des Höllenpasses mit dem berühmten Münsterthal in der Schweiz liegt sehr nahe. Der Verfasser dieser Zeilen, der binnen sechs Tagen beide Thäler durchmustert hat, glaubt, daß der erstere, was das Großartige und besonders das Pittoreske unserer Felsenpartie betrifft, keine Vergleichung mit den Wundern jenes Schweizerthales zu scheuen habe, nur daß dort sich durch mehre Stunden fortsetzt, was hier eine Viertelstunde dauert. Wilder, zerreißender, zermalmender ist es allerdings dort in der großen Werkstätte der Natur zugegangen. Die Wasser der Sündfluth scheinen die Stirnen der höchsten Felsengipfel mit ihren Wirbeln ausgehöhlt zu haben, während höhlenartige Grotten ihre Füße spalten; in seltsameren Gestalten treten dort die Felsenkoulissen reihenweise aus den grünen häufig waldlosen Bergwänden hervor; und die zischende Schlange der Birs windet sich unzufrieden und zornig durch die finstern Abgründe. Hier im Höllenthal trägt Alles einen ruhigeren, aber auch erhabneren Charakter; die Natur scheint selbst im Kampf ihre Ruhe und Würde nicht vergessen zu haben. Ein entschiedener Vorzug des Höllenthales endlich ist die herrliche Vegetation der Wälder, mit welchen der Jura im Münsterthale sich nicht zu messen vermag.

Dem staunenden Wanderer dauert freilich bei uns diese erhabene Naturscene nur allzukurz. Kaum hat er, wenn ihn Bewunderung nicht länger fesselt, fünfzehn Minuten vom Eingang in die Höllenpforte zurückgelegt, so öffnet sich auch schon wieder eben so unerwartet ihr Ausgang. Ein malerischer Fels, welchen die ganz zerfallenen Trümmer der uralten Burg Falkenstein krönen, schließt diese grandiosen Felspartien. Von ihr erzählt eine geschichtliche Sage, die des schauerlichen Bergspaltes, dessen letzter Vorposten sie ist, voll-

kommen würdig erscheint, und von der sich der Berichterstatter, der sie aus dem Munde des Volks vernommen hat, nur so viel erinnert, daß von wilden Rittern hier ein gefangener Knecht unmenschlich über die Zinnen gestürzt worden. In der neuen Zeit ist der Höllenpaß durch den Rückzug der Franzosen im Jahre 1796 bekannt geworden.

Nach den letzten Felsengruppen zeigt die Natur noch mitten im Thale ein anderes Angesicht. Bald erscheinen jetzt wieder Wirths- und Bauernhäuser, die Berge treten noch, während der Weg abwärts führt, immer weiter zurück und wie weggehaucht sind die Felsen. Fruchtbarkeit drängt sich in das offene Thal herein, die Reben erscheinen wieder in Ranken an den Hütten und bald auf den freien Hügeln; endlich breitet sich, von einem weiten Runde entfernterer Gebirge rings eingeschlossen, der heitere Grund aus, dem die Phantasie des Volks den vielleicht allzu schmeichelhaften Namen des Himmelreichs verliehen hat. In zerstreuten schmucken Häusern zieht sich das Dorf, das ebenfalls diesen Namen führt, die Heerstraße entlang; lustig rauscht die Treisam der Straße bald näher, bald ferner; links schaut aus üppigem Baumgrün das heitere Dorf Kirchzarten mit Thurm und Häusern hervor; bald nimmt uns Zarten, das alte römische Tarodurum, auf, dann das Dörfchen Ebnat; bisher durch den Schloßberg verdeckt, verkündigt endlich der himmelansteigende Münster die Hauptstadt des schönen Breisgaues, Freiburg, und ihr mittelalterliches Thor verspricht dem Wanderer nach den Schaudern der Hölle und dem Sonnenschein des Himmelreichs sanfte Ruhe und friedlichen Schatten.

Freiburg im Breisgau.

Die Stadt Freiburg hat eine der prachtvollsten Lagen unter den Städten Deutschlands, die sich im Bilde nicht ausdrücken und überschauen läßt. Aber der Reisende mag von Wien oder Dresden, von Heidelberg oder vom Bade Baden kommen, satt von Bewunderung und ungläubig gegen Weiteres: hier wird er von Neuem seine Augen aufthun und, wenn ihn ein blauer Himmel und die schönste Jahreszeit — Spätfrühling oder Herbst — begünstigt, sich an Nähe und Ferne nicht satt sehen können. Der Münster von Freiburg entschädigt für Burgruinen, Paläste oder andern Schmuck der Gegend von Menschenhänden; er ist gerade dadurch eine so hohe Zierde der Stadt und ganzen Gegend, weil er die einzige ist und kein anderes Gebäude auch nur über seinen Fuß emporragt. An der schönen protestantischen Kirche, die jetzt eben, aus einem Gebirgsdorfe hierher verpflanzt, emporsteigt und die unsere Zeichnung anticipirt hat, wird er in gehöriger Ferne einen edeln, aber sehr bescheidenen Nebenbuhler erhalten.

Freiburg liegt fast in der Mitte des Breisgaues, dessen Hauptstadt es ist, dicht am Fuße der Schwarzwäldergebirgskette, die hinter ihren Mauern emporsteigt. Ihr zunächst erhebt sich der Schloßberg, von allen Seiten in frisches Rebgrün gekleidet, aus dem hier und da dunkle Trümmer der Vergangenheit hervorblicken; an ihn schließt sich der freundliche Johannisberg und beide weit überschauend der Roßkopf. Gegenüber beherrschen der Schönberg, Kibfels, Schauinsland, und tiefer hinein der Belchen und des Schwarzwaldes höchste Spitze, der Feldberg, die obere Gegend.

Zwischen diesen Bergreihen rauscht aus dem Thale von Kirchzarten die Treisam herab, links am Saume der Stadt vorüber. Hier ist einer der Hauptpässe des Schwarzwaldes, der sich durch das genannte Thal, das Himmelreich und die Schluchten des Höllenthales hinaufzieht und zum benachbarten eigentlichen Schwabenlande den Zugang öffnet.

Vor der Stadt aber entwickelt sich in einer Ausdehnung von mehren Stunden eine ungemein fruchtbare und bevölkerte Fläche, ähnlich einem ununterbrochenen lieblich wechselnden Garten, längs dem Ufer des Rheines, noch vor diesem aber begränzt durch das waldgekrönte Rebgebirge des für Botaniker und Mineralogen so merkwürdigen Kaiserstuhls, über welchem in dunkler Ferne die Häupter der Vogesen emporragen.

An diese Orientirung, die wir fast wörtlich von dem trefflichen Geschichtsschreiber und Topographen Freiburgs entlehnen, dessen Werke hier unser Leitstern sind*), schließe sich die begeisterte Schilderung des Dichters, der hier im Jahre 1814 in der Morgenröthe der deutschen Freiheit, ohne Ahnung der Gewitter, die eine zu stechende Sonne zusammen ziehen sollte und die er nicht erlebt hat, voll Jugend und Hoffnung sang**).

Wie fröhlich hier im reichen Thal
Die lieben Bäume stehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl,
Geschützt von jenen Höh'n.

Ihr Kirschen und ihr Kästen sollt
Noch manches Jahr gedeih'n,
Auch du, Gutedel, fließend Gold,
Auch du, Markgrafenwein.

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde zieht mich's hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel sieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O Treisam, süßer Aufenthalt,
O Freiburg, schöner Ort,
Mich ziehet nach dem höchsten Wald
Die höchste Sehnsucht fort.

Nicht schrecket mich im Höllenthor
Der grause Felsensteg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Du mit dem weissen Wälderhut
Und mit dem schwarzen Band,
O Mägdlein, sittig, schön und gut,
Grüß' mir das deutsche Land!

---

*) Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen, von Heinrich Schreiber. Freiburg, Herder. 1825. — Der Münster von Freiburg, von demselben. 2te Aufl. Ebendaselbst. 1829.
**) „Der Schwarzwald", von Max v. Schenkendorf.

Ich muß hinauf zum schwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort soll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche sein! —

Die erste Lichtung dieser dichten Urwälder, die sich bis tief ins Thal und in die Ebene erstreckten, verdankte das Land den Römern, welche den wichtigen Engpaß, wo die Treisam aus den Bergen tritt, aufs Sorgfältigste besetzt hielten. Ihr Tarodurum lag unfern von Freiburg wahrscheinlich oberhalb des Dorfes Zarten, wo eine quer das Thal durchlaufende Verschanzung „der Heidengraben" mit steilen Abhängen und darunter hinrauschenden Waldbächen die Niederlassung gegen die wilden Gebirgsalemannen vertheidigen half. Auch auf dem Schlosse von Freiburg mag eine römische Warte gestanden haben, welche das nahe Tarodurum mit dem fernen mons briscanus (Breisach) verband und von der noch zahlreiche Bruchstücke roher Mosaik zeugen, die vor etwa fünfzehn Jahren hier gefunden worden sind.

Die Stelle, wo Freiburg steht, war indessen noch zu Anfang des eilften Säkulums, wie aus einer Urkunde erhellt, mit Walde bedeckt. Erst zu Ende dieses Jahrhunderts sollen Jäger, Fischer und um der reichen Erzgruben willen, die bis auf die neueste Zeit in den umliegenden Bergen bearbeitet werden, Bergleute sich in einem Dorfe hier angesiedelt, und nach einer Chronik soll ein Graf von Kyburg seinem Schwager, einem Herzoge von Zähringen, die Erlaubniß ertheilt haben, auf dem jetzigen Schloßberge von Freiburg ein Jagdhaus aufzuführen. Der eigentliche Begründer der Stadt Freiburg ist Herzog Berthold III. aus dem uralten Geschlechte der Bertilonen, die schon im 8ten Jahrhundert der Bertholdesbara ihren Namen gaben, von einem Schlosse bei Freiburg, das, am Rande des Schwarzwaldes über dem gleichnamigen Dorfe gelegen, bis 1111 sein Vater Berthold II. bewohnte, der Zähringer zubenannt. Mitten in unruhigen Zeiten gründete er hier nach dem Muster Cölns, das er als mächtige rheinische Handelsstadt persönlich kennen gelernt hatte, ein freies Gemeinwesen, eine freie Burg, der eine eigene Verfassungsurkunde bestimmte Rechte zusicherte und die er und seine Nachkommen bald, so wie im Osten des Schwarzwaldes das neu begründete Villingen, zu fröhlichem Blühen brachten. Unter seinem Bruder Konrad (1122—1152) läßt die Sage den herrlichen Münsterbau beginnen, und als im Jahre 1146 der h. Bernhard, das Kreuz predigend, in diese Gegenden kam, verweilte er zwei Tage zu Freiburg und bezeichnete viele Reiche und Vornehme zur Fahrt nach Palästina mit dem Kreuze. Der letzte des Zähringerstammes, Berthold V., starb in dieser Stadt (1218) und liegt im Münster, wo noch sein riesiges Steinbild Ehrfurcht gebietet, begraben.

Sein Erbe ward zerstückelt. Die Stadt Freiburg überließ der Kaiser, der sie als vorgebliches Reichslehen an sich gezogen hatte, dem Grafen Egon I. von Urach, dem Schwager Bertholds. Unter seinen Nachfolgern nahm die

Stadt an Kraft und Umfang zu. Zünfte treten hervor (1293) und mit ihnen erscheint der erste Bürgermeister. Aber die Grafen von Urach versanken in schwere Schuldenlast, und als die Stadt diese bezahlen sollte, geriethen Herr und Land, die Waffen in der Hand, aufs Feindseligste aneinander. Graf Egon III. belagerte sie (1299) vergebens; ein kühner Fleischer erschlug ihm seinen eigenen Schwager, Konrad von Lichtenberg, den Bischof von Straßburg. Seitdem nahm Achtung und Gewalt der Grafen ab, und die Stadt wurde so mächtig, daß sich selbst die Markgrafen von Hochberg um ihr Bürgerrecht bewarben. Sie verordnet sich jetzt unter einer Schattenbestätigung der Grafen ihre Obrigkeiten selbst und erkauft sich bald (1327) eine förmliche Freiheitsurkunde, vermöge der sie mit den bedeutendsten Städten, Fürsten und Edlen nah und fern Schutz- und Trutzbündnisse schloß. Handel und Gewerbe standen jetzt in voller Blüthe. Neue Straßen entstanden; begüterter Adel ließ sich in Freiburg nieder und lange behauptete die „Stube zum Ritter" die Oberhand über die „Bürgerstube."

Aber als Graf Friedrich im Jahre 1356 ohne männliche Erben dahinstarb, gerieth die Stadt in mancherlei Unglück, in die Acht, und endlich einem aufgedrungenen Herrn, dem Bruder des Verstorbenen, dem Grafen Egon, in die Hände. Die Stadt erwehrte sich seiner, er aber brütete mit Fürsten und Edlen im Bunde einen Ueberfall aus. Ein verwiesener Bettler, der der Herrn Anschlag in einem nahen Dorfe belauscht hatte, verrieth ihn den Bürgern und den in der Stille heranziehenden Feind empfing die Sturmglocke. „O weh", rief er bei diesen Tönen, „heute Herr zu Freiburg und nimmermehr!" Jetzt brachen die Bürger das Schloß ob der Stadt, eine der schönsten Vesten Deutschlands, zogen siegestrunken vor die Burg zum Weiher bei Emmendingen und gewannen auch diese. Aber die muthwillige Ermordung zweier Edlen zog ihnen die Feindschaft der Herrn und Städte zu, und mit dieser Hilfe bezwang sie Graf Egon in einer großen Schlacht am 18ten Oct. 1366. Ueber 1000 Freiburger wurden erschlagen, bei 400 in den Rhein getrieben, wohl 400 gefangen. Doch ermannte sich die Stadt, und nach langen Unterhandlungen erkauft sie sich durch Burg und Herrschaft Badenweiler die Befreiung von dem verhaßten Grafen und unterwirft sich in Folge ihrer Bedrängniß dem Hause Habsburg, das auf diese Weise leichten Kaufes zur Perle seiner Vorlande kam.

Jetzt war Freiburgs kräftige Jugendzeit vorüber; es kränkelte an einer unerschwinglichen Schuldenlast und Sempachs Schwert fraß seine edelsten Söhne. Darüber gewannen die Bürgerlichen die Oberhand in der Stadt, die zugleich der Juden ledig wurde. Als Herzog Friedrich von Oesterreich, ihr nunmehriger Herr, zur Zeit des Koncils von Konstanz dem entsetzten Pabste Johann XXIII. treu geblieben, verlor der Geächtete mit seinen übrigen Landen auch Freiburg, und die Stadt schwor am 15ten Mai 1415 dem Reiche, aber schon am 10ten Nov. 1427 wieder dem Herzoge. Hochverdient machte sich Erzherzog Albrecht VI. um Freiburg durch die Stiftung der Hochschule im

Jahre 1456. Seine Nachfolger aber verpfändeten und versetzten von der Stadt, was sie konnten; unter Erzherzog Siegmund kam die ganze Stadt als Pfand an Karl den Kühnen von Burgund, der ihr einen tyrannischen Mann zum Vogte setzte. Endlich kam Siegmund, mit den Schweizern verbündet, seinen alten Landen zu Hilfe. Der böse Vogt wurde zu Breisach in einem Aufstande gefangen und nachher dort hingerichtet. Mit Jubelgesängen empfingen an Ostern die treuen Bürger zu Freiburg ihren Siegmund. „Christ ist erstanden, der Landvogt gefangen!" sangen sie. Granson und Murten demüthigten den racheschnaubenden Burgunder und vor seinem eigenen Nancy sank er in den Staub (1477). Seitdem entwickelten sich die Landstände zu Freiburg und dieses wurde der entschiedene Mittelpunkt des Staatslebens in den österreichischen Vorlanden.

Aber der Erzherzog war aufs Neue bereit, die Stadt an den Meistbietenden loszuschlagen. Da fand sie einen festen Anker an König Maximilian, der die Vorlande liebte und manche Abenteuer des Theuerdanks in diesen Gegenden bestanden haben soll. Ihm huldigte die Stadt am Pfingstmontage (31ten Mai) 1490, und als Reichsstadt sah sie acht Jahre darauf, blühend und durch den Kaiser von ihrer Schuldenlast befreit, den herrlichen Reichstag zur Einleitung des Schweizerfriedens in ihren Mauern.

Der Bauernkrieg drohte auch Freiburgs Mauern Zerstörung. Joß Fritz, ein Flüchtling des speyerer „Bundschuhes", hatte sich im Jahre 1513 an die Spitze von zweitausend unter 10 Hauptleuten vertheilten Bettlern gestellt, und wollte unter einer Fahne, die das Leiden Christi zwischen Pabst und Kaiser darstellte, Befreiung von den Herrn, von Zöllen und Abgaben, vom rotweiler Hofgericht, Freigebung der Wälder und Wasser, bedingte Tilgung der Schuldbriefe mit Feuer und Schwert erobern. Die Verschwörung wurde zu guter Stunde an den Markgrafen von Baden und an Freiburg verrathen, das schleunige und abschreckende Maßregeln zur Unterdrückung des Aufruhrs ergriff. Im spätern Verlaufe dieses Krieges wurde von einem 50,000 Mann starken Bauernhaufen das Blockhaus auf dem Schloßberge genommen und die Stadt selbst gebrandschatzt. Bald aber sagte sie den Bauern, durch Zuzug verstärkt, feierlich ab und der Krieg endete aller Orten mit einer furchtbaren Treibjagd auf die Bauern, wobei jedoch Freiburg und der Umgegend das Lob ehrenvoller Mäßigung gebührt. Im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts erholte sich die Stadt von ihren Anstrengungen, aber im folgenden sah es sich unerwartet schnell in den dreißigjährigen Krieg hineingezogen und mußte alle seine Verheerungen in vollem Maße theilen. Im Decbr. 1632 wurde es von dem schwedischen Obersten Schaffalizki belagert. Zwei verkleidete Jesuiten bedienten das Geschütz der Stadt, die endlich in Brand gerieth, erobert und geplündert wurde. Zum zweiten Mal ergab sich das wieder geräumte Freiburg dem Herzog Bernhard von Weimar (11ten April 1638) und wurde erst im Jahre 1644 von dem baierisch-kaiserlichen Feldherrn Mercy dem Feind im

Sturme wieder genommen. Ruhmvoll behauptete sich dieser gegen den später sogenannten großen Condé und Turenne im Besitze der Stadt. Der westphälische Frieden gab Freiburg, während Alles rings umher an Frankreich fiel, noch Frist, aber im Herbst 1677 wurde die Stadt, deren neue Befestigungen ihr einen verderblichen Reiz gaben, von den Franzosen überfallen und nach sechs Tagen erobert. Volle zwanzig Jahre, bis zum ryswycker Frieden (30ten Octbr. 1697), blieb Freiburg, bald förmlich abgetreten, unter französischer Botmäßigkeit und wurde von Ludwig XIV. nach Vaubans Planen unter großer Verwüstung der Stadt zu einer Hauptfestung umgestaltet, die auf der obersten Spitze des Schloßberges das Adlerschloß (Fort de l'aigle), auf dem untern Vorsprunge das Sankt Petersschloß (Fort St. Pierre) beschützte, dessen Werke sich bis zur Stadt herabsenkten. Beide vermittelte die sehr feste Sternschanze (Fort de l'étoile) durch verdeckte Wege. Noch jetzt überschaut man mit Staunen die Ueberbleibsel dieser Schlösser, ungeheure Mauerblöcke, in Felsen angelegte Gewölbe, tiefe Brunnen, über den Bergrücken laufende Gräben und Verbindungslinien, Alles in kurzer Zeit, aber mit Verwüstung von Kirchen, Thürmen, Klöstern und Bürgerwohnungen ausgeführt. Im Uebrigen bestätigte Ludwig die alten Rechte und Freiheiten der Stadt; aber Freiburg verblutete durch Auswanderungen und Ludwigs Riesenwerk wurde spottweise la dernière folie de Louis XIV. genannt.

Die Zurückgabe an das Reich führte eine gehässige Reaktion gegen die Stadt und ihre Beamten herbei, und den Frauen Freiburgs wurde urkundlich vorgeworfen, daß sie sich den französischen Truppen geneigter erwiesen als den Oesterreichern. Endlich, mitten unter den Drohungen des spanischen Erbfolgekrieges, erhielt die Stadt ihre alten Rechte wieder; aber am 21ten Septbr. 1713 erschien das französische Heer unter Villars, 150,000 Mann stark, vor der Stadt, die nach verzweifelter Gegenwehr mit den Schlössern sich ergab, im folgenden Jahre jedoch mit dem Frieden unter ihre vorige Oberherrschaft, das Erzhaus Oesterreich, zurückkehrte. Unter diesem mannigfaltigen Kriegsjammer war Freiburg zu einer ausgebrannten Stadt mit 500 Bürgern zusammengeschmolzen, die regelmäßig eine Besatzung von 5—6000 Mann zu beherbergen hatten. Eben erst fing ihr Wohlstand an, sich wieder zu erheben, als der polnische Thronfolgekrieg sie in den vorigen trostlosen Zustand zurückwarf. Nach Kaiser Karls VI. Tode (1740) huldigte sie Marien Theresien, wurde aber bald im blutigen Kriege mit österreichischen und darauf mit französischen Truppen überschwemmt. Der Marschall Coigny beschoß im Septbr. 1744 die Stadt mit einziger Schonung des Münsters, während der König von Frankreich selbst auf dem Lorettoberge (demselben, von dem aus unser Künstler das Bild der Stadt entworfen hat) eine Nacht zubrachte und den Truppen Geschenke austheilte. Die Belagerung der 8000 Mann starken kaiserlichen Besatzung dauerte fort bis in den November und endigte mit einer Kapitulation. Die Franzosen zerstörten jetzt die Festung, ihr eigenes Wunder=

werk; die drei unbezwungenen Schlösser wurden in große Schutthaufen verwandelt; Straßen wurden aufgerissen, die Häuser vom Pulverdampfe geschwärzt, die Dächer durchgeschlagen, die Fenstergestelle zertrümmert, die zwei- und dreifachen Gürtel von Mauern und Wällen zerrissen, der Münster selbst schwer beschädigt. Das alte Freiburg war nicht mehr zu erkennen. Seitdem verlor es seine historische Bedeutsamkeit. Es wurde nach dem aachener Frieden (1748) nicht wieder befestigt, die Trümmer seiner Veste dafür in blühende Gärten und Rebgelände umgeschaffen; auf dem Schloßberge selbst fing anstatt seiner Schlösser ein Hain von anmuthigen Bäumen und Büschen zu ergrünen an.

In der Revolution erschienen im Juli 1794 die Franzosen wieder zu Freiburg, aber Moreaus Rückzug gab die Stadt den Oesterreichern zurück. Der Frieden von Campo Formio (17ten Oct. 1798) warf die arme deutsche Stadt dem Herzog von Modena als Entschädigung zu, aber der Frieden von Preßburg führte einen erwünschten Regentenwechsel herbei. Dem würdigen Nachkommen seiner ältesten geliebten Fürsten, der Herzöge von Zähringen, dem Großherzog Karl Friedrich von Baden öffnete Freiburg am 30ten Juni 1806 Thore und Herzen. Große Ereignisse gingen seitdem an Freiburg vorüber, aber es blieb bei seinem alten Regentenhause.

Außer diesem besitzt die verjüngte kleine Stadt von ihrem Alterthume nur noch ihr Gebirge, ihre Hochschule und ihren Münster. Wir verweilen bei diesem letztern, wie unser Auge, dem Bilde der Stadt zugekehrt, auf diesem ätherischen Kolosse ausruht.

Der Münster, durchaus von rothem Sandstein aufgeführt, ist in der gewohnten Kreuzform angelegt und wie alle christlichen Tempel von Abend gegen Morgen gerichtet. Der Thurm erhebt sich an der Abendseite in gleicher Breite mit dem Mittelschiffe, dem er zum vordern Strebepfeiler dient. Durch ihn führt der Haupteingang zur Kirche. Zwei Nebenschiffe treten aus dem Hauptschiffe zu beiden Seiten und von gleicher Weite hervor. Niedriger als das Hauptschiff, höher als die Nebenschiffe, folgt sodann der Querbau, an dessen Rückseite gegen Osten sich kleinere Thürme erheben. An ihn reiht sich der Chor, nicht breiter, aber beträchtlich höher als das Hauptschiff, von einem Kreuzgang und einer Kapellenreihe umgeben. Von diesen verschiedenen Theilen stellt der Querbau mit den „Hahnenthürmchen" als ältester Theil der Kirche den byzantinischen Styl in seiner Auflösung und seinem Uebergang in den deutschen Styl dar, weiter vorwärts im Langhause nur noch an den Bogenstellungen, womit die Wände der Seitenschiffe bekleidet sind, und einigen Säulenknäufen sichtbar; das Ganze stellt die deutsche Baukunst in ihrem ersten Erwachen und ihrer raschen Ausbildung dar. Aus gleicher Zeit und in gleichem Styl ist der Thurm selbst bis zur obern Hälfte und zur Pyramide, die beide reicher und köstlicher als die großen und einfachen, wiewohl würdig geschmückten Massen der untern Hälfte, die kühnste Höhe der altdeutschen Kunst

bezeichnen. Der älteste Theil der Kirche dürfte von Herzog Konrad von Zähringen (reg. von 1122—1152) herrühren, das Langhaus unter Graf Konrad von Freiburg (reg. von 1236—1272) nebst dem alten Chore vollendet worden sein. Um Jahrhunderte weiter vorgerückt zeigt sich die deutsche Kunst am jetzigen Chor, der an die Stelle jenes älteren (1354—1513) aufgeführt worden. Hier erregen die künstlicheren Gewölbe, die kühnen weitgespannten Bogen, der köstlichere Bilderschmuck auf Strebepfeilern und über Thüren, endlich die phantasiereicheren Ausschmückungen der Fensterbogen unsere Bewunderung, aber die feierliche Größe der Anordnung und die ernste wohlthätige Harmonie der ältern Kunst wird vermißt. Gleichzeitig mit dem Chor scheinen die obern Stockwerke der beiden Hahnenthürmchen zu sein.

Das Ganze zusammen macht dennoch den Eindruck eines in sich Vollendeten; Plan und Kräfte wirkten bei dem freiburger Münster mehr als irgendwo im Einklang und schufen ein Werk, das unter die ersten Zierden des deutschen Vaterlandes zu rechnen ist.

Was die Einzelheiten betrifft, so nimmt zuvörderst der untere Theil des Thurmes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sein Viereck, dessen Stützpfeiler weit hervortreten, bildet einen Vorplatz, in welchem einst öffentlich Gericht gehalten wurde, was mehre Zeichen und Inschriften an den Wänden andeuten. In der vordern Thurmmauer befindet sich das äußere säulenreiche Portal, das bis zur Spitze seines Bogens offen ist und in seiner Giebelverdachung eine Vertiefung mit schönen Hochbildern hat. Eine mit dem reichsten Bilderschmucke versehene Vorhalle zieht sich von hier aus nach dem innern Hauptportale. Seine Seiten sind mit dichtgedrängten Stäben bekleidet und in vier im Spitzbogen zulaufende Höhlungen getheilt, welche mit Bildern verschiedener Größe ausgefüllt sind. Auch die durch einen Mittelpfeiler in zwei Theile geschiedene Thür ist vom Gesimse bis zur Bogenspitze ganz mit Bildwerk bedeckt. Ueber der Dachhöhe des Mittelschiffes wird die viereckige Form des Thurmes durch eine vortrefflich konstruirte zwölfeckige Gallerie in ein Achteck umgebildet. Vier große spitzige Winkel, welche über den rechten Winkeln des untern Gebäudes hervorspringen und durch ihren Anschluß an den Thurm zu gleichschenkligen Dreiecken werden, lassen die frühere Form des Vierecks vorherrschend bleiben; dabei wird auch das Achteck nicht aus den Augen verloren; denn jene vier spitzwinkligen Vorsprünge dürfen als die Strebepfeiler des mittleren Thurmes genommen werden, ohne welche das Achteck seine volle Reinheit haben würde.

Von der untern Gallerie führt eine Wendeltreppe von 56 Stufen auf die Plattform, den schönsten Standpunkt auf dem ganzen Thurme. Acht kolossale Fensterräume öffnen in hohem und reichem Spitzbogen die Wände des völlig ausgebildeten Achtecks und auf den schmalen Pfeilern zwischen diesen Bogen ruht die hochgethürmte gleichfalls in ihren acht Seiten kühn durchbrochene Pyramide; man findet sich in einem Tempel voll wunderherrlicher

Kunst, und doch geben diese Wände und dieses Dach die Aussicht nach dem Himmel und nach der entzückenden Ferne fast ganz frei. Die Fensterbogen sind zweimal durchschnitten und oberhalb reich verziert. Hohe Giebel mit geschmückten Feldern krönen sie und bis zu ihrem Scheitel steigen an vier Seiten die zarten Schlußsäulchen der mit der untern Gallerie hervortretenden vier spitzen Vorsprünge herauf. Von der Plattform führen 70 weitere Stufen zur obern Gallerie. Die Pyramide hat hier an ihrem Fuße einen Umfang von 120 Schuh. Ihre weitgeöffneten Rosen sind mannigfaltig und wechseln auf gefällige Weise. Ausführung und Dimensionen sind in dieser höchsten Region des Thurmes weise und glücklich auf die Ferne berechnet.

Der an den Strebepfeilern angebrachte Bilderschmuck hat zum großen Theile historische Bedeutung; man glaubt vier Grafen von Freiburg, mehre Herzöge von Zähringen, die Grafen von Urach und Kyburg mit ihren Gemahlinnen zu erkennen.

Die ganze Höhe des Thurmes wird zu 513 Werkschuh oder 355 pariser Fuß, nach einer andern Berechnung zu 385 Fuß 10 Zoll rhein. Maßes angeschlagen.

Das Langhaus der Kirche besteht aus einem Mittelschiffe und zwei Abseiten. Die Wände des ersteren werden auf jeder Seite von sechs freistehenden Pfeilern und je einem Wandpfeiler getragen; gegen die Abseiten ist es durch tiefer gesprengte, gegen Querbau und Chor durch einen hoch geschwungenen Bogen geöffnet, 140 Fuß rhein. lang, 35 breit; die Breite jeder Abseite beträgt 16 Fuß. Die Pfeiler sind mit Standbildern von Engeln und Aposteln geschmückt. Die sechs Fuß dicken Mauern haben an den innern Wänden im Kleeblatt geschlossene Bogenreihen; die Knäufe der darunter freistehenden kleinen Säulen umfassen eine ganze Pflanzenwelt. Unter den Fenstern sind am Mittelschiffe und an den Abseiten durchbrochene Gallerien angebracht. Die Gewölbe sind einfache deutsche Kreuzgewölbe; die Höhe des mittlern beträgt 82 Fuß. Von außen stützen sechs Strebepfeiler das Langhaus und senden, nachdem sie das Dach der Seitenschiffe weit überstiegen haben, hochgespannte, größentheils durchbrochene, auf ihrem Rücken mit Blumen bekleidete Bogen nach dem Mittelschiffe herauf. Die Strebepfeiler enden sich in schmale Giebeldächer, an deren Schlusse nach hinten hohe schlanke Thürmchen aufsteigen. Sehr auffallend ist es, daß sich in der rechten oder südlichen Seite des Langhauses ein weit heiterer Geist und eine üppigere Kunstblüthe ausspricht als in der gegenüberliegenden nördlichen. Die erstere ist mit weit mehr Bildern geschmückt, die Laubverzierungen sind gedrängter und mannigfaltiger, die Giebel mit Schmuck bedeckt, ihre Thürmchen in zahllose Blumensäulchen gespalten; ganze Gruppen von Thiergestalten drängen sich in kühner Verbindung zusammen. In gleichem Verhältnisse erscheinen auch die Fenster der verschiedenen Theile, deren zusammen die Schiffe allein 26 zählen. Von später Ausführung, wiewohl gewiß früh beabsichtigt, sind die durchbrochenen schmuck-

vollen Gallerien, die sich an den Dächern des Mittelschiffes und der Abseiten fortziehen und die schmalen Gänge schützen, die daran herumführen. Noch hat dieser Theil der Kirche einige Angebäude aus verschiedener Zeit.

Eine herrliche Zierde des Langhauses, die von keiner andern Kirche in der Welt übertroffen wird, sind die gemalten Scheiben seiner Fenster, in denen der Münster eine Reihe der schätzbarsten Kunstdenkmale besitzt. Die ältesten reichen in das vierzehnte Jahrhundert hinauf. Hier ist das Glas sehr dick, durch und durch gefärbt und stückweise zusammengesetzt. Die Umrisse der Figuren sind mit schwarzer Farbe und zwar von innen aufgetragen und eingebrannt. Daher das lebendige Farbenspiel und die unzerstörbare Haltbarkeit dieser ältesten Glasgemälde. In solcher Verschwendung und Fülle, mit Ausschließung jedes ungefärbten Tageslichtes aus dem zauberisch durch sie beleuchteten Tempel, versichert auch unser Künstler sie nirgends auf seinen Wanderungen angetroffen zu haben. „Als wenn durchsichtige leuchtende Decken in Farbenpracht vom hohen Gewölbe niederhingen, so harmonisch verbinden sich die schönen Fenster mit dem ehrwürdigen schattenreichen Gebäude.“ Wenn irgendwo, so ist Uhlands verlorene Kirche hier wieder gefunden:

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn
Gleich Fittigen emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Wie mir in seinen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich wundersam erhellt
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Die Kunst der neuesten Zeit hat an dieser theils unvollendet gebliebenen, theils wieder zertrümmerten Welt fortgeschaffen und der Münster ist in diesem seiner Theile aufs Glücklichste restaurirt worden. Freiburg gehört zu den Städten, welche die ersten Versuche in der wiedererfundenen Kunst der Glasmalerei mit glücklichem Erfolg anstellten. Die Münsterhütte setzte sich mit den Glashütten auf dem Schwarzwald in Verbindung und errichtete eigene Oefen. Bald gingen aus diesen unter der Leitung des berühmten Glaskünstlers **Hermann** aus Neustadt die schönen Scheiben hervor, welche die Rundfenster westwärts an den Abseiten des Langhauses zieren und an sonnigen Abenden ein zauberisches Farbenspiel über den Estrich und an den Pfeilern verbreiten. Ihm folgte Maler Andreas **Helmle** von Breitenau, der sich nicht mehr mit bloßer Färbung und Mosaik des Glases begnügte, sondern Gemälde von vortrefflicher Zeichnung und Schattirung lieferte. Von ihm sind die vier Evangelisten im fünften Fenster des südlichen Seitenschiffes und die köstliche Leidensgeschichte Christi in den beiden Kapellen des Abendmahles und der Grablegung (dort über der steinernen Darstellung des Nachtmahls vier, hier acht Bilder), lauter Vorstellungen nach dürerschen Zeichnungen. Unser Künstler

konnte in den letztern die sichere Hand, die hier mit flüssigen glühenden Farben so tadellos geschaffen hat, nicht genug bewundern, und uns Beide zog es immer wieder nach jenen Meisterwerken hin. Der Freiherr von Rheinach-Werth hat diese herrlichen Bilder dem Andenken seiner Aeltern gestiftet.

Wir gehen zu dem uralten Querbau der Kirche über, zu dem zwei rundbogige Thüren führen. Auch hier ist die nördliche Seite wieder die einfachere und rohere, während die südliche Thür ein schönes Portal bildet. Auch in seinem Innern ist der nördliche Theil des Querbaues schmucklos; der südliche zeigt eine seltsame Gesimsverzierung: links eine Sirenenfamilie, daneben ein Krieger, der gegen einen Greifen ausholt, endlich eine Gruppe von zwei sich bekämpfenden Centauren. Am Gesimse zur rechten Seite gehen Wolf und Widder bei einem Mönch in die Schule; der Wolf ergreift den Widder und wird von dem Mönche gezüchtigt; ein Weib reißt einem Löwen den Rachen weit auf; zween Greifen hält ein Mann an Stricken gebunden. Ein uraltes Hochbild in der Halle stellt die Krönung Davids durch Samuel vor.

Auf fünf freien Stufen steigt man zu dem neuen Chor empor, der sich zu seinem Umfange verhält wie das Mittelschiff zu den Abseiten. Er ist in der Mitte abermals erhöht, und auf vier weiteren Stufen erhebt sich fernhin sichtbar der schöne Hochaltar, dessen Schnitzwerk erst seit wenigen Jahren kunstreich ergänzt und erneut worden ist. Der Altar enthält vortreffliche Gemälde von Hans Baldung aus Gmünd in Schwaben, dessen Name zum ersten Mal im J. 1513 erscheint und der sich später auch durch Holzschnitte und Kupferstiche berühmt gemacht hat; er starb am Lorenztage 1552. Diese Gemälde bestehen aus zwei Hauptbildern, welche auf dieselbe hölzerne Tafel des freistehenden Altars nach vorn und hinten gemalt sind, und aus acht kleineren Vorstellungen, die auf gleiche Weise die Vorder- und Rückseite der vier Flügel zieren.

Das Hauptbild gegen den Chor enthält die Krönung der Jungfrau Maria, die im Goldstoffgewande, die Hände abwärts gefaltet, das Haar gescheitelt, in der Mitte sitzt, zur Linken Gott den Vater, zur Rechten den krönenden Heiland, über ihr schwebend der heilige Geist und Musikchöre von Engeln; im Hintergrund ein lichtstrahlendes Wolkenmeer, aus lauter verschwebenden Engelsgestalten gebildet. Die beiden Flügel dieses Bildes zeigen als Zuschauer der feierlichen Scene die Apostel, lauter Köpfe voll scharfer Zeichnung und kräftiger Haltung. Geschlossen stellen sich auf diesen Flügeln vier kleinere Gemälde dar: die Verkündigung, durch Farbenschmuck und Idee ausgezeichnet; die Heimsuchung, mit freundlicher Landschaft; Haupt und Brust der Jungfrau, eine der lieblichsten Schöpfungen; die Geburt Christi, ein Nachtstück, bei dem wie in Correggios Nacht alle Beleuchtung, ein mondartiger Glanz, vom Kinde ausgeht und besonders die liebliche Mariengestalt beleuchtet; endlich die Flucht nach Aegypten, vielleicht das gelungenste Bild von allen: die h. Familie an einem Dattelbaum vorüberziehend, Maria

auf einem Maulthier, das Kind mit der Linken umfangend, mit der Rechten den Zügel führend; Joseph mit ausdrucksvollem Gesicht, zu Fuße, den Rosenkranz in der Linken, den Wanderstab, an dem eine Flasche hängt, in der Rechten, über die Achsel gelegt. An dem Baume klettern vier Engel in der gefälligsten Anordnung, ein fünfter läßt sich am äußersten Aste auf das Thier herab und reicht dem Kinde, das schon mehre Früchte im Schoße hat, mit der Linken drei Datteln.

Das Hauptblatt der Hochaltarbilder auf der Rückseite stellt die Kreuzigung Christi dar, reich an Figuren voll Kraft und Ausdruck; Christus eben vollendet, der Schächer links gläubig aufblickend, der Schächer rechts in Qual sich windend; am Kreuze Magdalena verzweiflungsvoll emporblickend; todesblaß zusammengesunken Maria, die Johannes in den Armen hält; hinten trauernde Frauen; links gegenüber Gruppen von Kriegern und Zuschauern, darunter das helle freundliche Antlitz eines Mannes mit rothem Barett, der ohne Zweifel der Künstler selbst ist, denn vor ihm steht sein kindlich staunendes Söhnlein, das auf einem Täfelchen das Monogramm des Malers trägt. Die Flügel stellen einerseits die Heiligen Georg und Laurentius, andrerseits Johannes den Täufer und den heil. Hieronymus vor.

Zur Seite des Hochaltars zeichnet sich durch treffliche Arbeiten des Meisels der Sitz der Priester aus. Das Gewölbe des Chors bildet ein kunstreiches netzförmiges Gewebe und ist bedeutend höher als das des Langhauses. Eine Scheidewand sondert von Pfeiler zu Pfeiler den Umgang mit seinen Kapellen vom Chore. Dreizehn Strebepfeiler, Fortsetzungen der Mauern, wodurch die Kapellenräume im Innern von einander geschieden werden, stützen den Chor durch hochgespannte Bogen, die sie über das flache mit Quadersteinen belegte Dach der Abseiten werfen und die an ihrem Anschluß an das Chordach dreimal durchbrochen sind. Nur wenige dieser Pfeiler haben Verzierungen. Die Reihe der Kapellen nimmt nordwärts mit der Sankt Alexanderskapelle ihren Anfang; unter den Glasgemälden, die den Chor schmücken, enthält sie das ausgezeichnetste, dessen Zeichnung von dem trefflichen Hans Baldung selbst herrührt. Ueberhaupt ist die Erfindung der Glasgemälde in dem Chor phantasiereicher und die Zeichnung richtiger als bei jenen im Langhause. Dennoch bringen sie nicht dieselbe Wirkung hervor, denn das Glas ist nicht mehr selbst gefärbt, sondern weiß, und die Farben sind nur auf beiden Flächen eingebrannt; daher sind auch gegen die Wetterseite hin ganze Theile abgefallen. Die Universitätskapelle bewahrt auf zwei nicht sehr großen Altarflügeln, die nur von einer Seite bemalt sind, Gemälde von Hans Holbein dem Jüngern; der eine Flügel stellt die Geburt Christi vor, wieder ein Nachtstück. Der Mond blickt nur schwach durch zerrissenes Gewölke; das Hauptlicht geht von dem Kinde aus, das in einer weiten Halle, von fünf Engeln umgeben, in einer Wiege ruht. Joseph und Maria neigen sich zu ihm, und in unübertrefflicher Beleuchtung tritt ein alter Hirt hinter einer

Säule hervor. In der Ferne verkündet ein Engel den Hirten die Geburt. Im Bilde des zweiten Flügels ist die Opferung der drei Könige dargestellt. In goldener Schale reicht der eine knieend dem Kinde, das die sitzende Mutter im Arme hält, seine Gabe. Der zweite steht mit seinem goldenen Gefäße neben Marien. Ihm gegenüber hält mit einem Begleiter, der wie geblendet die Hand vor die Augen hält und zu dem Sterne emporschaut, im goldverbrämten Kleide der Mohrenkönig. Vor ihnen geht ein Windspiel; im Hintergrunde sind einige Krieger, in der Ferne die Mauern von Bethlehem sichtbar, über dessen Brücke dichtgedrängte Soldatenschaaren ziehen. Unter dem Gemälde, das Holbein wahrscheinlich vor seiner Abreise nach England (1526) ausgeführt hat, sind die Donatoren abgebildet. Wahrscheinlich kamen die Bilder durch ausgewanderte Domherrn in die Hände der Universität. Schon den Kaiser Rudolph II. gelüstete nach ihrem Besitze; vor dem dreißigjährigen Kriege flüchtete man sie nach Schaffhausen; die Franzosen entführten sie mit Hans Baldungs Altarbildern im Jahre 1796 und vergebens forschte die verwaiste Stadt nach allen; endlich wurden sie ihr im J. 1808 zurückgegeben.

Außerdem ist im Chor noch der Giebel der nördlichen Thür merkwürdig durch eine Höhlung in dem Spitzbogen, der ihn umzieht, in welcher ganz eigenthümliche Vorstellungen der Schöpfungstage vorkommen, die unser Auge unwillkürlich als Ironie auffaßt. Da ballt z. B. Gott in Greisengestalt Kugeln zu Sonne, Mond und Sternen; in den Giebelreihen bearbeitet Adam die Erde, Eva spinnt und ihr Erstgeborener füllt im Hintergrunde ein Fäßchen am Felsenquell.

Noch manches andere Bild- und Schnitzwerk fesselt unsere Neugierde und selbst unsere Bewunderung, und nur weil der Raum uns mahnt, hören wir auf, aus der reichen Quelle zu schöpfen, die uns noch so viel Interessantes spenden könnte.

Auf dem Wege nach dem herrlichen Gebäude hatte mich ein liebenswürdiger junger Landsmann, ein Studirender der Medicin auf der freiburger Hochschule, begleitet, und mich von den Resultaten seiner Wissenschaft unterhalten. Er saß mit Eifer zu den Füßen eines berühmten und ernsten Lehrers der Anatomie und erzählte von den Versuchen seines Meisters, dem Sitz der Seele auf die Spur zu kommen, die zum Kummer des Lehrers wie des Schülers auf ein nicht sehr tröstliches Ergebniß zu führen schienen. So hatte unser Gespräch eine schmerzliche Wendung genommen, als wir die Kirche zusammen betraten. Das ahnungsvolle Zauberlicht, das hier herrschte, hatte uns bald umgestimmt; aber erst, als wir wieder vor dem kolossalen Werke menschlicher Andacht standen und von außen den herrlichen Bau, der ins wolkenlose Morgenhimmelblau hineinstieg, mit weit zurückgeworfenem Nacken maßen, fand unsere Hoffnung und unser Glaube wieder Worte; wir gaben einander die Hand und schieden mit dem Ausrufe: Nein, der Menschengeist, der dieses Werk ersonnen hat, ist kein Produkt der Nervenreibung; die Monaden,

in welchen der Entwurf so erhabener Schönheit zum Bewußtsein, durch welche er zur Ausführung und zur Dauer für Jahrhunderte kam, können keine Eintagsfliegen gewesen sein; sie müssen ihre Besinnung zum Schöpfer, den sie verherrlichen wollten, mit hinübergetragen haben, sie müssen dauern und ihr Werk in Ewigkeit überleben! —

Freiburgs Hochschule darf in unserm Texte nicht übergangen werden. Sie gehört zu den ältesten Deutschlands. Ihr Stifter, Albrecht VI., Erzherzog von Oesterreich, begleitete ihre Gründung am 21ten Sept. 1457 mit denselben schönen Worten, deren sich zwei Jahrzehende später Herzog Eberhard im Bart von Württemberg bei der Stiftung der Universität Tübingen bediente, und die somit eine ältere Formel wiederholt zu haben scheinen. Beide wollten „einen Brunnen des Lebens graben, daraus von allen Enden der Welt das Wasser der Weisheit unaufhörlich möge geschöpft werden." Die ersten Lehrer kamen von Heidelberg, Wien und Erfurt. Unter den ersten Schülern befand sich der durch seinen Freimuth so berühmt gewordene nachmalige Domprediger von Straßburg, Gailer von Kaisersberg, der nach wenig Jahren schon Lehrer und Rektor wurde, und (um 1463) Johannes a Lapide, der einige Jahre darauf in der Sorbonne die erste Buchdruckerei in ganz Frankreich errichten half und in der Folge Beförderer der Universität Tübingen ward. Schnell wuchs der Ruhm der hohen Schule Freiburg; Fürsten, Grafen und Edle strömten hier aus Deutschland, Burgund, der Schweiz, Frankreich und Polen zusammen und verschmähten selbst die Rektorswürde nicht; aus ihren Lehrern wählte der edle Kaiser Maximilian seinen Kanzler Stürzel, das Hochstift Augsburg seinen Weihbischof Kerer, Herzog Eberhard von Württemberg seinen Leibarzt und Begleiter auf der Römerreise, Widenmann. Noch mehr Glanz brachte ihr das sechzehnte Jahrhundert. Hier lehrten jetzt die ersten Rechtsgelehrten, Theologen, Arzneikundigen und Philologen, und der erste Encyklopädist jener Zeit, Georg Reisch, hieß sogar Oraculum Germaniae. Das Land erhielt aus der Schule seine ersten Räthe, Augsburg zwei, Wien drei Fürstbischöfe und die wiener Universität einen Kanzler. Während der Reformation zeigte die katholische Universität große Mäßigung; mehre Professoren standen in freundschaftlichem Briefwechsel mit Luther, Calvin und Zwingli; Luther selbst berief sich auf das Urtheil der hohen Schule Freiburg, und der Senat duldete nicht, daß Glarean auf Luthern in seinen Vorlesungen schimpfte. Das siebzehnte Jahrhundert begann die Universität mit einem Kampfe gegen die Jesuiten, in welchem sie besiegt ward. Der Eintritt dieses Ordens verscheuchte den schützenden Genius der hohen Schule; ihr Ruhm sank und ihre Erhaltung wurde immer mehr gefährdet. Der dreißigjährige Krieg brachte sie ihrem Untergang nahe und verzehrte ihr Kapital. Kaiser Leopold I. nahm sich endlich der Universität väterlich an, aber während der französischen Okkupation lag sie begraben. Im achtzehnten Jahrhundert begann mit der Aufhebung der Jesuiten (1773) eine glückliche Epoche für sie,

ihr Ruhm wuchs wie ihr Vermögen, und unter Josephs weiser Regierung erhielt ein Protestant nicht nur ein Lehramt, sondern wiederholt die Rektorswürde. Blutige Wunden schlug ihr der Revolutionskrieg; aber im neunzehnten Jahrhunderte kam sie unter Badens Scepter in neuen Flor, und eben jetzt sind berühmte Aerzte, Chirurgen, Anatomen, Theologen, Geschichtsforscher, Juristen und Staatsmänner eine Zierde ihrer Lehrstühle oder doch ihrer Mauern, und treffliche Institute stehen der Universität zur Seite.

Neben der Hochschule blühen ein Gymnasium und zwei bescheidene, aber nicht minder ehrwürdige Töchteranstalten, die eine in dem Gebäude des ehemaligen Klosters Adelshausen (Neukloster) seit Kaiser Joseph; die andere bei den Ursulinerinnen schon seit 1695. In jener erhalten 500, in dieser 450 Mädchen einen zweckmäßigen und gründlichen Unterricht und stehen unter vortrefflicher Leitung.

Für geistigen und geselligen Genuß ist in Freiburg durch ein Museum, ein Kasino, Lesezirkel, Leihbibliotheken, Koncerte und zeitweilige Schauspiele hinreichend gesorgt; die Umgegend bietet die anmuthigsten näheren und entfernteren Ausflüge in eine theils reiche, theils großartige Natur dar, so daß die Stadt gewiß nicht weniger als Heidelberg und Baden der Sommersitz glücklicher Fremden zu werden verdiente, die den Grundsatz **ubi bene ibi patria** wenigstens monatweise geltend zu machen Lust und Mittel haben.

Badenweiler.

Willst Du der Natur Dich freuen,
Willst Du sinnen ungestört
Ueber Alles, was der neuen,
Was der alten Zeit gehört;

O so komm in dieses Eden,
Wo mit Sonne, Mond und Thau
Bäch' und Nachtigallen reden
Zwischen heitrem Grün und Blau.

Hier, dem Erdenqualm enthoben,
Trinkst Du rein des Himmels Luft,
Siehst von Strahlen Dich umwoben,
Wallst, umweht von Blumenduft.

Kämst Du mit zeriss'nem Herzen,
Mit geheiltem gingest Du;
Schnell entflieh'n des Grames Schmerzen,
Lacht Dir dieses Thales Ruh'.

Schau' umher! die Menschenalter
Brausten, stürmten durch das Thal,
Folgten wechselnd sich, wie kalter
Winter folgt dem Sonnenstrahl.

Zartes siehst Du Rauhes mildern,
Blüthenglanz im Fels verstreut,
Allwärts bei des Lebens Bildern
Bilder der Vergänglichkeit.

Tief des Römerbades Trümmer,
Wo im Thal der Heilquell floß;
Hoch im reinsten Aetherschimmer
Ein zerfall'nes Ritterschloß.

Blumenreiche Wiesen grünen,
Wo der Adler Roms geglänzt,
Und der deutschen Burg Ruinen
Voll Gesang ein Hain umkränzt.

Hinter segenvollen Auen,
Hell durchströmt vom stolzen Rhein,
Sind im Ferngedüft zu schauen
Bläulicher Vogesen Reih'n.

Holde Gegend! wunderselig
Wall' in deinen Thälern ich;
Manches Bild erblich allmählig,
Stets verklärt das deine sich!

J. H. v. Wessenberg.

Der edle und liebenswürdige Sänger dieser Zeilen, dessen Namen Deutschland mit Verehrung nennt, verlebte einen der lieblichsten Maimonate in diesem paradiesischen Thale, und wir konnten uns keinen bessern Führer durch dasselbe wählen. Hören wir ihn zuerst über die Aussicht, die ihm durch seine Fenster im Römerbad (so wird das neueste und ansehnlichste Gasthaus zu Badenweiler genannt) entgegenlachte. „Es gibt zwar," schreibt er, „viele Aussichten, die ausgedehnter, die großartiger, die romanesker sind; aber gewiß wenige, die dieser an Reizen gleichkommen, die für das Auge stets erquickend sind und zu jeder Tagesstunde sich durch Abwechselung erneuen und verjüngen. Den äußersten Fernkreis bilden die sanft gezeichneten bläulichen Vogesen; an ihrem Fuß die fruchtbaren Fluren des Elsasses, belebt von Ortschaften, darunter die Stadt Mühlhausen sich deutlich zeichnet; dann näher der vielfach sich windende und oft durch Inseln durchbrochene Rheinstrom, der mit allerlei Lichtern wie ein Band von Edelsteinen hervorglänzt. Von dieser Herrlichkeit zeigt sich den Blicken nur ein Abschnitt, der aber auf das Uebrige schließen läßt. Mäßige Anhöhen in der Umgebung machen als der nächste Gränzkreis die Einfassung jener Fernsicht. Nur wenige Schritte vom Gebäude, das sich Römerbad nennt, erhebt sich der gefällig gestaltete Hügel, den die Trümmer des alten Schlosses des erloschenen Geschlechts der Herrn von Badenweiler krönen. Diese malerischen Trümmer, deren Unterlage zunächst von einem buschigen Hain, den angenehme Gänge durchkreuzen, und weiter unten theils mit Schattengängen, theils mit Wiesen und Rebgeländen geschmückt ist, dienen rechts der Landschaft zu einem angenehmen Vorgrund. Links wird ein solcher von übereinander ragenden grünen Hügelreihen gebildet, an deren Fuß die Orte Niederweiler und Müllheim sich hindehnen. Ueber den letztern Ort hinaus erblickt man die Landstraße, die von Freiburg nach Basel führt, und noch weiter, dicht am Rhein, das Städtchen Neuenburg. Die Menge von Obst- und Nußbäumen, die in dieser weiten Thalbucht vortrefflich gedeihen, trägt viel zum Reichthum und zur Verschönerung der Landschaft bei.

Einen Theil der hier geschilderten Aussicht zeigt auch unser Bild, und der Künstler hatte nur zu bedauern, daß der Flecken Badenweiler selbst dem Malerischen der Gegend nicht gehörig entspricht und so zu sagen nicht in der Landestracht gebaut ist.

Hinter sich hat Badenweiler ein stilles überaus liebliches Wiesenthal, von sanften Hügeln, die zu Bergen ansteigen und deren Nadelholz durch untermischten Laubwald freundlich gemildert ist, amphitheatralisch umschlossen. Hinter den südlichen Anhöhen dieser Kette verbirgt sich der mächtige Blauen,

nächst dem Feldberg und Belchen zu den höchsten Gipfeln des Schwarzwaldes gerechnet. Die Bewohner zeigen gewaltigen Respekt vor seiner Höhe und betrachten seine Besteigung als ein Wagestück, das den weichlichen städtischen Badegästen nicht wohl zugemuthet werden könne. Indessen führt in zwei vollen Gebirgsstunden ein sehr gebahnter Weg unter Leitung eines Führers den Fremden durch herrliche Buchen- und Tannenwaldung zu seinem Gipfel, der aus freier Haide besteht, empor, und die Aussicht von dieser luftigen Höhe ist eine der herrlichsten, die der Schwarzwald gewähren kann, noch belohnender, als die vom bedeutend höheren, aber ins Gebirge zu tief versteckten Feldberge gebotene. Der Blauen ist diejenige Bergspitze der Schwarzwaldskette, die den vorgeschobensten Posten gegen den Rhein behauptet und daher dem majestätischen, weithin auf- und abwärts zu verfolgenden Laufe dieses Stromes am nächsten ist. Außer der fruchtbaren Rheinebene überschaut hier das staunende Auge vier Gebirgsstöcke, den vielköpfigen Schwarzwald gegen Osten, gegen Westen die Kettenberge der Vogesen, gegen Süden die Vormauer des Jura und hinter ihr, bald mit den Wolken sich mischend, bald über sie hervorragend, die schneeblinkenden Kanten der bernerischen Hochalpen; diese jedoch freilich nur bei besonders günstiger Witterung.

Wir steigen wieder hinab ins Thal und sehen uns etwas näher nach dem Geschichtlichen von Badenweiler um. Die ganze Umgegend bildete einst eine Herrschaft in der obern Markgrafschaft Baden, machte ein Oberamt aus, das zu Müllheim seinen Sitz hatte, und war in dreizehn evangelische Vogteien, zu welchen noch eine katholische kam, eingetheilt. Berge und Hügel neben fruchtbaren Ebenen schmücken diese Landschaft mit schönen Waldungen, Getraidebau, Wiesen, vortrefflichen Weinbergen, und die Eingeweide des Gebirges sind mit Mineralien, vorzüglich mit Eisen, gesegnet. In der Nähe des Fleckens ist auch ein Silber- und Bleibergwerk, das jetzt ein Privatmann aus dem benachbarten Frankreich besitzt und betreibt.

Schloß und Herrschaft ist durch die Hände vieler Besitzer gegangen. Sie kamen vom Herzoge Heinrich dem Löwen an den Kaiser Friedrich, dann an die Grafen von Strazberg und nach Aussterben dieses Hauses an die Grafen von Fürstenberg. Als die Stadt Freiburg im Breisgau sich von ihrem Grafen Egon loskaufen wollte, brachte sie Badenweiler ums J. 1368 um fünfundzwanzigtausend Gulden an sich und übergab sie dem Grafen. Sein Sohn Konrad verpfändete sie an Oesterreich, sie wurde aber wieder eingelöst und von dem letzten Grafen von Freiburg im Jahre 1444 an Markgraf Rudolph von Hochberg-Sausenberg verschenkt. Jahrhunderte lang zankten sich nun Oesterreich und Baden um ihren Besitz; der langweilige Streit wurde erst im Jahre 1741 beigelegt und Baden, das durch das Aussterben der hochbergschen Linie seit 1503 im faktischen Besitze jener Herrschaft gewesen war, sicherte sich deren rechtliches Eigenthum durch eine ansehnliche Summe.

Badenweiler ist ein uralter Badeort und strömt über von warmen

Quellen, die sich hier in solchem Ueberflusse finden, daß selbst das Trinkwasser erst abgekältet werden muß. Schon die Römer streckten ihre Heldenglieder in diesen Sprudeln und haben hier in großartigen Ueberbleibseln eines prachtvollen Bades das stolzeste Denkmal ihrer Weltherrschaft hinterlassen, das in ganz Deutschland zu finden ist. Der Sturm späterer Zeiten hatte dieses Römerbad zerstört und mit Erde zugedeckt. Ein Zufall führte aus Veranlassung von Neubauten im J. 1784 auf die Entdeckung dieser und anderer Alterthümer, die jetzt, unter Dach und Fach gebracht, friedlich neben den Burgruinen der Alemannen gelagert sind. Ein einheimischer Dichter schaut von den Höhen auf beide in Gewitterbeleuchtung herab und bricht in die Worte aus:

Der Römer und der Ritter
Erscheinen im Gewitter
Vor Gottes Wolkenthron. *)

Kein Fremder darf Badenweiler verlässen, ohne diesen glänzenden Ruinen, die zur Fürsorge mit einer hölzernen Hülle überbaut sind, einen aufmerksamen Blick zu schenken.

Die ganze Länge dieser Römerbäder, die zu einem einzigen Gebäude vereinigt waren, beträgt 324 Fuß, die Breite etwa 100 Fuß und da, wo ein etwa 100 Fuß langer Vorsprung angesetzt ist, gegen 120 Fuß. Das Ganze ist mit der den Römern eigenthümlichen und bekannten Präcision und Dauerhaftigkeit gebaut. Ring- und Zwischenmauern des Gebäudes, die von Viertels- zu ganzer Manneshöhe noch stehen, sind aus kleinen festverkitteten Steinen gebaut, Fußböden und Treppen der Bäder selbst aus bläulichweißen Marmorplatten. Diese sind meist gleich groß, lang und dick und passen auf das Genaueste zusammen. An den beiden äußersten Seiten des ganzen Gebäudes gegen Abend und Morgen sind große Vorhöfe (atria) befindlich. An jeden Vorhof schließen sich, durch einen breiten Gang oder Vorsaal getrennt, zwei geräumige Zimmer an, wovon je das eine nordwärts gelegene von unten geheizt wurde und deswegen, vielleicht zu voreilig, für ein Schweißbad (Calidaria cum hypocaustis) erklärt wird. Den innern Raum zwischen diesen Zimmern und Vorsälen nehmen nun größere und kleinere Bäder ein. Die Hauptbäder, vier große Bassins, liegen symmetrisch geordnet in einer Linie. Die zwei äußersten sind die größten und haben unten gegen Süden einen halbzirkelförmigen runden Auslauf, der sich über die äußere Linie erhebt. An der südlichen Seite schweift der Stufeneingang zu diesen beiden Bädern in ein zierliches Rondel aus. Die zwei mittleren kleinern Bassins sind dagegen ununterbrochene Vierecke. Alle vier Becken sind 5 Fuß tief und in ihrem innern Umfange mit dreifachen Absätzen versehen, die anderthalb Fuß von einander stehen, so daß die Badenden sich mehr oder weniger tief ins Wasser tauchen konnten. Wände und Böden

---

*) Aus dem fliegenden Blatte „Badenweiler" von Pfarrer Graf.

sind mit jenen schönen Marmorplatten belegt, an welchen sogar hier und da noch die Politur bemerkbar ist; sie sind in einen sechs bis acht Zoll dick aufgetragenen, nach Römersitte aus Kalk und Ziegelmehl zusammengehärteten Kitt eingesetzt, zum Theil auch schon wieder ausgefallen. Die Gelehrten haben diese Bassins für Schwimmbäder (frigidaria, nationes, baptisteria), die zwei unheizbaren Zimmer aber für Auskleidezimmer (apodyteria, spoliaria) erklärt. In jenen 4 Becken zusammen konnte wenigstens ein Manipel, vielleicht eine ganze Kohorte auf einmal, den Schweiß der Märsche und das Blut der Schlachten abwaschen.

An die beiden Seiten dieser vier größeren Bäder sind neun kleinere Badegemächer, deren jedes ungefähr für zwei Personen Platz hat, im genauesten Ebenmaße angehängt. Zwei dieser nischenartigen Plätzchen sind rund, die andern viereckig, alle aber mit größern Platten belegt als die Hauptbäder; auch sind sie nicht wie jene fünf Fuß tief ausgegraben, sondern stehen mit dem Boden in gleicher Höhe, mit drei bis viertehalb Fuß hoch aufgesetzten Platten, so daß man zu ihrem Gebrauche hinaufsteigen mußte. Andere länglichrunde Nischen in den Quergängen zwischen den verschiedenen Becken könnten Lararien gewesen sein. Auf der Südseite befinden sich hinter den Bädern, durch ein Kabinet in der Mitte geschieden, zwei breite einst bedeckte Spaziergänge (xysti). Auf der Nordseite, wo ein Vorsprung dem Gebäude größere Breite gibt, zeigt sich ein ganz neuer Komplex von Zimmern und Bädern: rechts und links zwei mit Marmor belegte ziemlich große Rondele, welche die Erklärer zu Unctorien (Salbezimmern) machen, dazwischen wieder drei von unten geheizte Caledarien. Auf dem äußersten Vorsprung sieht man eine Reihe von Gemächern, welchen die Erklärung verschiedene Bestimmungen anweist; theils sollen es Heizstübchen mit Oefen sein, um Wasser in Kesseln siedend zu machen, theils gewölbte Kohlenbehälter, theils Holzplätze, theils kleine unterirdische Kanäle zum Ablaufen des Wassers, wie sie sich auch sonst in dem Gebäude finden.

Unter dem östlichen Vorhofe öffnet sich ein gewölbter Gang von sechs bis sieben Fuß Höhe, in welchem die Steine ohne Mörtel nach dem Fugenschnitte gespitzt sind. Dieser merkwürdige Gang durchschneidet unter der Erde von Norden nach Süden das fast 100 Fuß breite Vestibul, läuft sodann im Süden hinter den Bädern, ihrer ganzen Länge nach 260 Fuß, fort und kommt wieder durch den westlichen Vorhof in schiefer Richtung gegen Nordwesten heraus, so daß man durch ihn ganz unter der hintern Seite dieser Bäder durchgehen kann. Welches die Bestimmung dieses unterirdischen Kanals gewesen sei, läßt sich nicht mehr mit Gewißheit ermitteln; daß er zur Abführung des Wassers gedient habe, ist kaum wahrscheinlich, da auf der nördlichen Seite des Gebäudes noch zwei aus Stein gehauene Ablaufskanäle zu sehen sind, welche das Wasser aus den Bädern unmittelbar abgeführt haben. Auch laufen von den beiden Vorhöfen aus unter die Hauptbäder selbst ähnliche kurze Abzugs-

kanäle. So mag jener große Kanal irgend ein Kommunikationsgang zu uns unbekannten Zwecken gewesen sein.

In beiden Vorhöfen beim Eingang in die Bäder standen Altäre, von welchen der westliche, ziemlich erhaltene und nur an der Inschrift beschädigte noch seinen Platz behauptet. Die Inscription lautet: DIANAE ABNOB.*) „Der Diana des Abnobagebirges, d. h. des Schwarzwaldes, heilig.“ Der östliche Altar wurde in Trümmern gefunden, auf welchen jedoch auch noch der Name Diana zur Hälfte erscheint. Außerdem fanden sich unter den Ruinen viele Münzen aus den Kaiserzeiten und Stücke von Hausgeräthen. Die Hoffnung, eine Inschrift zu finden, welche auf den Erbauer dieser Bäder und auf den Namen der bedeutenden römischen Niederlassung, die hier gestanden haben muß, leiten könnte, ist jedoch nicht verwirklicht worden. Zwar liegt vor uns in gedoppelter Abschrift der Buchstabeninhalt eines silbernen Täfelchens, dessen Original, in diesen Bädern gefunden, zu Karlsruhe aufbewahrt wird. Es ist dies indessen nur ein sinnloses Aggregat griechischer Buchstaben und in der ganzen Schrift erscheint nichts Zusammenhängendes als der Name „Lukiolos“ (Luciolus). Das Genauere der beiden Facsimiles verdankt der Verfasser der zuvorkommenden Güte des um die Geschichte Freiburgs hochverdienten Gelehrten, Herrn G. Raths und Professors zu Freiburg, Heinrich Schreiber, der ihm darüber folgenden Aufschluß ertheilt:

„Aug. Gottl. Preuschen, in seinen Denkmälern der physischen und politischen Revolutionen in Deutschland, besonders in den Rheingegenden (Frankf., bei Varrentrapp. 1787. S. 209 ff.), hielt die Tafel für das Schreiben eines gewissen Nathan aus Alba Akra an einen Freund Fagel im Römerbade zu Badenweiler, und gerieth dadurch auf die abenteuerlichste Deutung. Der berühmte Oberlin von Straßburg dagegen erkannte das Täfelchen sogleich für das, was es ist, nämlich für ein sogenanntes Amulet, und nannte es Phylacterium gnosticum Lucioli.“

Der befreundete Künstler, mit welchem der Berichterstatter diese Merkwürdigkeiten durchwanderte und welcher fast zwei Jahre unter den Denkmalen Roms zugebracht hat, konnte sich über den Umfang und die Wohlbehaltenheit dieser Bäder nicht genug wundern. Er stand keinen Augenblick an, dieselben der gewaltigen Trümmermasse der Caracallabäder zu Rom, deren Höhebau nur viel erhaltener ist, an die Seite zu stellen. Wer weiß, ob sie nicht auch den gleichen Erbauer mit denselben haben, da ja auch die nicht allzu entfernte Römerstadt Aurelia Aquensis (Baden-Baden) ihren Namen dem Kaiser Caracalla zu Ehren führt.

Nachdem uns die alte Römerwelt zu Badenweiler genug beschäftigt, kehren

*) Nicht ABNOP., wie die Inschrift aus einem mangelhaften Kupferstiche hier und da aufgeführt wird. Der Augenschein belehrte uns, daß der letzte sichtbare Buchstabe kein P, sondern ein beim Aufgraben des Altars durchhauenes B ist.

wir zur alemannischen Welt zurück und zwar zu derjenigen Periode derselben, die durch Hebels Poesie in steter Jugendfrische erhalten und gewissermaßen unvergänglich geworden ist.

Badenweiler selbst ist von Hebel nicht verherrlicht worden; gewiß störten seine deutsche Phantasie eben jene Römerbäder. Dessenungeachtet ist es für denjenigen, der in die reizenden Gegenden des badischen Oberlandes Wanderungen anstellen will zu der Natur, die Hebels alemannische Poesie mit dem Zauberdufte der Dichtung übergossen hat, als Haupt- und Standquartier vortrefflich gelegen.

Nur eine halbe Stunde von dem Bade liegt das freundliche Städtchen Müllheim, zu welchem der Alemannendichter den durstigen Wanderer mit so saftigen Worten einladet: *)

Z' Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e gute Wi!
Goht er nit wie Baumöl i,
Z' Müllen an der Post!

Schade, daß der Reisende, der in der Post zu Müllheim anlangt, um Hebels Markgräflerwein zu trinken, nur das unfruchtbare Postamtszeichen anstatt des Wirthsschildes an das Posthaus angeheftet findet und daß ihm die Pforte jetzt mit dem Donnerworte aufgethan wird: „Mer wirthet nümme!" (wir schenken keinen Wein mehr aus.)

Gegen Süden führt der Fußpfad von Badenweiler in zwei Stunden über Berg, Wald und Wiese nach der höchst anmuthig und zur Fernsicht nach dem Rheine, den Vogesen, dem Jura und den Alpen einladend gelegenen ehemaligen Kommenthurei des Klosters Sankt Blasien, Bürglen, von welchem Hebel in demselben Liede singt:

Z' Bürglen uf der Höh',
Nei, was cha me seh'!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
Z' Bürglen uf der Höh'!

In das schöne Schloß, seine bilderreichen Säle und Zimmerreihen theilen sich jetzt zwei Besitzer, S. K. Hoheit der Großherzog von Baden und ein wohlhabender Bauersmann. Den herrschaftlichen Theil bewohnt ein freundlicher gebildeter Pfarrherr; in dem bäuerlichen finden Gäste von Badenweiler gastliches Gelaß. Der Verfasser dieser Zeilen wird den schönen Abend und Morgen, den er hier in ächt hebelscher Umgebung zugebracht hat, nicht vergessen. Um ihn her schnurrten die Spinnräder schmucker Alemannentöchter, auf deren Stirn über dem oft bleichen, oft rosigen Angesicht mit sanft

*) „Der Schwarzwälder im Breisgau."

gekrümmter Vogelsnase ein Paar malerisch geschleifte schwarze Bänder flatterten, welche die Ausläufer eines kleinen seidenen Schüsselchens sind, das an Hauben Statt den Scheitel deckt; schlanke rothwangige Bauernknechte mit langen blonden Haaren schnitten sich, sittsam um den Tisch gelagert, ihr schwarzes Abendbrod; auch das Abendessen war eine ganz hebelsche Scene. Ein Lichtspan aus Buchenholz, der, von Zeit zu Zeit erneuert, in eine eiserne bewegliche Beißzange gesteckt war, die auf einem langen hölzernen Stocke mit breitem Gestelle ruhte, erleuchtete die ganze Stube und gab mit seinem flackernden Lichte den Gesichtern der um den Tisch gelagerten Hausgenossen einen seltsamen Ausdruck. Am andern Morgen schien die Sonne in das erheiterte Gemach und aus Südosten blickte von ihrem Aetherthrone die Jungfrau des berner Oberlandes mit ihren Silberhörnern durchs Fenster auf den sein ländliches Frühstück gemächlich genießenden Wanderer herab.

Eine Stunde von Bürglen lauert Hebels „Gespenst auf der Straße von Kandern.“

In nördlicher Richtung von Badenweiler zeigt das Alemannenland städtischere Scenen:

Z' Staufen uffem Märt (Markt)
Hent se, was me gert,
Tanz und Wi und Lustberkeit,
Was eim numme 's Herz erfreut,
Z' Staufen uffem Märt.

Z' Friburg in der Stadt
Sufer isch's und glatt.
Riche Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
Z' Friburg in der Stadt.

Nach Nordosten und Osten führt der Weg durchs Gebirge auf den vielbesungenen Feldberg und zu Feldbergs Tochter, der lieblichen Wiese, über Todtnau, Schönau, Mambach, Zell, Schopfheim, am Röttlerschlosse vorbei nach Lörrach, lauter durch die alemannischen Gedichte vielfach verherrlichte Stellen, bis wo in der Nähe von Basel „der Chlei-Hüninger Pfarer“ die Oberlandsmaid mit „Gotthards großem Bueben“ traut.

Tief im Gebirge endlich nordöstlich von Schopfheim liegt das Dörfchen Herrischried, zu welchem sich Hebel mit so schalkhafter Liebe wendet:

Woni gang und stand,
Wär's e lustig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
Numme näumis findi nit
In dem schöne Land.

Minen Augen gfallt
Herrischried im Wald.
Woni gang, se denki dra,
's chunnt mer nit uf d' Gegnig a,
Z' Herrischried im Wald.

Imme chleine Huus
Wandelt i und us —
Gelt, de meinsch, i sag' der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
Imme chleine Huus.

Doch zurück endlich nach Badenweiler. Das Gasthaus zum Römerbade, so genannt, weil ein alter Römerstein, unter spätern Ausgrabungen gefunden, dem Wirthshause zum Grundstein diente, steht jetzt über zwanzig Jahre. Seine

Lage, sagt Herr v. Wessenberg, konnte nicht glücklicher gewählt werden und das Freundliche seiner innern Einrichtung entspricht der heitern Lage. Der geräumige hohe Speise- und Tanzsaal, der den ganzen Raum im Gebäude zwischen den zwei Doppelreihen von Wohnzimmern einnimmt und in welchen man von den Gängen vor diesen Gemächern hinabschaut, gibt dem Ganzen ein schmuckes, zierliches, beinahe zauberhaftes Aussehen und es weilt sich hier mit wahrem Behagen. Die Bewirthung ist trefflich und die große Reinlichkeit, die sich überall zeigt, erhöht die Annehmlichkeit des Aufenthalts. Im Erdgeschoß befinden sich die Bäder, die ohne überflüssige Verzierung ganz nur zur Bequemlichkeit eingerichtet sind. Auch das Gasthaus zur Stadt Karlsruhe hat sich sehr erweitert und verbessert. Diesem ist jetzt ein großer und zierlicher Speise- und Tanzsaal angebaut. Es gibt Tage im Jahre, wo dieser Saal und der im Römerbade die Gäste kaum zu fassen vermögen, die hier Belustigung suchen. Auch der Gasthof zur Sonne hat guten Fortgang und es fehlt sonst im Orte nicht an guten Miethwohnungen für Kurgäste.

In dem kleinen Gesellschaftshaus auf dem Schloßberg ist jetzt eine Lese-anstalt errichtet. Der Standpunkt von hier bietet dem Betrachter einen seltenen Verein von weiter Fernsicht in ein lachendes Land von der einen Seite und vom Anblick eines weiten reich bewachsenen Thalgrundes, der von ansehnlichen Waldgebirgen umfaßt ist, dar; zugleich zeigen sich hier auf beschränktem Raume die Trümmer der stolzen Römerzeit und des rauhen, aber kraftvollen Mittelalters neben einander.

Das Geschlecht, das jetzt hier wohnt, ist von sanftem und mildem Charakter und trägt alle Wahrzeichen einer aufgeklärten und gebildeten Sinnesart. Die Fremden sind gern gesehen und man begegnet ihnen mit zuvorkommender Freundlichkeit und bedächtlichem Wohlwollen ohne Kriecherei und Niederträchtigkeit. Dieses Wesen geht auch auf die Kinder über.

Wie freundlich sind die Kinder!
Viel williger, geschwinder
Dient hier die Achtsamkeit,
Als in dem Fürstensaale,
Bei Tanz und reichem Mahle
Der schnöden Ueppigkeit. *)

Kein Wunder, daß der Dichter, dem wir diese Worte entlehnen, hier sein Hüttchen bauen und in der Natur und Geschichte schwelgen möchte.

Des Römerbades Trümmern,
Der Bergruine Flimmern
Im Abendsonnengold,
Des Heilquells reicher Kammer,
Dem Schacht, dem Eisenhammer
Ist meine Seele hold.

Natur, mit alter Kunde
Stehst du im Schwesterbunde,
Erquickst hier Geist und Sinn.
Frei von der Sorgen Schwarme
Ruh' ich in deinem Arme,
Du Freudengeberin!

*) Grafs „Badenweiler."

Forbach im Murgthal.*)

Im tiefen Schwarzwalde auf dem im Revolutionskriege beim Rheinübergang der französischen Truppen unter Moreau berühmt gewordenen Kniebis entspringen drei Quellen, welche vereinigt die Murg bilden, einen der merkwürdigsten Bergflüsse Schwabens. Auf dem fichtenbeschatteten „Ruhstein" nimmt die Rothmurg zwischen Felsen ihren Ausgang und ergießt sich unmittelbar in einen Kessel, den nacktes Gestein umgibt; die Weißmurg quillt ebenfalls aus Felsen im sogenannten „Buhlenbach" hervor. Sie wird von der Rothmurg beim „weißen Kreuz" ereilt und beide ziehen nun unter wildem Geräusch das baiersbrunner Thal hinab, die Ufer von vielen Hütten taglöhnender Holzhauer besäet. Die dritte Quelle, der Fohrenbach, entspringt beim württembergischen Kniebiszollhaus, treibt, durch das „Rothwasser" verstärkt, im Christophthale eine Mahlmühle und viele Hammerwerke, in welchen cyklopische Laboranten schmieden, läßt am rechten Ufer Freudenstadt, ursprünglich (1599) eine Kolonie aus Steiermark, Kärnthen und Mähren vertriebener und in Württemberg evangelisch-brüderlich aufgenommener Protestanten, liegen und vereinigt sich vor dem württembergischen Dorfe Baiersbronn mit den beiden andern Quellen. So bildet sich die Murg, die hier schon ihren Namen führt und etwa dreißig Fuß breit sein mag. Ihre beiden Ufer sind hier durch die erste hölzerne Brücke verbunden.

Der Lauf dieses Flüßchens, welches sich von Osten nach Westen durch eine Strecke von fünfzehn Stunden schlangenförmig fortwindet, durcheilt eines der tiefsten und wildesten Thäler in jener großen Gebirgskette des Schwarzwaldes. Sechzehn Brücken verbinden seine Ufer und achtundvierzig Waldbäche nimmt es während seines Laufes auf. So lange die Murg noch im hohen Gebirgsthale fließt, zeigt sich das Thal noch ziemlich breit und sie befindet sich mitten zwischen den gedehnteren Gipfeln der Berge. So ist sie bei dem ehemaligen Benediktinerpriorate und nunmehrigen Dorfe Reichenbach, so bei Hesselbach, wo die Aussicht, welche die erhöhte Lage des Dorfes hier dem Auge erlaubt, sogar zierlich genannt werden kann; das heitere Thal umzingeln Bergesgipfel, deren entferntere Häupter sich durch Lichtblau malerisch auszeichnen. In der Nähe wimmelt es von kleinen hölzernen Scheunen, die am schroffen Abhang der Bergwiesen hingestreut nothdürftig das kräftige Heu für den Winter bergen. Keine Gegend, mit Ausnahme der Schweiz, hat einen beträchtlicheren Viehstand und die herrlichen Waldungen liefern eine Menge vortrefflichen Brennholzes. Doch sieht der Wanderer ganze Strecken verheert, öde und schwarz daliegen. Diese noch immer sichtbare Verwüstung rührt von dem großen Waldbrande des heißen Sommers von 1800 her. Der Verfasser dieses Textes erinnert sich aus seinen Kinderjahren noch sehr gut,

*) Vergl. Jägerschmieds Murgthal; Klübers und Schreibers Baden.

wie viele Wochen lang die Schulknaben mit banger Sorge einander jeden Morgen fragten, ob der Schwarzwald noch brenne. Die Phantasie malte sich dabei diesen Waldbrand als ein furchtbar herrliches Schauspiel aus und dachte sich die unzähligen Tannen und Föhren des Gebirges als eben so viele Pechfackeln, deren Flamme durchs ganze Land hin sichtbar lodere. Die Augenzeugen schildern aber jene Verheerung ganz anders. Sie besteht in einem langsam fortschleichenden Verkohlen der Bäume zu Kohle und ist nur in ihren Wirkungen entsetzlich. Der Brand des Jahres 1800 dauerte vom 4ten bis zum 21ten August und fraß über 7000 Morgen württembergischer Waldungen. — Die Wälder dieser Gegend bestehen meistens aus Föhren, Fichten, Weißtannen, wenigen Buchen und noch selteneren Ahornen. Föhren und Fichten bilden die stolzesten Säulenhallen und erreichen gar häufig eine Höhe von fünfzig Fuß.

Ein eigenthümlicher Gegenstand der Waldbenutzung ist hier das Theerschweelen oder, wie es die Gegend nennt, das Schmierbrennen. Der Theerschweeler pachtet einen großen Distrikt und erbaut sich seinen Destillirofen aus Backsteinen selbst. Auf einer kleinen Blöße, welche trocken an einem etwas flachen Berghange liegt, ringsum aber durch Wald oder Hügel vor dem Winde geschützt ist, wird hier, wie in den Urwäldern Amerikas von den Auswanderern Europas, durch den Theerschweeler zuerst ein Blockhaus aus übereinander gelegten Baumstämmen erbaut. Des Dach ist flach, mit Schindeln belegt und mit Steinen beschwert; die Ritzen der Blöcke werden mit Moos verstopft. Die ganze Hütte mag 30 Fuß lang, 15 breit, 8 hoch sein bis ans Dach. Ein Lehmofen sorgt für die Nahrung und Winterfeuerung; die sparsamen Fensterluken geben das nothdürftige Licht für die häuslichen Geschäfte. Dies ist der Palast, in welchem der Schweeler mit seiner Familie in der tiefen Waldesabgeschiedenheit lebt und oft Tage lang keine fremde menschliche Seele erblickt. Von der eingeschneiten Hütte bahnt er sich mühsam einen Weg, um auf einen Gang für sich und die Seinigen die Nahrungsmittel einer ganzen Woche herbeizuschaffen. Neben der Hütte legt er sich einen mit Reisig bedeckten Schuppen an, um die Kienstöcke zu zerkleinen und aufzubewahren. Dann wird der Theerofen gebaut und kunstreich eingerichtet; fünf stets beschäftigte Personen sind nöthig, um für die Destillation einer Woche in zwei Tagen die nöthigen Kienstöcke auszugraben und zur Hütte zu bringen. Am dritten Tage zerkleinen die Arbeiter das Kienholz, am vierten Tage wird eingesetzt und in dreimal vierundzwanzig Stunden ist die Destillation vollendet. Vor dem Ofen holen Händler die Theerschmiere ab und verkaufen sie im Kleinen; das schwarze Pech aber wird in großen und kleinen Partien an Kaufleute abgelassen.

Wir kehren aus dem Waldgewerbe an die Murg zurück. Das kleine Dorf Röth auf dem linken Ufer, aus 17 Lehenshöfen zusammengesetzt, ist das rechte Ideal eines Schwarzwalddorfes. Die ziemlich langen zweistöckigen Häuser sind sämmtlich von Holz mit wenig Lehm aufgeführt, die Zimmer mit

Borken vertäfelt. Scheuer und Stallung ist unter der Erde, die ländliche Wohnung darüber von Rauch geschwärzt und glänzend. Reichliche Fensteröffnungen geben einen Ueberfluß von Licht. Früh Morgens stehen die Knechte auf, säubern den Stall, tränken das Vieh und führen es auf die Weide. Wie unterrichtet vom Marsche machen einige glockentragende Kühe in bester Ordnung den Anfang und Alt und Jung folgt dem ruhigen Gange der Voranschreitenden. Rinder und Ziegen klettern einzeln an der Bergwand und bemächtigen sich der sparsam aus den Felsritzen hervorkeimenden Gräser und der stärkenden Bergkräuter. Ohne Hirten, ohne Aufsicht durchstreift das Vieh die Waldungen und Aecker seiner Besitzer, und erst die Abenddämmerung führt es in die Ställe zurück.

Unerfreulicher als die Viehzucht ist in diesen Gegenden der Ackerbau; Unebenheiten und Abhänge setzen sich fast überall dem Pflug entgegen und an den meisten Orten muß man sich des Karsts und der Hacke bedienen, nachdem der Boden mit der Asche angezündeter Tannen- und Föhrenscheite gedüngt worden ist. Von Obstbau ist bei den sparsam vorhandenen Fruchtbäumen keine Rede. Dafür pressen die Bewohner ihren Nadelhölzern den Saft ab und fast immer qualmt hier der Kessel des Harzreißers. Ein anderes Waldgewerbe ist die Kienrußbrennerei, wozu man sich in den Schwarzwäldern eigener Oefen bedient.

Bei allen solchen zum Theil harten Beschäftigungen trifft man in diesen Wäldern stille friedliche Menschen, blaß wie das Dunkel ihrer Tannen, verlassen von der heitern menschlichen Gesellschaft und doch zufrieden, bei einfacher Lebensart und Sitteneinfalt bedürfnißlos und genügsam.

Von Röth an schließen auf eine halbe Stunde immer höher werdende Berge von beiden Seiten das enger werdende Thal ein. Die Murg eilt ihrem gekrümmten Wege nach und drängt sich beschwerlich zwischen Felsen hindurch. Auf der Höhe zeigen sich amphitheatralisch gelegen die schönengründer Höfe. Hinter ihnen nimmt die Murg einen Rang, das Thal wird ganz enge und man meint, die jenseitigen Berge mit einem Steinwurf erreichen zu können. Bald verstärkt sich die Murg von beiden Seiten durch sprudelnde Felsenbäche, den Dobelbach und Füllebach; eine hölzerne Brücke von mehr als hundert Fuß führt hier auf das linke Ufer, mit welchem sich ein größeres und etwas flacheres Thal eröffnet, in dessen Tiefe die Straße neben der Murg hinzieht. Die linke Seite des Thals bildet einen Halbkessel durch ziemlich entfernte Berge, deren Fußgestelle sich in grasbewachsene Hügel verflachen. Auf diesen Erhöhungen ziehen sich fünfundzwanzig Höfe, zum Dorfe H u t z e n b a c h vereinigt, wovon fast jeder von dem andern abgesondert auf einem der sich wellenförmig in einander verschlingenden Hügel gelegen ist. Die Wiedendrehereien*), die sich hier finden, sind dem Waldnachwuchse nicht eben günstig; aber merkwürdig

*) Wieden heißen in der Sprache der Landwirthschaft biegsame Ruthen.

ist es zu schauen, wie junge Fichten von zwei Zoll Dicke und sechzehn Fuß Länge hier gleich einer biegsamen Schnur zusammengedrillt werden. Die Vorrichtung hierzu, die einer Gesellschaft von Holzhändlern gehört, ist einfach; sie besteht in einem hohen geräumigen Hause, dessen Wände mit Bretern verwahrt sind.

Bei dem Dorfe Schwarzenberg, das im Schutze einer Felsmasse ruht und in dessen Nähe auf einer Felsenspitze die Ruinen von Königswart, einem alten Jagdschlosse, zu sehen sind, das Graf Rudolph von Tübingen im J. 1209 erbaut hat, nimmt das Murgthal seinen hochromantischen Charakter an, der an die wildesten Schweizergründe erinnert. Das Fortströmen des Flusses wird von jetzt an durch ein Gewirre vorgeschobener Felsmassen immer mühsamer gemacht. Durch die zusammenhängenden schroffen Wände des Urgebirges zu sehr im Laufe beschränkt, durch die in ihr eigenes Bett geworfenen emporragenden Trümmer des Gesteins aufgewiegelt, verwechselt die Murg ihren früher so ruhigen und steten Lauf mit dem heftigsten Geräusch, durchwühlt schäumend die engen Klüfte zerstückter Felsen und bahnt sich tobend den mühsamsten Weg zu einem friedlichen Ausflusse.

Zwei Waldbäche vermehren jetzt die Murg; davon ist der stärkste aller ihrer Einflüsse die Schönmünzach, die aus einem mit Felstrümmern übersäeten Thale der linken Murgseite herausfließt. Bei trockener Witterung kaum sechs Schritte breit, wird sie vom schneeschmelzenden Frühling und seinen Regengüssen zu einem furchtbaren Waldstrome angeschwellt, der das ganze Thal unter Wasser setzt. Bei diesem Zusammenflusse legten die Oesterreicher im Revolutionskriege eine hölzerne Brücke an, die unvollendet geblieben ist. Ueber derselben liegt die sehenswerthe schwarzenberger Glashütte und unterhalb eine Wasserstube der calwer Floßholzkompagnie. Denn da in der immer beschwerlicher sich durchs Gestein fortwälzenden Murg das Verflößen des holländer Holzes beinahe unmöglich wird, so mußte auf künstliche Schwellungsanstalten gedacht werden. In einer solchen Wasserstube sind Hunderttausende, in einer Schwellung Millionen Kubikfuß Wasser aufgespart, um zusammengetragene Holzberge unter fürchterlichem Getöse zertrümmert fortzureißen und ihre Scheite durch die Granitblöcke der Gewässer taumelnd zu Thale zu jagen. —

Gegenüber einer kühlen klaren Quelle, „der Frohndbrunn" genannt, bezeichnet jetzt auf der rechten Murgseite das Wasser Rennelbach die Gränze zwischen Württemberg und Baden. Ein immer rauheres Bett durchströmt jetzt die Murg; schäumend tobt sie durch die Tiefen waldüberwachsener Höhen, deren Grundveste sie benetzt; immer düsterer wird das felsbegränzte Thal und außer dem Wassergeräusch herrscht feierliche Stille. Der Fluß zwängt sich immer mehr westwärts und füllt eine beträchtliche Strecke lang das Thal ganz. Bald nimmt er von der linken Seite aus einem Bergeinschnitte die „Hornbach" und aus einem Gewirre zertrümmerter Felsen die mit Ungestüm herabtobende „Rauhmünzach" auf, deren Bette man zu den höchsten Bergen aufwärts

verfolgen kann; ihr Wasserstrom selbst geht in der Tiefe zwischen viel tausend Granitblöcken hindurch. Von der zweiten ihrer vier mächtigen Schwellungen, am Fuße des Hohenkopfs, dem einsamsten Plätzchen im ganzen Gebirge, ist es nur noch eine Stunde nach der hinter diesem Berge gelegenen „Herrenwiese", wo man bei fast ganz erstorbener Vegetation in einem andern Klima zu athmen glaubt. Auf dieser rauhen Waldkoppe zeitiget die Kirsche in denselben Tagen, in denen unten am Rheine die Trauben reifen. Nicht mit Unrecht sind ihre Steppen das badische Sibirien genannt worden.

In dieser Gegend befindet sich der Hauptsitz jenes ausgebreiteten Floßholzgeschäftes, das eine Handelskompagnie von Privatleuten betreibt, die das Holz theils durch die Schwellungen der Waldströme, theils mit unsäglicher Anstrengung und gefahrvollen Arbeiten in Rießen (Kanälen), durch Kähnelwerke, auf Schlittwegen und mit Seilen zu Thale fördert und auf dem Rheine nach Holland verführt. —

Unsere Schilderung wendet sich nun wieder der Murg zu. Die Straße zieht jetzt am linken Ufer derselben, von den steilsten Bergen eingeschlossen, weiter westwärts. Das Thal bleibt einsam und düster; schroffe Felsen begränzen es auf der rechten Seite. Die Landstraße aber ist vortrefflich und wird nicht leicht in einem Felsgebirge besser getroffen werden.

Hier nähern wir uns dem Dorfe

Forbach,

dem reizendsten Punkte des Murgthals, wo die wilde und die freundlichere Natur sich wieder die Hände reichen, und der daher zur künstlerischen Darstellung von uns ausgewählt worden ist.

Auf dem Wege dahin begegnet man rechts und links von der Straße häufigen Kohlenstätten. Weil die steilen Berge nicht erlauben, sie auf der bloßen Erde anzulegen, so sind sie meist von Holz verfertigt und werden an den Baumhängen von Bäumen unterstützt oder von Felsen getragen. Die Kohlenbrennerei wird im Murgthale und auf dem Schwarzwalde auf eine eigenthümliche durch die Lokalität bestimmte Weise betrieben und die Meiler, in Gestalt einer Halbkugel aufsteigend, dick mit sattangedrückter Kohlenerde überdeckt und mit einem dichten Rasendache verwahrt, zieren den Wald, statt ihn zu verunstalten.

Die Ackergrundstücke verlieren sich vor dieser Gegend zwischen der Rauhmünzach und dem Dorfe Forbach ganz; nur Nadelholz und weniger Buchenwald bedecken die hohen giebelartigen Berge und reichen herunter bis an Straße und Fluß. Dieser arbeitet mit heftigem Geräusch durch das enge, felsige, einsame Thal. Die unvermerkt gestiegene Landstraße, welche den murrenden Fluß tief unter sich im Grunde dahin fließen ließ, senkt sich allmählig wieder und führt endlich eben in die reinlichen Gassen Forbachs hinein. Den Namen

führt das Dorf von dem Waldstrome gleichen Namens, der zwei Mahlmühlen treibt.

Das artige Dorf nährt neunhundert Menschen von den beschriebenen Waldgeschäften, die seine Lage ausnehmend begünstigt. Auch die Arbeiten der forbacher Waffenschmiede sind geschätzt. Die Häuser sind in aufsteigendem Halbzirkel gebaut und die ringsum sich hinter einander versteckenden Berge, deren Gipfel nur bemerkbar werden und die deswegen hier minder hoch erscheinen, stellen dem Auge eine liebliche Landschaft dar, besonders wenn man wie auf unserm Standpunkte sich ostwärts von dem Dorfe befindet und so die Gegend überblickt. Die Kirche, deren hinterer Theil mit dem Chor erst vor wenigen Jahren gebaut worden, heiter und im neuern Geschmack über das Dörfchen sich erhebend, ist kein geringer Schmuck desselben. Aus dem reichen Kirchenfond sind zwei große Altarbilder von neuern badischen Künstlern angekauft worden, die von Kennern gelobt werden.

Man besieht in Forbach noch ferner die bedeckte Hängebrücke mit weitem Bogen, von Fahsold, einem Karlsruher, verfertigt; sie hat durch den anstoßenden jenseitigen Granitfelsen eine sichere Landveste. Ueber diese Brücke zieht die Straße auf das rechte Murgufer und erhebt sich dann allmählig. Die Aussicht öffnet sich jetzt immer mehr, das Thal erweitert sich und wird heiterer, die Straße führt thalab, für Wagen ganz bequem und sicher. Es ist daher kein Wunder, daß die Kurgäste Badens das Murgthal gewöhnlich nur die vier bequemeren Stunden bis nach Forbach bereisen und tiefer in die Berge einzudringen sich scheuen. Doch thun sie Unrecht daran, da der Weg durchaus gut und gefahrlos ist und die eigentlichen Gebirgsschönheiten und Eigenthümlichkeiten, wie wir sie bisher beschrieben haben, erst hier ihren Anfang nehmen.

Die hiesigen Forsten hat sich der ergibigen Auerhahnjagd wegen der Großherzog vorbehalten, den eben diese Jagd jährlich einmal in die Gegend von Forbach führt.

Unterhalb des Dorfes treten die noch immer sehr hohen Berge weiter auseinander. Hier fallen mehre dicht an die Murg gelagerte Sägemühlen dem Wanderer ins Auge. „Droben im Bergwald tönt die Waldart. Hohe Tannen, fünfhundertjährige Eichen fallen auf ihren Hieb. Während hier unten auf dem Flusse die knarrende Mühlsäge mit eisernem Fleiße den dicken Stamm in dünne Breter gleichförmig vereinzelt und Breterhaufen hoch aufgethürmt werden, fügt man nahebei ganze Reihen von Dickstämmen in Flöße zusammen", die, von einem unerschrockenen Steuermann sicher geleitet, auf dem Wege selbst, einer zum andern gestellt, anwachsen, bis auf dem Rheine mehr als hunderttausend solcher Breter, zu einem einzigen Floß vereinigt, als eine Gesammtladung Holland zuschwimmen, wo sie sich zum Schiffsbau fügen und den Handelsmann, den Auswanderer zum fernen Eilande tragen. *)

*) Vergl. Klübers Baden II. 144.

Auf dem rechten Ufer folgen nun die Dörfer Gausbach, Langenbrand und Weißenbach, wo die hoch über Felslager geführte Straße sich wieder zur tiefen Murg herabsenkt. Hier fängt die Natur, wenn auch sparsam, wieder an, den Ackerbau zu begünstigen; Abhänge sind künstlich gefestigt und hier und da mit Weinstöcken bepflanzt. Dem Dorfe Weißenbach gegenüber dicht an dem linken Ufer der Murg zeichnet sich der kleine Kirchhof des Dorfes Au, vereinzelt auf einem rebenbepflanzten Hügel angelegt, aus und die Spitze seiner kleinen Kapelle ragt malerisch hinter Bäumen und Gesträuch hervor.

Der Weg rechts führt so dicht an dem Flusse vorbei, daß aufgesetzte Steine den Wanderer sichern müssen, nicht ins Wasser zu stürzen. Nicht ferne liegt hier hinter Bergen versteckt das Dorf Reichenthal, wo viel Potasche versotten und die Auslaugung der Asche in mächtigen hölzernen Mulden, die aus den stärksten Schwarzwaldtannen verfertigt sind, vorgenommen wird; zum Versieden werden sodann Kessel von Gußeisen gebraucht, in welchen 30 Jahre lang gesotten werden kann.

Bei dem Dorfe Hilgertsau verläßt die Straße auf einer hölzernen Brücke das rechte Murgufer und mit jedem Schritte wird die Aussicht freier und offener. Oberzroth, ein kleiner Weiler, hat eine Tabaks- und Oelmühle unter einem Dache; die letztere empfahl schon lange ihre zweckmäßige Einrichtung und Reinlichkeit und eine vortreffliche Oelpresse.

Die beiden Ufer der Murg bleiben immer noch von ziemlich hohen Bergen umschlossen; aber zusehends vertauscht der Strom seinen ungestümen Lauf mit steterem Fortströmen. Die Straße zieht auf der linken Seite mit Krümmungen weiter westwärts. Auf dem jenseitigen Berge zeigt sich sehr schön gelegen das Dorf Scheuern. Diesseits an der Straße ragt auf einer schroffen Höhe zwischen den Wipfeln hochstämmiger Tannen die zu einem großherzoglichen Lustschloß mit schonendem Geschmack umgeschaffene Burg Neueberstein hervor, von deren Sälen man theils das wilde Thal hinan sieht, theils eine Durchsicht in den lieblichsten Theil der offeneren Gegend bis zum Rhein hin genießt.

Am Fuße des Schloßberges stehen mehre Mühlen. Bald nimmt den Wanderer das auf der rechten und linken Murgseite über Hügel und Ebene sich anmuthig ausbreitende Städtchen Gernsbach auf, das sich durch große Gewerbsamkeit, namentlich treffliche Leimsiedereien, auszeichnet. Hier tritt die Murg in ein weit offeneres Thal. Die Hänge und Fußgestelle der beiderseitigen Berge sind von Felsen frei, mit Reben und andern Pflanzungen bekränzt; Berg und Thal schmückt sich mit Obstbäumen. In der Tiefe werden ergibige Wiesen von Quellen bewässert. Die Murg, die wir jetzt sich selbst überlassen, dient bald nicht mehr dem Schmuck einer seltenen Natur, sondern einzig dem Kunstfleiße der Menschen, bis sie 6 Stunden von Gernsbach, nachdem sie noch viel lachende Dörfer ohne Murren mit glatten Wellen bespült hat, eine Stunde unterhalb des badischen Städtchens Rastadt, das durch

den Gesandtenmord von 1801 eine traurige Berühmtheit in der ganzen Welt besitzt, sich mit dem Rheine vereinigt.

Doch sind noch nicht alle Merkwürdigkeiten des Murgthales berichtet. Während drunten in der Tiefe der Mensch im Schweiße des eigenen Angesichtes den Bäumen ihren Saft abpreßt, die Fichten bald zu Ruthen drillt, bald schwimmen lehrt und dem Schiffsbau am Meeresgestade zusendet, bald in Kohlen und Asche verwandelt und die Natur in jedem Sinne zwingt, sein eigenes hinfälliges Leben zu fristen, treibt auf den Höhen dieses Gebirges die Geisterwelt ihr freies Spiel.

Auf der Teufelskanzel oberhalb Gernsbach predigte einst der Fürst der Hölle in Person, was er jetzt durch seine Jünger im flachen Lande thut, vor einem zahlreichen Auditorium sein Höllenthum, bis ein guter Engel vom Himmel gesandt ward, auf dem entgegengesetzten Berge bei Eberstein seine Kanzel zu errichten und die Menschenkinder mit himmlischer Beredsamkeit auf den guten Weg zu leiten. Das verdroß den Satan, er tobte in sieben Felsenkammern des Hochgebirges oberhalb Loffenau wie ein Erdbeben, spielte mit den ungeheuern Blöcken Ball, baute in der Nähe der Wolken die Teufelsmühle, legte sich, ermüdet von der Arbeit, so schwer in ein Felsenbett nieder, daß seine Gestalt noch ausgedrückt in dem Gestein mit Pferdehuf und Schweif sichtbar ist; er stampfte, rasselte, tobte in seiner Mühle, so oft der Engel drüben predigte. Von der Herrenwiese sah Gott der Vater dem Unwesen zu und schleuderte den gefallenen Engel in seine eigene Teufelsmühle hinab, so gewaltig, daß auf dem Hochgebirge der Fußtritt des Stürzenden noch sichtbar ist. Hier verstummte er und regt sich nur zu Zeiten murrend im Ungewitter. Auf einem andern Gipfel, beim festen Thurm von Yberg, präsentirte sich der Satan einem ganzen Klubb von Hexen, Hexenmeistern, Zauberern und Unholden. Sie beteten ihren Herrn und Meister an, sie opferten ihm Kinder, sie tanzten, sie schmausten mit ihm, doch ohne Salz und Brod. Das dauerte so lange, bis fromme Franciskaner das Kloster Fremersberg erbauten und den ganzen Spuk in den Klipfengraben bannten.

Ein friedlicheres Geisterleben webt in den beiden Mummelseen bei dem wildschön gelegenen Kloster Allerheiligen auf dem Seekopf und eine Meile von der Herrenwiese auf dem Katzenkopf. Hier haust ein unschuldiges zwerghaftes Gnomengeschlecht. Einmal kam ein kleiner Bewohner des zweiten Mummelsees in Rattenpelz gekleidet in das jenseitige Gebirgsdorf Kappel und holte eine Hebamme ab, seinem Gnomenweibchen bei der Niederkunft beizustehen. Vor seiner Birkenruthe theilte sich das Wasser, eine alabasterne Wendeltreppe führte die Staunende in ein goldenes Prunkzimmer vor ein Bett von Karfunkeln. Hier verrichtete die Wehemutter ihr Geschäft und der Rattenpelz gab sie der Oberwelt zurück. Ein Strohbündel war ihr Lohn, das sie unwillig wegwarf und erst schätzen lernte, als sie einen an ihrem Kleide hängen gebliebenen Strohhalm in lauteres Gold verwandelt sah. — Ein

anderes Mal taucht ein wundersames Seefräulein aus dem Bergsee, bezaubert einen schönen Hirtenknaben und schenkt ihm im Thal ihre Liebe unter der Bedingung, nie nach ihrem Aufenthalt zu spähen. Der sehnsuchttrunkene Knabe hält seinen Eid nicht und schleicht ihr nach an den See. Da dringt das dumpfe Aechzen eines Sterbenden aus der Tiefe zu ihm empor und mit den breiten Blättern der Nymphea bedeckt färbt sich der See blutroth. Ein Greis mit Schneebart und Karfunkelaugen beherrscht dies Nymphengeschlecht. Nächtlicherweile und am frühen Morgen mischen sie sich hilfreich und theilnehmend unter die Arbeiten und Freuden der Thalbewohner. Verführt sie ein Sterblicher, so verfallen sie schwerer Buße; verlocken sie ein Menschenkind, so versinkt es zu ihnen in den Abgrund; aber der Greis hält gerechtes Gericht, straft die Verführerinnen und entläßt die Versunkenen aus dem See. Wer einen Stein in die stillen Wasser wirft, den drohen sie unter plötzlich entstandenem Ungewitter zu verschlingen. — Diese Geister sind nicht unsterblich. Selbst ihr König, der silberhaarige Greis, ist dem Tode verfallen und ein anderer wird seine Stelle einnehmen. *)

Vom Berge was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
Ach nein!
O sage, was mag es wohl sein?

Das, was Du da siehest, ist Todtengeleit',
Und was Du da hörest, sind Klagen;
Gewiß, einem Könige gilt das Leid,
Doch Geister nur sind's, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten.
O schau
Am Sarge die glänzende Frau!

Nun öffnet der See das grünspiegelnde Thor,
Gib Acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und drunten schon summen die Lieder.
Hörst Du?
Sie singen ihn unten zur Ruh'. — — —

---

*) Das folgende Lied aus Ed. Mörikes Maler Nolten. Bd. I. S. 190 f.

Das alte Schloß Baden.

Eine Kette wellenförmiger hoher Waldberge — Köpfe nennt sie das Volk in der Umgegend — trennt Gernsbach von Baden, die Stille des Murgthales von dem betäubenden Geräusch eines europäisch gewordenen Badeortes. Eine Zwischenstation gewährt das alte Schloß Baden; es bietet noch Waldeinsamkeit und Trümmer der Vergangenheit dem sinnenden Wanderer und läßt ihn doch schon einen Blick in das Gewühl der Gegenwart thun, das aus der Tiefe zu ihm emportost.

Der gebirgige Weg von Gernsbach nach dem alten Schlosse führt, ehe man den Wald betritt, an einem einsamen Wirthshause vorbei, das einen letzten Niederblick ins ausgebreitete Murgthal und nach den Höhen des württembergischen Schwarzwaldes, mit lachenden Dörfern am Fuße, gewährt. Oberhalb desselben trennt sich der Weg in zwei Pfade, wovon der eine rechts nach Alteberſteinsburg, der durch Uhlands „Graf Eberstein" verherrlichten Ruine, abführt, der andere mit einem schmucken Wegweiser „zu den Felspartien" in den Wald lockt und zugleich nach dem alten Schlosse führt.

Die ganze Waldkuppe, deren Kehrseite man hier betritt und an deren Vorderseite auf halber Höhe das alte Schloß Baden hängt, ist durch die freundliche Sorgfalt der badischen Behörden in die schönste Anlage verwandelt worden; Alles aber ist mit so viel Achtung und Schonung für die wirklichen Naturschönheiten geschehen, daß man der Kunst, die sich hier mit so viel Beruf in die Natur gemischt hat, nicht feind sein kann. So führen denn auch hier wie überallhin in der ganzen weiten Umgebung des Schlosses gebahnte Wege durch den dichtesten Wald, bis man an eine Reihe von Osten nach Westen streichender mächtiger Felsblöcke von röthlichem Sandstein gelangt, wie er einem großen Theile des Schwarzwaldes eigen ist. Diese Massen erheben sich in den herrlichsten bedeutsamen Formen, umgeben von der üppigsten, durch keine Kultur gestörten Tannenwaldvegetation, wobei die allenthalben das Gestein durchwuchernde Digitalis purpurea hauptsächlich eine reiche Zierde bildet. Die vom Schlosse entfernteren Felsen sind erst vor wenigen Jahren zugänglich gemacht und von dem Gestrüppe befreit worden, das sie Jahrtausende einhüllte, so dicht, daß nicht einmal eine Volkssage sich an diese grotesken Riesenthürme der Natur, von welchen man meinen sollte, daß sie Göthes herrlicher Schilderung vom Felsenschlosse zum Vorbilde gedient haben, angeheftet hat. Die merkwürdigsten derselben sind ein ungeheures Kastell, aus den riesigsten Blöcken mit Thürmen und Basteien in die Höhe aufgeschichtet; dann die bereits zu einem officiellen Titel gelangte „Felsbrücke," durch welche zwei auseinander klaffende Lagen von Sandsteinblöcken verbunden sind, wovon der auswärts gekehrte Theil zugänglich gemacht ist und einen schönen Durchblick ins Thal und in die Ferne gestattet. Doch um die Aussicht in Fülle zu

genießen, verfolgt man die steinernen Stufen, die vom Haupte des Felsberges, von Ruheplätzen unterbrochen, bergab führen, bis zur Einsiedelei und gelangt endlich auf das vorderste Plateau, wo die letzten Eckfelsen stehen, die schon seit längerer Zeit in die Anlagen des Schlosses gezogen sind und wo eine Hütte zum Ruhen errichtet ist. Hier hat man die Ruine des alten Schlosses gerade unter sich und genießt die herrliche Aussicht, die der Künstler auf unserm Bilde darstellt. Noch vollständiger erscheinen die Umgebungen von dem höchsten Standpunkte des Schlosses selbst gesehen. Gerade aus über das Thal von Baden weg zeigt sich hier der schön geformte Fremersberg, von einem Franciskanerkloster so genannt, das, von dem Markgrafen Jakob I. im J. 1453 gestiftet, 1828 abgebrochen worden ist. Links zeigt sich der Roßkopf, im Württembergischen der Katzenkopf genannt, als höchster Berg der Gegend. Auf seinem Gipfel bilden mächtige Felsblöcke eine künstliche Höhle, in deren Schutz der Verfasser in zahlreicher Gesellschaft eine Juliusmondnacht des Jahres 1831 durchbivouakirt hat, unter sich den Rhein, auf vierzig Stunden weit wie eine silberne Schlange schimmernd, hinter sich den schwarzblauen regungslosen Mummelsee in der beschatteten Bergmulde von geisterhaftem Nebel überschwebt. Doch zu unserer Aussicht zurück. Ueber das Murgthal weg, auf der Rückseite unsers Standpunktes, erscheint Loffenau mit der schönen Bergperspektive die Murg entlang. Nordwestlich ist sodann die Aussicht durch nähere Waldung beschränkt; sie beginnt wieder mit den Linien der Bergstraße, die durch eine lange, wie ein Binnenmeer sich hinstreckende Horizontalebene von der Hardt, einem Theil der Vogesen, geschieden ist. Diese Ebene durchströmt der Rhein, der weiter aufwärts in mächtiger Breite und durch seine Krümmungen fürs Auge kleine Seen bildend auf dunstig dunklerem Grunde hellglänzend emporspiegelt. Der ganze Westen ist sodann von der Kette des Hardtgebirges und der Vogesen eingenommen, die sich in blauer Ferne in gar mannigfaltigen Formen in die Luft liniren, und sich nördlich erst bei Oppenheim und Alzey, südlich gegen Mühlhausen und Basel in die Ebene verlieren mögen. Aus ihnen hervor sieht man nordwestlich den breiten Rücken des Donnersberges ragen und in der fernen Ebene erkennt das bewaffnete Auge den Dom von Speier und die Thürme von Mannheim; die niedrigeren Theile der letztern Stadt sind, wie man auf der See von entfernteren Schiffen nur die Segel und Masten sehen kann, schon von der auf solche Entfernung bereits merklichen Rundung der Erde gedeckt. Den Münster von Straßburg, obgleich in den gedruckten Beschreibungen dieser Aussicht angekündigt, sucht man hier vergebens; er verbirgt sich mit seiner ganzen weitern Umgebung hinter den Fremersberg. Dieser, so wie der Schloßberg selbst, bilden gar lockende einsame Seitenthälchen, in die man von dem hohen Standpunkte aus nach Art der Vogelperspektive hinunter sieht. Die Stadt Baden mit ihrem untern Schlosse liegt, von der Ruine aus gesehen, wie ein alter Städteplan zu unsern Füßen ausgebreitet. Ganze Gruppen von reben-, wald- und ackerreichen

Hügeln erscheinen von dieser Höhe herab fast wie Maulwurfshaufen. Landhäuser und Gärten sind in näherer und weiterer Entfernung im üppigen Thale ringsum verstreut. Ganz links öffnet und schließt sich das liebliche Lichtenthal.

Ins Schloß selbst begleite uns ein sicherer kundiger Führer der genauer, als wir selbst es vermöchten, erzählen mag.*) „Von der Einsiedelei abwärts führt außer dem Fußweg ein kurzer geebneter Fußsteig zu der Schloßruine. Noch stehen am hohen Vorgebirge in dem Kreise zwei- bis fünfhundertjähriger Eichen, Tannen, Ahorne und Weißbuchen auf schroffen Granit- und Porphyrfelsen diese ehrwürdigen Reste, von Epheu umgürtet, in schwindelnder Höhe, mit Ulmen, Forlen, Linden und Stechpalmen bewachsen, durch abgetragene Felsmassen geschieden von der Kette des übrigen Bergrückens. Von diesem hohen Sitze nennt sich Badens Regentenstamm. Neben dem Schloß auf einem Ruheplatz überrascht eine leichte Waldöffnung mit der Aussicht in das Rheinthal nach den Vogesen.

Durch das obere Thor betritt man die Ruine. Sorglich ist der erhabene, Ehrfurcht gebietende Fels in den Bauplan verwebt. Schauer ergreift das Gemüth bei dem Aufblick an der alten Schloßkapelle zu den leeren unbedachten Fensterhallen des majestätischen Thurmes. Schwindelnd sieht man aus den Fensterruinen des weiten Rittersaales in die Tiefe. Niedergestürzt sind die meisten Scheidewände und die Fußböden der obern Gemächer; nirgends mehr eine Spur der Bedachung. Ein Rasenteppich mit wildernden Gesträuch deckt den Schutt der Gemächer und Prachtsäle; nur noch von dem hohen Gemäuer ist er umfangen. Zwischen den innern Thoren verkündet wie eine Geschichte der dürre weiße Stamm eines dicken Ahorns einsam das Alter der Verwüstung. Rechts ist der Marstall, links der Eingang in den weiten, noch wohl erhaltenen Keller. Die noch sichtbaren Gewölbe sind von römischer, in dem Mittelbau sind Partien von maurischer und arabischer, in dem Aufbau Theile von altdeutscher Bauart. Dieses erklärt sich aus dem verschiedenen Zeitalter ihrer Entstehung.

Schutt, Steine und Mauertrümmer umlagern das trauernde Ganze. Auf dem Mauerwerk und in dem Innern thront die Waldflora. Gesträuch, Kräuter und Bäume von mancherlei Art flammen wild empor. Viele sind längst verschwemmt in dem Strom der Zeit; manche strecken Stamm oder Aeste weißgrau zu öden Fensteröffnungen heraus und verwittern in dem Luftmeer; andere grünen in den seltsamsten Gruppen, Verschränkungen und Mißgestalten; mitten unter ihnen hat der Eppich, schlanke Aeste breitend, ein dichtes Netz über die Mauer gewoben.“

Von dieser düstern Beschreibung muß Einiges abgezogen werden. Der menschenfreundliche Großherzog hat seit Jahren aufs Sorgfältigste nicht nur

*) Klübers Baden II. 24 ff.

für die Erhaltung, sondern auch für die bequeme Besteigung der Burg gesorgt. Nach allen Seiten, in alle Gemächer bis zum höchsten Thurme führen massive sichere Treppen und der Schutt ist, wo es möglich war, aus dem Wege geräumt. So macht das Alterthum einen ernsten und doch zugleich freundlichen Eindruck. Die Ruine nimmt eigentlich vier Etagen ein: den höchsten Thurm, unter ihm ein erstes, dann durch Felsen getrennt ein zweites Stockwerk, endlich Ruinen des Vorhofes nebst dem schön erhaltenen Eingang an der Vorderseite des Schlosses. Dieser, das Vorthor der Veste, ist gothisch gewölbt und an der Spitze seines Bogens prangt wohlerhalten das badische Wappen in alter Form. An den Seitenwänden rankt Epheu, auf der Ringmauer streben Buchen und Ahorn empor, und wendet man sich beim Hinaustreten um, so sieht man in schönster Perspektive unter mannigfaltiger Beleuchtung durch die Oeffnungen aller vier in kurzen Zwischenräumen hintereinander folgenden Schloßthore. In der Nähe dieses Eingangs ist eine ländliche Wirthschaft, wo sich der Wanderer erquicken kann. Uebrigens findet man keinen Portier, keinen lästigen Schloßverwalter; Alles steht offen, Alles ist so natürlich zugänglich gemacht, daß man sich von der höchsten Spitze der Ruine von selbst zurück findet.

Die breite Fahrstraße vom alten Schlosse nach der Stadt Baden führt an mehren wohl gewählten Ruhebänken vorüber durch den dichten kühlen Wald, den hohe dicke Fichten, Forlen, Ulmen, Tannen, Buchen und ehrwürdige Eichen vom höchsten Alter bilden und hinter denen die untergehende, hinter den Rhein hinabeilende Sonne das Gesträuch in jene rothen Flammen setzt, die recht bezeichnend „das Waldbrennen" genannt werden. Wenn man den Hain hinter sich hat, gelangt man zu einem Ruhesitze unter vier Eichen. Noch vor ihnen erhebt sich auf künstlichen Felsen zwischen vier andern hochstämmigen Eichbäumen unter einem Strohdach ein Belvedere mit malerisch schöner Aussicht, rechts nach dem Jesuitenschlößchen, vorwärts nach dem Friesenberg und Fremersberg, links nach dem Merkuriusberg. Unten ziehen das neue Schloß, von dieser Seite die Stadt fast ganz bedeckend, und die lichtenthaler Allee die Aufmerksamkeit auf sich. Gegenüber zieht sich amphitheatralisch die hohe Gebirgskette hin.

Von der Stadt Baden, ihren modernen Herrlichkeiten und dem köstlichen Borne Hygieas erzählen wir hier nichts. Das treffliche erschöpfende Handbuch Schreibers und andere kleinere Beschreibungen sind in jedes Wanderers Händen. Nur an die frühe römische Ansiedelung in dieser Gegend sei kürzlich erinnert.

Die Steine reden, daß die Römer schon vor siebzehn Jahrhunderten hier nicht nur als Kieger gehaust, sondern in städtischen Mauern sich angesiedelt, in Bädern sich gütlich gethan, durch Handel und Wandel Kultur in der Umgegend verbreitet haben. Wer die in der Antiquitätenhalle neben dem Brunnengewölbe von Karl Friedrich von Baden im J. 1804 versammelten römischen

Alterthümer betrachtet, dem fällt auf mehren Monumenten der heilige Name Mark Aurel in die Augen. Dürfte er sich dieses paradiesische Thal, das in seiner alten Wildheit vielleicht noch großartiger schön war, als einen Ruhesitz jenes edelsten Heiden, des Stoikers auf dem Throne, denken, ihn in diesen Bädern sich vor Augen stellen, in seine unsterblichen Selbstbetrachtungen vertieft! Die Inschriften selbst gestatten diese Täuschung nicht; sie beziehen sich sämmtlich auf den ignobeln Dieb jenes großen Namens, auf den Kaiser Bassianus Caracalla, den Sohn des Septimius Severus, und sind aus den Jahren 198 und 213 n. Chr. Spätere Monumente, meist Brückenzeiger, bewahren die Namen der Kaiser Alexander Severus (um 221) und Elagabalus (um 222) und der erstere den Namen der Stadt: respublica Aurelia Aquensis. Ihr Gründer Caracalla hat allerdings durch die antonischen Bäder in Rom, die noch jetzt eines der Wunderwerke jener ewigen Stadt sind, seinen Beruf für Bauten dieser Art hinlänglich dargethan.

Die Wasserstadt Aurelia lag auf der aurelischen Heerstraße, die vom Rhein nach dem Neckar, dem Endpunkte des Römerwalles, führte. Ihre Hauptschutzgottheiten waren die Götter des Wassers und des Handels, Neptun und Merkur. Auf einem viereckigen Altar, der im J. 1748 in einem alten Keller am Fuße des Schloßberges gefunden wurde, sagt die Inschrift, daß Cornelius Aliquandus im Namen des contubernium nautarum, der Schiffergilde, dies Denkmal zu Ehren der domus divina, d. h. des kaiserlichen Hauses, dem Gotte Neptunus errichtet habe. Auf dem Stein ist in hocherhabener Arbeit Neptun abgebildet, stehend, in seiner Rechten einen Delphin, in der Linken den Dreizack haltend, zu seinen Füßen ein Wasserungeheuer. Vom Dienste des Merkurius zeugen zwei Denkmale; das eine ist ein Altarstein, welcher Merkur dem Todtengeleiter für eine abgeschiedene Seele gewidmet scheint; er wurde im J. 1804 eine Stunde von Baden ausgegraben; das andere ein Merkursbild in halberhabener Arbeit, das auf dem benachbarten „Merkuriusberg" (großen Stauffenberg) als Altarstein steht, wahrscheinlich ursprünglich der Straße näher errichtet. Das Bild ist von mehr als mittelmäßiger Arbeit, mit Flügeln am Kopfe, den Schlangenstab in der Linken. Zwei andere Denkmale sind Grabsteine römischer Krieger, eines L. Reburrinus Candidus von der 26sten Cohorte, und eines L. Aemilius Crescens von der 14ten Legion, beide aus der Stadt Ara (vielleicht Ara Ubiorum, Bonn) gebürtig.

Noch gibt es andere Reste aus der Römerperiode. An der Hauptquelle selbst ist das weite Brunnengewölbe, ursprünglich mit carrarischem Marmor bekleidet, unstreitig römisch und war zur Zeit der Römer vielleicht ein Dampfbad. Auch vor der Antiquitätenhalle fand man im J. 1808 Reste eines römischen Schwitzbades, Wasserröhren von eiserner Solidität; hinter der Stiftskirche sind gleichfalls Ueberbleibsel von Badegemächern zu sehen. Das alte Armenbad zur Rechten der Halle hat ein geräumiges römisches Bassin mit Stufen und linker Hand der Halle ist ein weit gesprengtes Gewölbe, wahrscheinlich

ebenfalls römischen Ursprungs. Reich an römischen Substruktionen ist endlich der ganze Bezirk der Halle, der Stiftskirche und des Marktplatzes und in dieser Gegend gewahrt man fast überall in einiger Tiefe römisches Paviment. Es ist sehr wahrscheinlich, daß hier der Mittelpunkt der öffentlichen Gebäude und Anlagen des alten Aurelia war. In edlerem Style römischer Baukunst sind auch noch die Arkaden am untern Schloßgarten, in der Orangerie, am sogenannten Schneckengarten. Die unterirdischen Gänge bei den „Büttquellen" und in der „Hölle" gehören nicht weniger den Römern an. Ob die höchst merkwürdigen Katakomben unter dem neuen Schlosse von den Römern stammen oder dem Vehmgericht ihren Ursprung zu danken haben oder nur geheime Zufluchtsörter in den Fehdezeiten waren, bleibt ungewiß.

Die Phantasie neuerer Architekten hat aus allen diesen im Ganzen nichts weniger als Pracht voraussetzenden Ueberresten ein gar herrliches Aurelia aufgebaut, dessen sich selbst seine Mutter Rom nicht hätte schämen dürfen. Aber es ist keineswegs wahrscheinlich, daß der reiche Römer sich an der beunruhigten Gränze unter dem rauhen deutschen Himmel häuslich niedergelassen hätte, und Caracallas Aufenthalt währte nur kurze Zeit. Aurelia Aquensis war somit wohl nichts anderes als ein kleiner Badeort römischer Tribunen und Centurionen, den später die Alemannen verwüstet und der verheerende Zug Attilas vollends bis auf die wenigen Reste, an welchen unsere Conjecturen sich jetzt abmühen, vom Boden vertilgt hat.

Der Bodensee und das Hegäu.

Lindau mit dem Obersee und Gebirge. — Der Untersee mit Konstanz, vom Arenenberg. — Hohentwiel und seine Schwesterburgen.

Lindau mit dem Obersee und Gebirge.

Nach einer langen Wanderung über die Höhen und durch die Tiefen des Schwarzwaldes verpflanzen wir den Freund der Naturschönheiten Schwabens im Fluge von der nördlichen Gränze des Landes an seine südliche, aus dem Gebirgsthale Badens an den offenen lachenden Bodensee. Obgleich unser Werk nur den Blick auf zwei seiner schönsten Buchten eröffnet, so wird der Beschauer doch schon aus diesen Bildern, wenn er bedenkt, daß der wogende Wasserspiegel, den er hier zwischen der üppigsten Vegetation lachender Ufer durchschimmern sieht, von der Kette der Alpen in der Ferne begränzt, sich in gleicher Weise sechzehn Stunden weit fortsetzt, begreifen, warum wir Einheimischen so stolz auf dieses unser „schwäbisches Meer" sind. Der Verfasser dieser Schilderungen hat nur einmal in seinem bisherigen Leben das Meer gesehen: es war im Kanal an einem wolken- und windlosen Maitage, als er in einem Zweiruderkahne von Dieppes Gestade sich auf die hohe See führen ließ. Die Wasserfläche, die er der Breite nach überschaute, war nicht ausgedehnter als die Wasserlänge, die man von Lindau aus überschaut, die Wellen gingen nicht höher als auf dem Bodensee, die Stadt Dieppe war von blühenden Aepfelbäumen im Kreise umgeben, wie unsere Städte des Sees, und je weiter sie sich von dem Auge des sanft auf der ebenen Meerfläche dahin Schwebenden entfernte, je ähnlicher wurde Stadt und Ufer den wohlbekannten geliebten Umgebungen des vaterländischen Gewässers. Von süßem Heimweh bezwungen, glaubte er am hügeligen Horizont im Süden die Schneegipfel der Schweizerberge mit seiner Sehnsucht heraufzaubern zu können. Ja, er hatte Mühe, auf dem Meere selbst das Meer zu erkennen. Zu seinem Verdrusse mußte er sich sagen, daß er auf dem heimischen See schon ein lebendigeres Bild des bewegten Oceans geschaut als hier an seinem Einflusse zwischen Frankreich und England. Zwei Mal schon war er im Sturm und einmal selbst mit Gefahr über den vom Unwetter empörten Bodensee gefahren; dort schlugen die grünen Wellen in das Schiff herein oder mannshoch an demselben empor

und sein kleiner Nachen flog mit ängstlich gesenktem Segel wie ein Sturmvogel über die Wellen, hier tanzte sein nicht größeres Fahrzeug ohne Segel im Takte friedlichen Ruderschlages über die Fläche des Meeres, die gar keines Zornes fähig zu sein schien. Unbefriedigt und von der kleinen Meerfahrt nichts zurückbringend als eine Anwandlung von Seekrankheit, betrat er das Ufer wieder, stand eine Weile an dem sonnigen Gestade mit gekreuzten Armen und ließ über die spiegelblaue Fläche im Geist einen schwarzen Bodenseesturm dahinbrausen, um doch das Meer zum Meere zu machen.

Wir verlassen diese Vergleichung, um uns ganz mit dem Bodensee und der reizenden Bucht zu beschäftigen, welche uns der Künstler vor Augen gestellt hat. Um seine jetzige Schönheit besser zu empfinden, versetze uns die Schilderung eines alten Römers, in der sich freilich viel Täuschung und Unkunde unter die Wahrheit mischt, in die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christus und sage uns, wie damals dieser jetzt so helle See, dieses jetzt so blühende Ufer gestaltet war.

„Zwischen den Klüften der höchsten Berge“ — schreibt Ammianus Marcellinus, ein römischer Grieche aus Antiochien, den die Feldzüge gegen die Alemannen unter dem Feldherrn Barbatio in diese Gegenden führten — „entspringt der Rhein mit gewaltigem Stoß, bahnt sich über abschüssige Klippen ein Bett ohne Zuwachs fremder Wasser und strömt hin mit stürzendem Falle wie der Nil durch seine Katarakten. Und er könnte vom Ursprung an beschifft werden, da er Ueberfluß an eigenem Wasser hat, wenn er nicht einem rennenden ähnlicher dahin liefe als einem fließenden. Und schon ins Freie hinausgetreten und die tiefen Spaltungen seiner Ufer bespülend, tritt er in einen runden(!) und ungeheuern See ein — Brigantia (Bregenzersee) nennt ihn der anwohnende Rhätier — der 460 Stadien (11½ Meilen) lang ist und fast in gleiche Breite (!) sich ergießt, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat; denn die Natur der Oerter und des Himmels Unfreundlichkeit streitet wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf bricht der Strom brausend, mit schäumenden Wirbeln, wandelt rasch durch die träge Ruhe seiner Gewässer und durchschneidet sie wie mit einer scharf begränzten Fläche; und wie ein durch ewige Zwietracht getrenntes Element löst er sich wieder ab vom See mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften und auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Oceans innerste Tiefen. Und, was gar wunderbar ist, das ruhende Gewässer des Sees wird von dem raschen Durchgange nicht bewegt und der eilende Fluß von dem unter ihm schwimmenden Schlamme nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermischt sich nicht, und lehrte nicht der Anblick, daß es wirklich so geschehe, so würde man glauben, keine Gewalt sollte die beiden von einander ferne halten können.“

Seitdem ist der See aus einem Sumpf ein helles trinkbares Wasser

geworden und die gleichartig gewordenen Elemente haben sich längst friedlich vermählt. Auch früher schon erschien der See freundlicheren Augen nicht so fürchterlich und Julius Solinus, der hundert Jahre vor Ammian geschrieben hat, nennt „das rhätische Gefilde reich an Feldfrüchten, fett, ergibig, geadelt durch den brigantinischen See."

Der Schilderung des Sees und seiner Ufer, so wie den großen Begebenheiten, deren Zeuge der Bodensee viele Jahrhunderte hindurch war, hat der Verfasser dieser Zeilen ein eigenes Buch gewidmet, auf welches er den Leser, der Umfassenderes zu erfahren wünscht, zu verweisen sich erlaubt. Hier mag aus jener Beschreibung nur das Gegenbild zu dem Gemälde stehen, das der Römer von dem ungeklärten See und seinen ungelichteten Uferwäldern entworfen hat, ein Bild, das die Dichtung am Schöpfungstage dem weissagenden Boten Gottes in den Mund legt.*)

„Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segensreiches Feld;
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbelad'ne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht, —
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum sind dir Sänger auch gegeben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob.
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang;
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehob'ner Brust, o See!
Doch das du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth,
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang' vergoß'nem Bürgerblut.

*) Aus dem Gedichte: „Die Schöpfung des Bodensees." Handbuch S. 487 ff.

Sei nur getrost, du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verläßt die Weltgeschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Waage Weltgerichte,
Doch stilles Gnügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen sein,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brote,
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.
Und unter deinen Aepfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen: —
Wohlan, vollende dein Geschick!"

Die seit dem Jahre 1805 mit der baierischen Monarchie vereinigte Stadt Lindau mit ihrem Zubehör ist auf drei Inseln des Obersees, zwei Stunden von dessen östlichstem Ende, höchst eigenthümlich und reizend gelegen; das letztere inzwischen nur für den Anblick; denn der Bewohner, wenn er nicht auf die Brücke oder an den Hafen geht, wird von der herrlichen Umgegend gar nichts gewahr und findet sich von Häusern ohne alle Aussicht eingeschlossen, wovon nur die Rückseiten ganz weniger Wohnungen, darunter das alte Gasthaus zur Krone, eine Ausnahme machen. Die vorderste Insel, auf welcher die eigentliche Stadt gebaut ist, enthält drei Fünftel vom Flächenraume aller drei Inseln; sie ist durch eine sehr schöne hölzerne Brücke, welche nach Zerstörung der alten durch die Wasserfluthen des J. 1817 durch den Kronenwirth Zaggelmayer um einen sehr billigen Preis hergestellt worden ist, mit dem festen Lande verbunden. Sie maß früher 300 Schritte, wovon aber jetzt fünfzig Fuß ausgefüllt sind; ihre Breite ist sehr ansehnlich, ein schönes Geländer schmückt sie und durch Seitenpfade ist für die Fußgänger gesorgt. Auf der zweiten Insel wohnen, von der Stadt durch einen Graben abgesondert und durch Zugbrücken wieder verbunden, Schiffer, Fischer und Weingärtner; auch stehen hier Salzmagazine und Weinkeltern. Der übrige Theil dieser vorzugsweise sogenannten „Insel" besteht aus Weingärten und Obstpflanzungen. Die dritte Insel, die „Burg" genannt und mit der Stadt durch eine steinerne Brücke verbunden, ist von ganz kleinem Umfange und enthält fast kein Gebäude außer der kleinen alten Jakobskirche, die seit der Reformation verlassen steht, zeigt indessen Ueberbleibsel uralter großer Befestigungen, die noch immer unbeschädigt, der Stadt zur Schutzwehr gegen den See dienen und nebst dem Namen „Burg" den Aufenthalt der Römer auf dieser Insel sehr wahrscheinlich machen. Vielleicht war es der Kaiser Constantius Chlorus, der Gründer von Konstanz am entgegengesetzten Ende des Obersees, der zu Anfang des

vierten Jahrhunderts auch hier einen Waffenplatz gegen die Alemannen angelegt hat.

„Die Lage dieser dreifachen Insel“ — wir reden hier mit Ebels Worten*) — „ist außerordentlich schön. Gerade ihr gegenüber öffnet sich das breite große Thal, durch welches der Rhein aus den räthischen Alpen dem Bodensee zueilt. Die Felsenkette der Schweiz zieht sich auf der rechten Seite dieses Thals bis an den See herab, dehnt sich dicht an demselben in fruchtbaren Vorbergen aus und bildet dessen südliche Ufer, die erhaben, groß und fruchtbar sind. Die linke Seite des Thals wird von den nackten rauhen Felsen Vorarlbergs begränzt, die sich nach Osten fortsetzen und den See in steilen hohen Ufern ummauern. Der ganze Theil des Sees, der von Lindau östlich sich ausdehnt, bildet ein großes, schönes, ovales, zwei Stunden breites und fast eben so langes Becken, an dessen äußerem Ende, hoch über demselben, das Städtchen Bregenz schwebt. Nach Westen und Norden breitet sich der See in eine Wasserfläche aus, die wegen ihrer großen Ausdehnung in Erstaunen setzt. Von Lindau nach Konstanz beträgt seine Länge beinahe eilf und bis an das Ende seines großen Busens, bei Bodenau und Sernadingen, sechzehn Stunden. Da die westlichen und nördlichen Ufer, unerachtet ihrer Krümmungen, im Ganzen doch eine gerade Richtung halten, so genießt das Auge den außerordentlichen Anblick eines Wasserspiegels, dessen Fläche ungefähr vierzig Quadratstunden ausmachen kann. Wenn die Luft nicht sehr hell ist, so spielen in der weiten Ferne die Wellen in dem Horizont und alsdann besonders begreift man, warum dieser See einst das schwäbische Meer genannt worden ist.“

Herrliche Fernsichten gewähren die Hügel am nordöstlichen Gestade des Sees. Je nachdem die Luft dunstig oder ganz hell oder von Wetterwolken durchbrochen ist, erscheinen hier die gegenüber liegenden Hochgebirge dem Auge immer wieder in andern Verhältnissen und andern Gestalten: bald nur in Umrissen wie ein Traum; bald wie eine blaue lückenlose Mauer mit scharfen Zinnen; bald ziehen sich, bei starkem Licht und Schatten, früher nie entdeckte Thäler in die Gebirge hinein; bald lassen Strichregen und vereinzelte Nebelmassen aus der verschleierten Kette nur isolirte Felsenwände, oft von Eis und Schnee starrend, erblicken und einsame Felsenhörner strecken ihre Spitzen hoch über die Wolken empor. Ein Sonnenblick kann dann oft Wetter und Wolken zerstreuen und die ganze Landschaft in glänzender Schönheit mit Gebirg und Thal plötzlich aus dem Gewitterdunkel hervortreten lassen.

Von Ortschaften erblickt man hier durch ein Fernrohr sehr deutlich die Thürme der Abtei von Sankt Gallen; die Städtchen Rheinegg mit dem Rheinausflusse, Rorschach und Arbon glänzen unter den übrigen Orten, die das Schweizerufer beleben, jenseits des breiten Spiegels des Sees. Dieser

---

*) Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipz. 1798. 1ter Theil S. 2 ff.

selbst ist von Kähnen und Segelschiffen belebt, wiewohl die Dampfboote, deren drei den Bodensee nach allen Richtungen durchschneiden, solches Leben nicht eben befördern; vielmehr verdrängen sie die kleineren Schiffe, gerade wie die Raubfische die friedlicheren, kleineren und schöneren Bewohner des Sees verschlingen.

Zu den schönsten Punkten dieser Art gehören das Landhaus des Kaufmanns Falk und der Ort, wo noch jüngst die Washingtonsbank stand, kein Denkmal, dem Befreier Amerikas gesetzt, wohl aber ein Plätzchen, das der menschenfreundliche baierische General, Freiherr von Washington, auf der Höhe des Weinbergs seiner Villa, die jetzt mit dem Abzug ihres Besitzers in andern Händen ist, jedem Freunde schöner Fernsicht offen gehalten hatte. Auf einem ähnlichen Punkt, etwas näher gegen die Stadt Lindau, bei einem neuen Weinbergshäuschen mit einer Bank, hat sich unser Künstler seinen Standpunkt ausersehen, weil er hier die Landschaft besser zusammengerückt und geschlossener fand.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt Lindau stehe die sogenannte Heidenmauer obenan, kolossales Bruchstück einer riesenhaften Befestigung oder eines Thurmes, dem von der Hauptbrücke durch das Thor Eintretenden rechts gelegen, jetzt zwischen angränzende Häuser eingezwängt. Sie ist aus ungeheuern unbehauenen Kieselfelsen gebaut, mag 12 Schritte in die Länge halten und wurde, als man sie ums Jahr 1760 an den höchsten verfallenden Stellen renovirte, 8½ Schuh dick befunden. Eine auf irrige Voraussetzungen gegründete, wiewohl ziemlich allgemeine Meinung schreibt ihre Erbauung dem Kaiser Tiberius zu. Hiergegen streitet neben Anderem schon ihre Bauart, die auch kaum gestattet, sie für die Befestigung der römischen Feldherrn des vierten Jahrhunderts gegen die Alemannen zu halten. Höchst wahrscheinlich war es eine Mauer gegen die Heiden, eine Brustwehr gegen die hunnischen Ueberfälle im zehnten Jahrhunderte; denn die Sitte, mit unbehauenen Steinen zu bauen, war gerade den früheren Zeiten des Mittelalters eigen. Auch so noch ist sie ohne allen Zweifel nächst den Substruktionen der „Burg" das älteste Denkmal der Stadt, deren Name (Lintauuia) zuerst in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts urkundlich vorkommt als ein von den Händen leibeigener Knechte angelegter Hof. Im neunten Jahrhundert soll sodann ein Graf oder Herzog von Rhätien, Adalbert, das jedenfalls uralte Fräuleinstift von Lindau gegründet haben. Im zehnten Jahrhundert verscheuchte ein großer Brand einen Theil der Einwohner Lindaus. Unter Kaiser Konrad II. kehrten sie indessen zurück und nun hatte die Stadt unter dem Reich ihr eigenes Regiment, stieg aus verschiedenen Feuersbrünsten immer neu empor und wurde schon von dem Kaiser Rudolph von Habsburg eine uralte Reichsstadt genannt. Von ihren Kirchen soll die Peterskirche auf der Insel schon den Brand von 948 erlebt und überlebt haben und die eingegangene Dreifaltigkeitskirche im J. 1241 gegründet sein. Noch älter war die Kirche des Fräu-

leinstiftes; ihre alte Gestalt ist jedoch sammt dem Stiftsbau und vielen Häusern im Brande von 1728 verschwunden. Das Stift selbst dauerte bis zur Säkularisation und seine gefürstete Aebtissin übte im J. 1780 zum letzten Male das von den römischen Vestalinnen vererbte Recht, einen Verbrecher, den der Scharfrichter schon am Stricke hatte, mit dem Messer, das ihr in silberner Schale nachgetragen wurde, abzuschneiden und so von der Todesstrafe zu erlösen.

Im J. 1496 hielt Kaiser Maximilian I. hier einen merkwürdigen Reichstag und leitete von hier aus den nicht sehr glücklich geführten Schweizerkrieg. Vierunddreißig Jahre nachher (1530) errangen die Lindauer Glaubensfreiheit, erklärten sich nach langem Schwanken zwischen Calvin und Luther für den letztern und seitdem ist die Bevölkerung protestantisch. Damals bereicherte sie ein ausgebreiteter Handel mit Oesterreich, ganz Deutschland, Frankreich und Italien, der jetzt freilich zu einem nicht sehr bedeutenden Speditionshandel zusammengeschrumpft ist. „Es ist hier“, meldet ein Zeitgenosse der Reformation, „eine solche Niederlag und Zukehr von allerlei Gewerbshändeln aus allen Landen, das gemeinlich alle Samstage (Sonnabende) auf dem Wochenmarkte mehr denn aus achtundzwanzig Städten und Städtlein von neun und mehr Meilen Weges her ohn Unterlaß Leut herbeifahren, dazu ob vierzehnhundert Kärren und Wägen zu dem Thor aus und ein gehen.“ Damals hieß Lindau, wohl zugleich in Rücksicht auf seine Lage, „das deutsche Venedig.“ Auch stand wirklich die Stadt immer in einiger Verbindung mit dem „deutschen Hause“ jener italienischen Wasserstadt. Der dreißigjährige Krieg machte Lindau zu einer Festung, deren bedeutende Außenwerke (Karls- und Sternwall) noch dauern. Sie wurde abwechselnd von den verschiedenen streitenden Parteien besetzt; die Stadt litt fürchterlich und die Pest fraß über 2000 Menschen auf einmal. Noch im vorletzten Jahre dieses Krieges belagerte der Schwede Wrangel die zu Lindau eingeschlossenen Kaiserlichen zu Lande und mit Kriegsschiffen, die zu Bregenz ausgerüstet worden, zu Wasser. Inzwischen siegten die Lindauer in einem kleinen Seetreffen; erst nach mißlungenem Versuche wurde eine Vorschanze erstürmt und viele Wochen lang hielt die Stadt und ihr kaiserlicher Kommandant, Graf von Wolfegg-Waldsee das Bombardement aus. Wie durch ein Wunder entstand keine Brunst und verlor kein Bürger das Leben nur ein fremdes altes Weib ward von einer Granate zerschmettert. Wrangel zog endlich unverrichteter Dinge ab und erst der westphälische Frieden öffnete am 30sten Sept. 1684 die Thore Lindaus den Schweden und ihrem Oberbefehlshaber Robert Douglas.

Das Wirthshaus zur Krone ist ein ehrwürdiger Zeuge dieser Belagerung und bewahrt noch eine Kugel derselben auf. Auch im Innern hat dieser gute Gasthof seine alte Gestalt behalten und spricht in weiten, nicht zu hohen Räumlichkeiten eine reichsstädtische Stattlichkeit aus. Im Hauptsaal ist jeder Fensterpfeiler der dicken Mauer noch mit einer Säule versehen. Auf der Hinterseite können die Gäste hier einen Theil des Hafens und Sees und besonders

bei günstiger Morgenbeleuchtung das ganze Gebirge in seiner Herrlichkeit übersehen.

Andere schöne und alterthümliche Gebäude sind das alte Waarenhaus, die Brodlaube, der Diebsthurm und die schöne gothische St. Stephanskirche, deren Thurm der Blitz im J. 1668 hinweggebrannt hat. Im Uebrigen hat Lindau in der Bauart viel Schweizerisches; die Häuser sind weniger hochgieblig als bei uns, dagegen breiter; die obern Stockwerke und das Dach bilden einen starken Vorsprung.

Der Hafen ist immer noch trotz des geschmälerten Handels ziemlich belebt; die nächsten Ufer erheitern schöne Landhäuser, und wenn die Stadt durch ihre abgeschnittene Lage etwas Kerkerartiges hat, so müssen ihre Bewohner auch den Zauber der sie umblühenden Natur, zu welcher die Brücke sie hinüberträgt, wann sie wollen, mit verstärkter Lust empfinden.

Der Untersee mit Konstanz.

Gern hätten wir die Freunde Schwabens von Lindau aus die vielen reizenden Punkte besuchen lassen, welche rechts und links an den Ufern des Obersees den Blicken des Reisenden zuwinken, jeder eigenthümliche Naturschönheiten entfaltend und jeder seine eigene mannigfaltige Geschichte erzählend: am deutschen Ufer das uralte Wasserburg, Langenargen mit dem ausgebrannten Schlosse des stolzen Grafen von Montfort, die alte Reichsstadt Buchhorn (Friedrichshafen) mit einer Schatzkammer von spießbürgerlichen Späßen; das Schloß von Friedrichshafen, die anspruchslos schöne Sommerwohnung des Königs von Württemberg, das gethürmte Meersburg mit seinen Felsenschrunden, Ueberlingen mit den stattlichen Thürmen, dem schönen Bade, den räthselhaften Heidenlöchern; dann in dem tief landeinwärts eindringenden Seebusen, der nach dieser Stadt den Namen führt, Hohenfels, die Burg des Minnesängers, das vom Handel belebte Sernadingen (Leopoldshafen) und gegenüber das sagenreiche Schloß Bodmann. Wiederum von Lindau aus links gewendet, wo das Schwabenufer nach der Schweiz einbiegt, die schöne bergan steigende Stadt Bregenz mit ihren malerischen italienischen Dächern, der äußerste Vorposten des von hier aus bis an Hadrias jenseitiges Ufer ununterbrochen sich streckenden Oesterreichs; der Gebhardsberg auf seinem schroffen Felsen mit der Uebersicht des Sees und dem tiefen Blick ins Rheinthal und den Komplex der graubündtner Gebirge; dann der Rheinausfluß mit Rheineck und weiter auf der Schweizerseite das freundliche Rorschach, Romanshorn, Arbon, das Arbor felix der Römer, ihre erste Fruchtbaumpflanzung in der

Gegend, mit seinen mittelalterlichen Riesenmauern, in deren Ring der unglückliche Konradin die letzte Rast in Deutschland hielt; endlich eine Menge von Burgen auf den benachbarten Schweizerhügeln, deren jede von einem andern Rittergeschlecht oder einem andern Sänger meldet. — Das Alles müssen wir bei Seite lassen und mit unsern Freunden auf einem der bequemen, wenn auch nicht glänzenden Dampfboote uns auf den Fittigen des Rauches den See entlang, an Konstanz vorbei, durch den Rhein an den Untersee tragen lassen; eine Fahrt von zwölf Stunden, die in vieren zurückgelegt wird, während die herrlichsten Gegenden wie Träume an uns vorüberfliegen.

Der frohe Stoß, der unsern Nachen treibet,
Er geht durch Berg und Thal,
Sie fliegen hin, die Ruhe thront und bleibet
Nur in des Aethers Saal.

Und heller glänzet im Vorüberschweben
Der Thurm von Dorf und Stadt,
Die Firnen glüh'n, die niedern Hügel beben,
Umwallt von Blüth' und Blatt.*)

Den Untersee selbst, an dessen Ufer wir uns vor diesem Bilde befinden, betrachten wir in seiner ganzen Ausdehnung erst von Hohentwiel herab und zwar in Vogelperspektive; hier kehren wir uns über seine Wellen hinweg der Stadt Konstanz und im Hintergrunde noch einmal dem Obersee und den Schweizergebirgen zu. Der Standpunkt, den der Künstler sehr glücklich und ergibig gewählt hat, ist die Anlage, die vom Arenenberg ausgeht, dem bekannten Napoleonidenschlosse auf thurgauischem Boden, das seit langer Zeit der Ruhesitz der Prinzessin Hortensia ist.

Das stattliche Dorf, das hier im Vordergrunde erscheint, ist der schweizerische Marktflecken Ermatingen, der schon in einer Urkunde des achten Jahrhunderts, wenn dieselbe anders ächt ist, mit seinem ursprünglichen und vollständigen Namen „Erfmüottingen" als Tafelgut der fränkischen Könige, und mit Land und Leuten von Karl Martell dem neuen Kloster Reichenau vergabt erscheint. Eine halbe Stunde weiter oben, links von dem Thurme des Dorfes, kommt, gleichfalls am Schweizerufer des Untersees oder eigentlich des hier ausfließenden Rheinstroms gelegen, das altersgraue starkbefestigte Schloß Gottlieben zum Vorschein, das Bischof Eberhard von Waldburg im J. 1250, als das deutsche Reich nach Friedrichs II. Tod ohne Haupt war, auf seine Faust erbauen lassen. Er verlegte hierher, aus Mißmuth über die Stadt Konstanz, seine Residenz und baute da eine bald wieder zerfallende Brücke über den Rhein, um die Stadt an Zoll und Gewerbe zu schädigen. Doch alle Schicksale dieser Burg vergißt man über zweien ihrer Bewohner. Denn während des kostnitzer Koncils saßen hier nach einander der Märtyrer

*) Aus dem „Gesellschaftslied auf dem Schiffe." Handbuch S. 519.

Huß und der, dessen Opfer er geworden war, der unwürdige entsetzte Pabst Johann XXIII., gefangen; der erstere, dem Kaiser Siegmund in einem ganz zärtlich lautenden Geleitsbriefe des Reiches Schutz versprochen hatte, wie ein gemeiner Verbrecher in eiserne Fußbänder gelegt und die Nacht über an einem eisernen Armband an die Wand geschmiedet.

Hinter diesem Schmerzenslager Hussens steigt die Stadt Konstanz empor mit den Thürmen der Kirche, in welcher er verdammt, und mit der Brandstätte vor dem Thore, das herwärts nach Gottlieben führt, auf welcher er dem Flammentod überliefert wurde. Bei diesen Erinnerungen zwingt uns die Geschichte zuerst zu verweilen, so oft wir Konstanz erblicken. Alles Andere verbleicht vor dem Wiederscheine dieses gräßlichen Feuers. Dort in den Hallen jenes Domes ward am 6ten Juli 1415 das feierliche Verdammungsurtheil über den Ketzer Huß ausgesprochen, dort riß dem Gerechten, als er auf den Knien für seine Freunde gebetet hatte, von sieben ihn umringenden Bischöfen einer den Kelch aus der Hand und redete ihn als den verfluchten Verräther Judas an, und die sechs andern zogen ihm die Priesterkleider aus, setzten ihm die mit Teufeln bemalte spitzige Papiermütze auf und begrüßten ihn als Erzketzer. Und Kaiser Sigmund erhob sich, rief den Beschirmer des Koncils, den Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein und sprach: „Weil wir das Schwert nicht umsonst tragen, sondern zur Strafe über die, so Böses thun, so nehmt diesen Mann, Johann Huß, und strafet ihn, wie einem Ketzer gebührt.“

Wenden wir uns zur Richtstätte vor dem Thore. Dort steht der Holzstoß schon aufgerichtet. Betend und singend kommt Huß heran und sieht mit Lächeln, wie man seine Bücher verbrennt. Die Henker fassen ihn und schmieden ihn mit der rostigen Kette an den Pfahl, Stroh und Holzbündel werden ihm um den Leib gelegt. „Heilige Einfalt!“ ruft der Märtyrer, als er ein altes Weib geschäftig Spähne hinzutragen sieht. Schon lodert das Feuer hell auf, mit heller Stimme fleht Huß um Erbarmen — zu Jesus Christus. Dreimal sieht man ihn die Lippen hinter den Flammen zum Gebet bewegen, dann erstickt der Rauch seine Stimme und sein Leben. Die Wuth der Henker spaltet sein Haupt und bratet sein zerstückeltes Herz. Seine Asche wird zusammengekehrt und in den Rheinstrom geworfen.

Ihm folgte am 30sten Mai 1416 sein Schüler Hieronymus von Prag auf dem Scheiterhaufen. Er ward mit nassen Stricken und einer eisernen Kette um den nackten Leib gebunden. Als der Henker das Feuer vom Rücken anzünden wollte, sprach er muthig: „Tritt hervor und zünde das Feuer vor meinen Augen an!“ Dann fing er den Lobgesang an zu singen, bis die Flamme über ihm zusammenschlug. „Nicht Mucius Scävola hat standhafter seine Hand ins Feuer gehalten, nicht Sokrates den Giftbecher so gelassen ausgetrunken,“ fügt ein edler Augenzeuge, der Florentiner Poggio, seiner brieflichen Schilderung bei.

Wer wird nach solchen Scenen noch von der Pracht und Augenlust die-

ses Koncils hören wollen; wie viel hundert Kardinäle und Kirchenprälaten, wie viel tausend Fürsten, Grafen und Edelleute hier versammelt waren; wie viel wandernde Pastetenöfen in der Stadt cirkulirten; wie viel fahrende Dirnene für die Lüste dieser Ketzerrichter sorgten? Selbst Pabst Johanns Flucht und Herzog Friedrichs Acht und die Pabstwahl vermögen unser Interesse nicht mehr zu erregen: wir kehren uns mit Abscheu von dieser ganzen Zeit ab, unbefleckteren Jahrhunderten zu.

Constantia ist eine römische Schöpfung. Als Kaiser Constantius Chlorus, ums J. 304 bei Langers von den Alemannen eingeschlossen, sich durchgeschlagen und dem Rheine genähert hatte, besiegte er denselben Feind bei Vindonissa und ersah sich an diesem Strome, auf helvetischer Seite, der schmalen Erdzunge gegenüber, die zwischen dem Untersee und Obersee hinläuft, davon der Rhein aus dem letzteren tritt, einen Punkt, um auf dieser von Natur schon festen Stelle ein Castell zu bauen. Kein Schriftsteller, keine Inschrift, keine Münze nennt diese Gründung, sie dauert allein in ihrem Namen fort. Als aber der Schwede Horn im J. 1632 Minen gegen das belagerte Konstanz zu graben anfing, da stieß er vor dem kreuzlinger Thore auf die alten römischen Rippen der Stadt. Ungeheure Substruktionen und die kolossalen Bogen einer steinernen Brücke, Zeugen von weit breiterem Wasserstande des Rheins in jener alten Zeit, traten ans Licht; Alles wies auf eine gewaltige, für lange Dauer berechnete Befestigung hin. In diesem römischen, später alemannischen Constantia gewann unter fränkischer Oberherrschaft zuerst der christliche Kultus in der Mitte des sechsten Jahrhunderts eine feste Stätte am Bodensee, als der austrasische König Klothar I. das Bisthum dorthin verlegte, das bis dahin zu Vindonissa (windisch) bestanden hatte. Kaiser Karl der Große zeigte auf dem Wege nach Rom zur Kaiserkrönung sein gefeiertes Antlitz dem See zu Konstanz, das jetzt schon eine Stadt heißt und in der Marienkirche eine Kathedrale besitzt, zu der sich im neunten Jahrhunderte die St. Stephanskirche gesellt. Im Beginne des zwölften Jahrhunderts wird zu Konstanz ein Reichstag gehalten; um dieselbe Zeit widersteht es muthig einem großen Heere von Baiern und Sachsen, die der Reichsverweser Heinrich der Stolze, ein Welfe, herangeführt. In seines Reiches freier Stadt Konstanz thronte mit seinen Fürsten Friedrich der Rothbart vom 11ten bis zum 23sten März 1153 und hörte die Klagen mailändischer Männer über die Tyrannen ihres Vaterlandes gnädig und zur Hilfe bereit an. Zu Konstanz empfing er im J. 1183 die goldenen Schlüssel der italischen Städte. Dreißig Jahre nachher erschien Friedrich II. vor Konstanz, das entscheiden sollte, wer die erste Krone der Welt zu tragen hätte. Es öffnete seine Thore dem Hohenstaufen und der Gegenkönig Otto, von Ueberlingen herbeieilend, fand sie verschlossen.

Die Reformation verunglückte in Konstanz, so reißend sie begonnen, so wild Hussens Manen mit Klostersturm und Kirchenraub, ja mit Versenkung eines Heiligenleichnams in den See (1529) geopfert worden war. Die Stadt

wurde (1548) von den kaiserlichen Spaniern nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt und verlor ihre Reichsfreiheit (1549).

Im dreißigjährigen Krieg erschienen Gustav Horn und von Hohentwiel aus der Württemberger Wiederhold vor Konstanz, beide vergebens. In der spätern Zeit zog sich, wie vom ganzen Bodensee, so auch von dieser Stadt, die Weltgeschichte zurück, ihre Einwohnerzahl, die zur Zeit des Koncils mit den Fremden 80,000 betragen, schmolz auf etwa 5000 zusammen und nur die Gebäude der verödeten Stadt mahnen noch an die alte Herrlichkeit. Kaiser Joseph II. suchte ihr durch noch heutzutage blühende Fabriken von Manufakturisten, Uhrmachern und Juweliren aufzuhelfen (1777); unter badischer Landesherrlichkeit wurde sie der Sitz des Seekreisdirektoriums und der deutsche Zollvertrag verspricht ihr endlich ein erneuertes Aufblühen. Die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt ist die Domstiftskirche, wie die meisten alten griechischen Tempel in Kreuzform gebaut, mit einer uralten, nun in einen Weinkeller verwandelten Krypta unter dem Chore. Das hohe Kirchengewölbe wird von 16 Säulen getragen, deren 18 Fuß hohe Schafte aus einem Steine sind. Die zwei gegen Abend stehenden hohen viereckigen Thürme, oben verbunden und mit eisernem Geländer eingefaßt, beherrschen die Stadt, die beiden Seen und das Gebirge und gewähren eine der herrlichsten Rundsichten. Sie sind seit dem Brande 1511, wo zehn Glocken zerschmolzen, neu aufgeführt. Der Haupteingang der Kirche zeigt auf seinen Thorflügeln aus Eichenholz die Lebensgeschichte Christi in bewundernswürdiger Arbeit. Hinter der Domsakristei ist unter einem sehenswürdigen Saal eine Kapelle mit Wandgemälden aus der Zeit und Schule von Martin Schön, in der untern Sakristei ein schätzbares Altargemälde aus Albrecht Dürers Zeit. In der Nebenhalle und im Innern des Domes sieht man Grabmäler berühmter Männer; das hölzerne Bild, das die Kanzel trug, wurde fälschlich für Huß gehalten und so lange beschimpft, bis man es in der neuesten Zeit entfernen zu müssen glaubte.

Sehenswerth sind ferner die St. Stephanskirche mit guten Bildhauerarbeiten Hans Morings vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts, das städtische Rathhaus, das Kaufhaus, in welchem auf dem Koncil Pabst Martin V. im J. 1417 gewählt worden, wie eine gleichzeitige Inschrift bezeugt; das Haus in der St. Paulsstraße, wo Huß ergriffen ward; der Friedhof, in welchem 1183 der Frieden Barbarossas mit den italienischen Städten geschlossen worden; die uralten Gebäude „Malhaus“ und „hohes Haus“; das alte Dominikanerkloster (jetzt die macairesche Fabrik) mit einer herrlichen alten Kirche und dem Grabmale des auf dem Koncil verstorbenen berühmten Philologen Emanuel Chrysoloras von Konstantinopel und dem abscheulichen Gefängniß des Märtyrers Huß; die alte Pfalz mit der herrlichen Aussicht auf den See; die hölzerne Rheinbrücke mit den steinernen Pfeilern, seit ihrer Erbauung im zwölften Jahrhundert viermal zerstört oder abgebrochen, im J. 1802 in den jetzigen Stand gesetzt; das alte Benediktinerkloster

Petershausen auf dem rechten Rheinufer mit leider verschwindenden Baudenkmalen.

Konstanz ist der Wohnort des berühmten edeln Prälaten Freiherrn von Wessenberg und der sehr ausgezeichneten Malerin Fräulein Marie Ellenrieder. Jener öffnet dem Fremden seine schöne Gemäldegallerie, diese ihr Atelier mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit.

Noch sind Vorstadt und Chorherrnstift Kreuzlingen in herrlicher Lage und eine andere Vorstadt von Konstanz, das Paradies, zu erwähnen, ein kleines, von etwa 60 Familien bewohntes Dörfchen von Gärtnern, Hirten und Fischern, deren Sprache, Kleidung und Sitten von den städtischen ganz verschieden sind, die sich aber von einem überaus fruchtbaren Boden redlich und hinreichend nähren.

Des Wanderers Paradies aber ist die ganze herrliche Gegend von den üppigen Ufern des Untersees an bis zu dem majestätischen Hochgebirge Vorarlbergs und Tyrols, das hinter dem durchschimmernden Obersee und dem felsigen bregenzer Walde dieses schöne Bild begränzt.

Hohentwiel und das Hegäu.

Kein passenderer Punkt ließ sich ausfindig machen, um mit und auf ihm von dem schönen Schwabenland in diesem Werke Abschied zu nehmen, als der seltsame Porphyrfels, der auf seiner äußersten Gränze gegen Süden, in trotziger Gebrechlichkeit hingelagert, mit andern ähnlichen Brüdern, doch schon seit mehr als einem Jahrtausend mit Mauern gekrönt, als Markstein bei seinem Eingang auf der Schweizerseite steht und in spätern Jahrhunderten bis an den Beginn des jetzigen das Land auch wirklich gehütet hat.

Nach Süden und Norden, nach Osten und Westen liegt Oberschwaben auf dieser Felskuppe zu unsern Füßen; ja, was wir hier*) von Land überschauen bis nach den Schneebergen hin, tief in die Schweiz hinein, war einst von dem vereinigten Volke der Schwabenalemannen bewohnt und besessen.

Wir stehen auf den Zinnen der Felsenveste Twiel,
Da treibet auf der Eb'ne der Blick ein weites Spiel
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte,
Hier ist kein Ziel zu finden als grauer Alpen Kette.

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,

---

*) Nicht auf dem Bilde; s. unten.

Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen —
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.*)

Wirklich ist hier nicht nur die Fernsicht auf das ganze Alpengebirge, von den walliser und berner Alpen bis zu den fernsten Tyrolergipfeln, höchst großartig, sondern auch die entgegengesetzte Aussicht auf die Hohentwiel umringenden isolirten Bergeskuppen, besonders aber der Niederblick über den See und die Ebene hin lachender und reizender als irgendwo. Die bedeutende Höhe des Felsenberges erlaubt freilich über die zu seinen Füßen ausgebreitete Landschaft nur eine Art von Landkartenaussicht, doch geben ihr die Menge von Dörfern und Städten den gehörigen Wechsel; man überschaut zu gleicher Zeit nicht etwa bloß wie auf niedrigeren Höhepunkten einzelne Abschnitte, die nur aus Wäldern bestehen, sondern Feld wechselt mit Wiesen und Wald, Hügel mit Thälern, Ruinen mit erhaltenen Burgen und Lustschlössern, Städte und stattliche Klöster mit Dörfern und unzähligen malerisch gelegenen Höfen.

Den reizendsten Anblick aber gewähren die Ufer des Sees, auf deren ununterbrochenes Garten- und Rebengelände kein Hügel (sie liegen alle zu tief, sie sind zur Ebene geworden) den Hinunterblick zu hemmen vermag. Der Obersee verliert sich hier breitverkürzt in blauer Ferne, nur die unterste Erdzunge zwischen Ueberlingen und Sernadingen streckt sich dem Auge entgegen. Desto vollständiger übersieht man hier den Untersee, der, vom eigentlichen Bodensee durch den auf eine Stunde Weges wieder zum Strome gewordenen Rhein getrennt, mit seinem eiförmigen Bassin ganz ausgebreitet vor den Augen des Wanderers liegt und dessen Mitte den schwimmenden Garten der Reichenau trägt, über den die Natur ihr ganzes Füllhorn von Segen ausgeleert zu haben scheint. Auch die Ufer dieses Sees sind unendlich reich und mannigfaltig; eine Menge Dörfer, die Städte Radolphszell und Steckhorn, im Hintergrunde das stolzere Konstanz, fassen den Rand ein. Aus dem südlichen Ende des Sees sieht man den Rhein, halb Strom, halb See, sich bis zur Stadt Stein fortwälzen, dort von engern Ufern aufgenommen und wieder entschieden zum Fluß geworden, sich nach Dießenhofen hinabschlängeln, der Stadt Schaffhausen und seinem Felsensturze in jugendlichem Uebermuth entgegeneilend. Hinter ihm bewaldete Hügel, Vorläufer des Jura, erhaben über die andern der Baiernberg, an seinem Fuße das hochgelegene Schloß der zürcherischen Stadt Regensberg noch sichtbar. Hinter dem See, dem Fluß und den Hügeln des Thurgaus, des Zürcherkantons und des Aargaus steigen die Alpen auf, links die tyroler in blaue Ferne gerückt; auch der Sentis tritt seitwärts; den Mittelgrund beherrschen hier die weißen Häupter des Glarnisch, des Dödi und der andern Gebirge von Uri und Unterwalden in breiten Massen und geschiedenen Gipfeln; rechts heben sich schneeweißer und spitzer

*) „Die Kammerboten in Schwaben." G. Schwabs Gedichte II. S. 182.

als alle übrigen die berner Alpen Schreck- und Wetterhorn, Jungfrau und Mönch hoch ins Blaue empor; hinter dem näheren Pilatus verlieren sich die walliser Berge in Dunst und Wolken.

Diese Aussicht hätte sich indessen nicht in ein Bild, nicht in drei zusammenfassen lassen, und da der Künstler den Bodensee mit Fernsichten wiederholt für unser Werk dargestellt hat, so zog er hier mit Recht den Anblick dem Hinausblick vor und hat uns eine willkommene Ansicht von Hohentwiel und den übrigen so malerisch gestalteten Burgen des Hegäus gegeben. Er war sehr überrascht, hier die Formen des italienischen Hochgebirges wiederzufinden, Berggestalten und Gruppen, wie sie sonst in ganz Schwaben nicht wiedergefunden werden. Sein Standpunkt, von welchem aus er so viele Burgen in einem Blicke zusammenzufassen wußte, war selbst eine alte Burg (Rosenegg); der ganze Nordwesten des Hegäus *) mit Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Staufen, Hohentwiel (das den Mägdeberg hier bedeckt) und Hohenrähen liegt vor unsern Augen; nördlich streckt sich das tiefere Land hin und wo auch dieses gegen den Horizont in die Höhe steigt, wird das Städtchen Aach sichtbar.

Von allen diesen Burgen betrachten wir zuerst den Kern unsers Bildes Hohentwiel. Wer auf diesem steilen Fels zuerst eine Burg erbaut und ihr den Namen Twiel gegeben hat, weiß Niemand. Sollte der Name Duellium urkundlich sein, so wiese dieser auf römischen Ursprung hin. Geschichtlich erscheint der Berg zuerst im zehnten Jahrhundert in der Empörung der Kammerboten Erchanger und Berchtold, wo diese kühnen Vasallen kurz vor ihrem Sturze den Berg besetzen und befestigen. Erchangers Gemahlin Bertha behielt den Berg als Leibgeding. Am Schlusse dieses Jahrhunderts hauset darauf die schöne, strenge, gelehrte Herzogin Hadewig von Alemannien, die jungfräuliche Wittwe Burkhards II., und läßt sich von dem blühenden Pförtner des Klosters St. Galler Eckehard in den alten Römern und Griechen unterrichten, ohne daß sich die Verläumdung an ihren Ruf wagte. Von dort herab herrschte die Männin, bis Alemannien oder Schwaben wieder ein Herzog gegeben ward. Damals stand auf Twiel ein von unbekanntem Gründer gestiftetes, von ihrem Gemahl erneuertes Kloster, das aber unter Kaiser Heinrich II. (im J. 1003) in das mildere Stein am Rhein hinab verlegt wurde. Twiel blieb inzwischen ein festes Schloß. Schon um diese Zeit schrieben sich Dienstmannen der Burg Herrn von Twiel, die auch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheinen, während das Schloß selbst noch immer Eigenthum der Herzöge von Schwaben war. Erst nach Konradins unglücklichem Ende gab sie der Kaiser Rudolph als ein heimgefallenes Schwabenlehen dem Hause seines Kanzlers Heinrich von Klingenberg. Bei diesem Geschlechte blieb

*) Dies ist der Name eines alemannischen Gaues zwischen der Donau und dem Untersee. Er hat sich im gemeinen Sprachgebrauch erhalten.

sie, bis im J. 1515 auch ein Heinrich von Klingenberg dem Herzog Ulrich von Württemberg das Oeffnungsrecht und dem Vertriebenen auch den freien Gebrauch der Veste überließ und Johann Kaspar von Klingenberg sie im Jahre 1538 ganz an diesen Herzog verkaufte. Seitdem ist sie, mitten im fremden Lande, immer in Württembergs Händen geblieben, hat im 30jährigen Kriege durch Wiederholds unsterbliche Vertheidigung und auch im spanischen Erbfolgekriege ihre Ehre bewahrt und erst im französischen Revolutionskriege schimpflich verloren, wo die unbezwingliche Festung von zwei schwachsinnigen Alten mit ihrer Invalidenbesatzung dem vorübereilenden und gar nicht ernstlich verweilenden General Vandamme überliefert und von den Erbfeinden Deutschlands sofort zertrümmert ward (Mai 1800).

Besteige der Leser mit uns die großartigen Trümmer, an deren Fuße auf halber Höhe des Berges ein braves Gasthaus, das mit der Försterwohnung und einigen andern Häusern den sogenannten „Meierhof" der Veste bildend, an die steile Felsenwand sich lehnt, willkommene Rast gewährt. Bis dahin bekleiden auch Reben den sanfteren Abhang des Berges auf der Sommerseite und gewähren dem Burgbesteiger einen nicht zu verachtenden Labetrank.*)

Von diesem Hofe schreitet man am Gottesacker vorbei die Höhe, die von hier an aus lauter schroffen Felsen besteht, hinan auf einer wohlgepflasterten Heerstraße. So gelangt der Wanderer in weniger als einer Viertelstunde an den ersten Eingang der Festung, nachdem sich schon rechts und links die schönste Aussicht eröffnet hat. Zwei Gewölbe führen uns hier in den Vorhof; dann geht der Weg durch ein Portal zur ersten Zugbrücke der Veste. Die Ruinen, die hier zur linken Seite stehen, waren einst Kaserne, Wirthshaus, Wohnung des Arztes, zur rechten befanden sich die Wohnungen einiger Officiere. Die Mitte des Thorhofes bildete einen geräumigen Platz, in welchem noch der schönste, jetzt theilweise verschüttete Ziehbrunnen der Burg gefunden wird. Der immer steiler werdende Weg führt nun zu einer zweiten Zugbrücke, die ein starker Pfeiler stützt. In der Nähe genießt man hier an einer Schanze abermals eine umfassendere Aussicht und steht an einer senkrechten Felswand von wohl 400 Schuh, an deren Fuß sich die Straße den Berg hinanzieht. Hier kommt der schöne Natrolith zu Tage, der eine seltene Zierde dieses Berges bildet. Ein Blick umher zeigt die lieblichste Gruppirung der Burgen Staufen, Stoffeln, Höwen, Mägdeberg. Jetzt erwartet uns die dritte Zugbrücke, in deren Nähe die Handwerksleute der Festung wohnten. Jenseits der Zugbrücke stand rechts das Haus des Kommandanten, links erblickt man die Ruinen eines Gebäudes, an dem oben noch das Stück eines schönen Säulenknaufes sichtbar ist und das sich in einem Halbkreis um die südöstliche Seite der Burg

*) Bei der Topographie der Trümmer gründet sich unsere Darstellung auf eine erschöpfende briefliche Mittheilung des Herrn Pfarrvicar Schönhut von Hohentwiel.

herumzieht. An diese Kaserne heftete sich noch der Name „Klosterbau“, der an uralte Zeiten erinnert. Der Name wird gerechtfertigt durch den schöngewölbten Gang, der sich unter dem Gebäude hinzieht, aber größtentheils verschüttet ist. An verschiedene Gebäude schließt sich sodann die Kirchenruine, die von verhältnißmäßig großem Umfange ist und in deren offene Fensterwölbungen der Himmel hoch hereinsieht. Am besten erhalten ist der Thurm, einst noch um ein Stockwerk höher, von welchem zehn Glocken ins tiefe Thal hinab erklangen. Diese Kirche war von dem frommen Wiederhold ganz aus feindlicher Beute erbaut und begabt worden. Alle die bisher beschriebenen Gebäude umschließt ein schöner Hofraum, der zum Paradeplatz der Besatzung diente und in dessen Mitte eine hohe Linde grünte, die leider auch unter den rohen Händen der Burgzerstörer fiel.

Von einer kleinen Bank, welche die lieblichste Aussicht auf den See und die Schweizergebirge gewährt, läßt sich hier die Runde um die übrige Burg vollenden. Ein kleines gegen Südwesten gekehrtes Portal führt hier zu einer Leiter. Diese hinabgestiegen, steht man auf dem obern Theil des sogenannten Rondels; eine runde Oeffnung führt weiter hinab auf eine halbzerstörte Wendeltreppe, die in das Innere eines Bauwerkes führt, dessen Struktur bei weitem interessanter ist als alle übrigen Theile der Burg. Das backsteinerne Gewölbe hat ganz die Form einer kleinen Citadelle; ringsum sind Schießscharten angebracht, in welchen früher Kanonen gestanden zu haben scheinen. Der Bau war von solcher Festigkeit, daß selbst die Zerstörung der Eroberer hier ihre Absicht nur unvollkommen erreichen konnte. Dies Rondel stammt, seiner Bauart nach zu urtheilen, wenigstens aus den Zeiten Herzogs Ulrich von Württemberg. Es bildete den größten Thurm der Veste, welcher wahrscheinlich an die Stelle eines nicht weit entfernten älteren Thurmes trat, der die Bestimmung hatte, die hier weniger abschüssige Seite der Festung gegen feindliche Angriffe zu decken. Später wurde dies Rondel zu einem Laboratorium verwendet, weil es mit den übrigen Festungswerken weniger in Verbindung stand. Schon um der Aussicht willen, die eine seiner wohlerhaltenen Fensteröffnungen bietet, ist dieses Gewölbe des Besuches werth. Man sieht hier in behaglicher Sicherheit über die westliche Felsenwand hinab, welche die allersteilste des Kegels ist. Uns zu Füßen liegt die untere Veste, deren Trümmer man nirgends in so trauriger Gruppirung vereinigt überschauen kann wie hier. Von dem Rondel emporgeklommen, wenden wir uns zuerst einem der Fensterbogen zu, wo uns ein eigenthümlicher Ausblick erwartet. Den Vordergrund bildet hier die Ruine Rosenegg. Eine Frau dieses Geschlechts, verehelichte Freifrau von Thengen, hat im Schwabenkriege bei der Belagerung von Thengen durch die Schweizer auf dieselbe Weise Treue an ihrem Ehegemahl bewiesen wie die Weiber zu Weinsberg und die Geschichte berichtet uns ein Mann, welcher der Begebenheit im Jahre 1499 als Augenzeuge zugesehen hat. Zum schönen Hintergrunde dient der Burg Rosenegg die Ge-

birgskette der Schweiz. Die Wanderung durch die Felsruine führt jetzt um die Kanten eines schon früher erblickten viereckigen Gebäudes herum; hier führt ein Durchbruch zu dem eingegangenen Thurme, dessen oben Erwähnung gethan worden ist. Von dieser Oeffnung geht man gerade dem Gebäude zu, das den Namen der „fürchterlichen Burg" führt, an bedeutenden Trümmern vorüber, wo die Windmühlen gestanden haben sollen, die Wiederhold errichtete, als die Mahlmühle von den Oesterreichern zerstört worden war. Ein kleiner auf einem Felsen ruhender Durchgang führt in jene „Burg", welche die höchste Spitze des Bergkegels bildet. In ihrem Hofe öffnet sich eine köstliche Aussicht durch das Hauptportal der Burg, das die Jahrszahl ihrer Erbauung, 1554, trägt; wie von einem Rahmen eingeschlossen, steigt hier aus der Tiefe der unserer Veste verbrüderte Kegel des Krähenberges empor, der für sich allein gesehen nirgends, selbst auf unserem Bilde nicht, wo er doch so vortheilhaft hinter seinem Bruder in schwarzem Schatten hervorragt, so malerisch gesehen wird; durch das Gemach, das sich dem Portale anschließt, erblickt man als ein zweites reizendes Bild das Städtchen Aach.

Dies ist die Stelle, wo nach dem Plane des für seinen Wohnsitz begeisterten und unermüdlich thätigen Pfarrverwesers von Hohentwiel Wiederholds Denkmal aufgerichtet werden soll*), und für uns der beste Ort, von diesem heldenmüthigen Vertheidiger Hohentwiels zu sprechen.

Konrad Wiederhold, 1598 zu Ziegenhain in Hessen geboren, im 17ten Jahre als gemeiner Reiter in hanseatische Kriegsdienste getreten, im Dienste der Republik Venedig mit der Behandlung des groben Geschützes vertraut geworden, seit 1619 württembergischer Rittmeister, wurde nach ruhmvollen Kriegsthaten in Folge der unglücklichen nördlinger Schlacht (1632) auf Hohentwiel gesetzt, dies Kleinod seinem Herzog zu erhalten. Bald war Schwaben von den kaiserlichen Heeren überschwemmt, alle Vesten des Landes waren gefallen; nur Twiel stand wie ein einsamer Fels in dem tobenden Meere fest. Vierzehn Jahre vertheidigte er den Platz gegen die verschiedensten Heere; im Flug überfiel er die feindliche Nachbarschaft auf viele Meilen weit, jetzt Heiligenberg beim See, jetzt Wildenstein an der Donau, schlug einen Sturm der Kaiserlichen, die schon in den Vorhof seiner Veste gedrungen waren, glücklich ab, widerstand mit nicht geringerem Muthe dem wiederholten Befehle seines von den Feinden bedrängten und freien Entschlusses beraubten Herzogs, die Festung zu übergeben, trotzte den Spaniern, die auf der Ruine Staufens Posto gefaßt hatten, den Kaiserlichen und dem Rathe der Stadt Schaffhausen, die ihn theils mit Waffen, theils mit Worten belagerten, überrumpelte und

*) Es wird aus einer in Eisen gegossenen Büste Wiederholds bestehen, die ein Fußgestell aus Steinen der Burg erhält, zu welchem noch zwei vorhandene Denksteine mit einer Inschrift vom J. 1649 verwendet werden. Die Büste selbst soll zunächst auf einen alten Säulenknauf zu ruhen kommen.

eroberte durch eine glänzende Waffenthat das nahe Ueberlingen und füllte unangefochten „Bauch und Seckel“, wie seine Feinde klagten, vom Raube der Umgegend. Er hatte die Freude, die Veste wohlbehalten und wie im Friedensschmucke glänzend im Jahre 1648 seinem Herrn zurückzugeben. Noch einmal ritt der fröhliche Held von seinem Berge hinunter nach Ueberlingen, seinen guten schwedischen Freunden Valet zu sagen und die Geschütze in Empfang zu nehmen, welche sie seinem Herzog als Geschenk bestimmt hatten. Dann zog er sich in den Friedensdienst zurück, baute sich ein hübsches Schloß zu Neidlingen am Fuße des Reisensteins, den der Leser aus unserm Werke kennt, und liegt zu Kirchheim an der Teck, wo er als Obervogt 1667 starb und nun auch ein Denkmal erhalten hat, begraben.

Nach dieser vom Orte selbst gebotenen Abschweifung schicken wir uns an, die Wanderung durch die Trümmer der Festung zu vollenden. Zunächst am Portale befindet sich der Rittersaal mit der Aussicht auf die Burgen, den See und die Gebirge. Wir übergehen einige Gemächer und Gewölbe, steigen — freilich auf keiner gemächlichen Leiter — an dem zerrissenen Gestein aufwärts und befinden uns jetzt auf dem Thurme, der ohne eigentlichen Zusammenhang mit dem übrigen Festungsbau vielleicht zu den Ueberbleibseln der ältesten Befestigung dieses Berges gehört. Derselbe steht so ziemlich in der Mitte des ganzen Burgbaues. Durch mehre angränzende Gemächer wieder herausgetreten, kehren wir uns der andern Vorderseite der Burg zu, wo eine andere Reihe von Zimmern größere Bedeutsamkeit erhalten hat. Im ersten derselben schmachtete ein Held des Friedens — wie Wiederhold ein Held des Krieges war — der edle, gelehrte und freimüthige Johann Jakob M o s e r, der Konsulent der württembergischen Landstände, beinahe fünf Jahre lang in unverschuldeter Gefangenschaft (vom 12ten Juli 1759 bis zum 25sten Septbr. 1764), unverhört und ungerichtet. Kein Schreibzeug, kein Buch außer der Bibel und Gebetbüchern wurde dem Gelehrten, dessen geistige Speise das Studium der Wissenschaft war, vergönnt; mit seiner erfinderisch geschärften Lichtputze beschrieb er die jetzt zerfallenen Wände mit frommen geistlichen Trostliedern. In einem andern Gemache saß der preußische Werbeofficier von Knobelsdorf; als Jüngling von 20 Jahren eingesperrt, verließ er den Kerker mit grauen Haaren. Im dritten Gefängnisse saß der Oberst Rieger, dessen Schicksale Deutschland aus einem Aufsatze Schillers, „Spiel des Schicksals“ überschrieben, kennt. Ignoblere Gefangene, den Gauner Hannikel mit seiner Bande, beherbergte das noch wohlerhaltene Gewölbe unterhalb der Kirche.

Noch sind die Kasematten unter der Burg, das Duellium subterraneum, des Besuches werth. Die erste, von dem beschriebenen Thurm unterhalb dem Portal in einer Länge von wenigstens 30 Fuß hinlaufend, war in früherer Zeit ein Weinkeller; seine linke Seite ist in die Felsen des Berges gehauen. Von ihm steigt man in ein bedeutend tieferes Gewölbe, an dessen rechter Flanke ebenfalls noch die Felsen hervorragen; aus ihm wieder aufwärts in ein drittes,

mit dem ersten in einer Linie liegendes, an dessen rechter Seite der Fels gleichsam ein steinernes, zu beiden Seiten untermauertes Thor bildet. Dies letztere Gewölbe war in Gemeinschaft mit dem „Drachen" und dem „Löwen", zwei östlichen Pulverthürmen der Festung, zur Aufbewahrung der Munition bestimmt; es hieß deswegen auch das Kugelgewölbe. — Das nöthige Quellwasser lieferte die untere Festung, in der obern befanden sich nur Cisternen. Fünfhundert und sechzig Personen im Ganzen bevölkerten den Berg, darunter die wenig zahlreiche Besatzung, der in der letzten Zeit ein Kommandant und ein Vicekommandant vorstand. Jetzt ist Alles Ruine und der Meierhof allein bewohnt.

Nur ungern trennt man sich von den großartigen Trümmern, deren vielfältige Lücken und Fensterhöhlen Himmel und Erde gleichsam zu sich hereinziehen und eine bunte Menge der verschiedenartigsten eingerahmten Bilder zeigen.

Betrachten wir Hohentwiel in Verbindung mit seinen Brüderbergen, die sich auf unserm Bilde in so malerischer Gruppirung um dasselbe reihen, so fällt die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Berge, sofern sie für den Geognosten interessant sein müssen, schon dem Laien ins Auge. Es sind im Ganzen acht vulkanische Bergkegel, wovon zwei auf der vorliegenden Gruppe durch die übrigen verdeckt, die mitten aus dem Bodensatze alter Fluth aufsteigen, lauter wunderbare hutförmige Berge, steil aus dem fruchtbaren „Hegäu" emporstrebend, das vielleicht von ihnen den Namen „Höwgäu, Höhengau" erhalten hat. Der größte darunter ist unser Hohentwiel. Sein Gestein besteht hauptsächlich aus Porphyrschiefer oder Klingstein, eine Steinart, deren Grundmasse Feldstein ist, mit sehr vielen fremdartigen Beimengungen. Man findet in demselben ein geschätztes Fossil, den Natrolith, theils derb als Ausfüllungsmasse der Spalten, theils in kleinen kugeligen strahligen Bildungen, von gewöhnlich braungelber Farbe. Aus ähnlichem dem Basalt oft verwandten Klingstein bestehen auch die benachbarten Bergkegel, der Staufen, Mägdeberg, Hohenkrähen u. s. w.; der Hohenstoffeln dagegen ganz aus Basalt, dessen einfache, schwere, bläulich schwarze Masse häufig schöne Fossilien einschließt. Die neuesten Forschungen haben es sehr wahrscheinlich gemacht, daß Klingstein, Basalt und andere verwandte Gebirgsarten nur durch unterirdisches Feuer veränderte und in die Höhe gehobene primitive Massen sind.

Der ebengenannte Hohenstoffeln ist der erste Berg links auf unserer bildlichen Darstellung. Er trägt auf seinen drei Basalthügeln gleich einer dreifachen Krone die Trümmer dreier Burgen und seine Aussicht ist nicht minder reich und reizend als die, welche von Hohentwiel herab genossen wird; nicht weniger als zwölf alte Burgen sind hier in der nächsten Nachbarschaft erkennbar. Sein Name wie der Name Staufen rührt von dem altdeutschen Stouf, Stauf her, welches Berg (Bergstufe) bezeichnet. Stöfelen, Bergeskuppe, ist der älteste Name des Berges und des Geschlechts, das sich davon

schreibt. Schon im J. 1034 ward Norbert von Stofelen, ein kriegerischer Mann, später Begleiter Heinrichs III. auf seinem Römerzuge, der Erbauer Appenzells, Abt zu St. Gallen. Zweiundzwanzig Jahre nachher saß auf Befehl Heinrichs III. der Bruder Kaiser Konrads II., der Bischof Gebhard von Regensburg, einer Verschwörung mit Welf III., Herzog von Kärnthen, beschuldigt, kurze Zeit hier „in Stofola“ gefangen. In den folgenden Jahren kommen die Herrn von Stoffeln häufig vor und der Berg kann sich mit großer Wahrscheinlichkeit auch den Sänger Konrad von Stoffeln vindiciren, der in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts ein noch ungedrucktes Gedicht geschrieben hat, „Gabriel von Montavel, oder der Ritter mit dem Bock“ genannt, dessen Stoff aus dem Fabelkreise der Tafelrunde genommen ist und den der Dichter, wie er selbst sagt, „zu Hispania“ gewonnen.

Der nächste namhafte Berg auf unserm Bilde — nur ein burgloser Rücken steht vorwärts zwischen ihm und Stoffeln — ist Hohenhöwen, von dem vielleicht das ganze Hegäu seinen Namen hat, wie er selbst den seinen von Höhe. Das Geschlecht, das sich hier wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert festsetzte, kam aus dem fernen Hessenlande und war ein Zweig der Grafen von Ziegenhain, deren Wappen es führte. Es besaß hier bis ins 14te Jahrhundert eine ansehnliche Herrschaft mit dem Städtchen Engen, gab dem Hochstifte Konstanz mehre Bischöfe und starb im 16ten Jahrhundert aus.

Zwischen Hohenhöwen und Hohentwiel sieht auf einem kleineren Hügel die Burg Staufen hervor, die ein komisches Mißverständniß eines berühmten topographischen Werkes einst zur Stammburg der Hohenstaufen stempeln wollte. Die Burgtrümmer, die im Hegäu diesen Namen tragen, liegen nur eine Viertelstunde nordwestlich von Hohentwiel und waren einst als Schloß sammt der Herrschaft desselben Namens dem Kloster Petershausen zugehörig. Schwerlich nannten sich Edelleute davon.

Der Mägdeberg, ein fünfter Kegel, wird auf dem vorliegenden Bilde ganz von Hohentwiel zugedeckt. Er trägt die Ruinen einer Burg, die das Kloster Reichenau bauen ließ und die, damals württembergisch, schon im J. 1360 durch den Bund der Seestädte gegen König Wenzel zerstört wurde. Eine Wallfahrt zu den heiligen (eilftausend?) Jungfrauen hatte ihm den Namen mons puellarum gegeben.

Auf dem niedrigsten, aber steilsten zuckerhutähnlichen Vulkanskegel, für unser Auge rechts von Hohentwiel, stehen die Trümmer von Hohenkrähen, im Munde des Volkes Kreihen. Sie ist die sagen- und geschichtsreichste dieser Burgen. Schon das 13te Jahrhundert kennt Edle von Kreigin, die aber im folgenden Jahrhunderte verschwinden. Ums J. 1540 zogen sich die tapfern Vorfechter Zürichs im Kriege gegen die Eidgenossen, die, erst sechzehn, endlich sechzig an der Zahl, „die Zürcherböcke“ hießen, unausgesöhnt auf dieses Asyl zurück, dessen Schloßrecht sie erkauft hatten, um dem

Frieden nicht länger im Wege zu stehen. Die Schweizer selbst, ihre ehemaligen Feinde, sprachen für sie, ja, Landammann Frieß von Uri ließ sich verlauten, man könnte diesen Böcken, so lange sie verbannt seien, selbst neue Feindseligkeiten, ja sogar die Gefangennehmung eines großen Eidgenossen nicht übel nehmen. Das ließen die Böcke sich nicht zwei Mal sagen, und als derselbe Ammann im Marktschiffe den Zürchersee hinunter fuhr, brachen aus einer Bucht zwei bewaffnete Nachen hervor: es waren die Böcke. „Gebt Euch, Ammann Frieß von Uri! fürchtet nichts!“ riefen sie. „Euch ist gut rathen, liebe Gesellen!“ sagte der Gefangene, redlich und darum unerschrocken, im Hinübersteigen; „ich aber meinte nicht, daß der Rath mich treffen soll!“ Die Böcke führten ihn auf Hohenkrähen, bewirtheten ihn gastlich, behielten ihn aber, bis Itel Reding, das Haupt der Eidgenossen, unmuthig dreihundert Gulden für den Gefangenen hinlegte und ihm die Rückkehr gestattet ward. Den Untergang der Burg führte auch eine romantische Geschichte herbei. Stephan Haußner, ein Edelmann, entführte seine Geliebte, eine schöne Bürgerstochter von Kaufbeuren, auf seine Burg Hohenkrähen, sandte mit seinen Raubgenossen den Kaufbeurern einen Absagebrief und verwüstete die Gegend den ganzen Sommer 1512. Aber die Städter hatten einen Fürsprecher bei Kaiser Maximilian an dessen Bartscheerer und lustigem Rathe Kunz von der Rose, der ein Bruder Georg Kreßlings, eines der gefangenen Kaufbeurer, war. Dieser flehte beim Kaiser um Genugthuung. Der berühmte Bundeshauptmann Georg von Frondsberg erschien im November mit nicht weniger als 8000 Mann und 10 Stücken Geschützes vor der Veste; auch die Augsburger hatten zwei „Nothschlangen“, Pulver und Büchsenmeister geschickt. Und nun setzten „der Siegmund und das Kätterlin“ — dies waren Namen der gröbsten Geschütze — den Jungfernräubern so lange zu, bis sie entflohen oder Gnade erhielten. Nur Stephan Haußner, in der Kirche eines Nachbarstädtchens ergriffen, ward enthauptet. Das mit Felsstücken verrammelte Schloß zerstörten die Bundesvölker.

Drollige Geschichten erzählt sich das Volk von dem „Poppele auf Hohenkrähen“, dem Geiste weiland Herrn Johann Christian Popelius, Schirmvogtes einer verwittweten Freiin von Hohenkrähen, der hier seit Jahrhunderten umgehen oder, wie der Schwabe sagt, „laufen“ muß. Er ist ein lustiges Gespenst; den Dreschern wirft er die Garbenstöcke auseinander, den Bauern spannt er Ochsen und Pferde verkehrt ein; unerwartet sperrt er auf ebenem Wege die Räder der Herrenkutschen; wo müde Glas- oder Eierträger um den Weg sind, da verwandelt er sich in einen Baumstrunk, und wenn sie sich niederlassen wollen, verschwindet er, daß sie sich mit ihrer zerbrechlichen Last auf den Boden setzen. Einmal ist er vor die Stadt Radolphszell am Untersee gekommen und hat dort so hell das Posthorn geblasen, daß der Wächter ans Thor eilte, aber höchlich verwundert war, Niemand zu treffen. Man sieht es, dem ächt alemannischen Geiste fehlt nur ein Hebel, um

ihm zu seiner lästigen physischen Unsterblichkeit auch eine poetische zu verschaffen.

Mit diesem heitern Spuke des harmlosen Volksglaubens verlassen wir das Hegäu und unser schönes Schwabenland, so weit es in diesem Werke Raum gefunden hat. Wenn Beschauer und Leser bei den Naturschönheiten dieses vom Himmel gesegneten Landes und den geschichtlichen Erinnerungen, die sich an seine meisten Punkte knüpfen, mit einiger Lust verweilten, so wird es den Künstler nicht gereuen, vor manchem Berg und Thal, Felsen und Wassersprudel, mancher Burg und Stadt in Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein Tage lang gesessen und das, was er hier zu mühelosem Genusse bietet, mit Arbeit und Anstrengung ausgesucht und mit gewissenhafter Sorgfalt auf sein Blatt gebannt zu haben; es wird dem Verfasser des Textes nicht leid sein, diesen ausgewählten Bildern ein eigenes Studium gewidmet, so viele Bücher durchsucht, den Erfund verarbeitet und überall, wo der fremde Buchstabe nicht ausreichte, zum Wanderstabe gegriffen und Auge, Kopf und Herz an Ort und Stelle mitgenommen zu haben.

ZUR BIBLIOTHEK DER ... KRIEGER ... VON KERNRIED GEHÖRIG

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Schwab, Gustav,

Schwaben Mit 30 Stahlstichen

Leipzig 1846

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- K-K 118 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11254902-1